This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

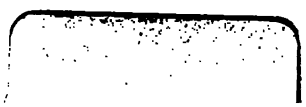
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

610.2
S341.9
M612 Harvard Divinity School

ANDOVER-HARVARD THEOLOGICAL
LIBRARY

MDCCCCX

CAMBRIDGE, MASSACHUSETTS



Schleiermachers

und

C. G. von Brinkmanns

Gang durch die Brüdergemeine.

Von

E. R. Meyer

Oberlehrer in Wohlau.

Leipzig

Verlag von Friedrich Jansa

1905.

610.2
S 341.9
M 612

ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY
CAMBRIDGE, MASS.

Dem theologiſchen Seminar der Brüdergemeine in Gnadenfeld

zu ſeiner 150jährigen Jubelfeier

und inſonderheit

dem Pädagogium der Brüdergemeine in Niesky

in dankbarer Erinnerung an unvergeßlich ſchöne und reiche Jugendjahre

gewidmet

vom Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

I. Pleß und Anhalt. 1778—1783. Das herrnhutisierte Elternhaus. 1

II. Das Herrnhutertum jener Zeit.
a) Religiöses Ideal und religiöse Gemeindeorganisation 19
b) Der Kultus jener Zeit 29
c) Die Verfassung jener Zeit 44
d) Der echte Bruder jener Zeit 48

III. Gnadenfrei. 5. April—11. Juni 1783. Erste Regung des inneren Lebens; Entschluß, Herrnhuter zu werden um jeden Preis. Lottes Leben 59

IV. Niesky. Schleiermacher wird äußerlich und innerlich ein Herrnhuter.
a) Die Gemeine und ihre Geistlichen 74
b) Das Pädagogium . . . . . .
1. als Internat 80
2. als Schule 87
3. Einige von Schleiermachers Nieskyer Lehrern 99
4. Beurteilung des Pädagogiums 111

V. Schleiermacher als Pädagogist (14. Juni 1783—17. September 1785). Freundschaft und Griechentum 120

VI. Schleiermachers religiöse Entwickelung im Pädagogium 132

VII. Barby.
a) Das Leben im Konvikt 159
b) Das Seminar als wissenschaftliche Anstalt und Schleiermachers Dozenten 170
c) C. G. von Brinkmann als Seminarist. Herbst 1782—1785. Auszug aus seinen Tagebüchern 178
d) Schleiermacher als Seminarist. (22. September 1785—April 1787.)
1. Das erste Jahr. Die erste Blüte des Geistes 199
2. Schleiermacher ringt sich zur Freiheit durch. September 1786—April 1787 221

VIII. Ausklang. Der Exherrnhuter. 1787—1794. Albertinis Leben. Karl Schleiermacher 245

IX. Die späteren herrnhutischen Berührungen und Äußerungen Schleiermachers, des Herrnhuters höherer Ordnung, 1794—1834 . . . 257

Anhänge.

I. Die innre Umwandlung des Vaters in Gnadenfrei 1778. Seine Predigten von 1760—1794 269

II. Verteidigung des Vaters Schleiermacher gegen den amtlichen Vorwurf des Herrnhutianismus 273

III. Freiherr von Moser 1776 über die Gemeinerziehung älterer Zeit . 276

IV. Notizen über C. G. von Brinkmann 280

Abkürzungen.

Bloße Seitennennung z. B.: (S. 23) bezeichnet Seiten dieser Schrift.

Angaben wie IV 110, ohne weiteren Zusatz, bezeichnen Band und Seite aus dem Briefwechsel Schleiermachers. (Aus Schleiermachers Leben. In Briefen.) Bd. 1 u. 2 zitiert nach der 2. Aufl., 3 u. 4 nach der 1. Aufl.

Auch mit den Briefen, die mit bloßer Angabe des Datums zitiert sind, sind stets Briefe dieser Sammlung gemeint.

Archiv = Archiv der Brüdergemeine in Herrnhut.

Dia. = Diarien der Brüdergemeinen Barby, Gnadenfeld, Gnadenfrei, Niesky. Diese, von dem ersten Geistlichen geführt, sind z. T. so eingehend, daß sie über jeden Versammlungshalter der drei täglichen Gottesdienste, jeden Besuchenden, Verreisenden, in die Gemeine Aufgenommenen, Konfirmanden usw. berichten. Diarium von Niesky z. B. gibt für alle in Okelys Tagebuch (Juni 1785) erwähnten kirchlichen und öffentlichen Angelegenheiten völligen Aufschluß.

Fries SB. = Selbstbiographie, von Fries geschrieben 1837 mit 64 Jahren, später mit Zusätzen versehen; teilweise aufgenommen in den Aufsatz Schleidens, eines Schülers von Fries: „J. Fr. Fries, der Philosoph der Naturforscher". Westermanns Monatshefte 1857.

Henke = Henke: J. Fr. Fries 1867. Wo die Zitate aus der SB. bei Schleiden und Henke abweichen, folge ich Schleiden.

JB. = Etwas über die jetzige innere Verfassung der Herrnhuter. 2. Aufl. Leipzig, Köhler 1790. Anonym. Verfasser Gottlieb Reichel, Brinkmanns Kamerad.

N. = Nachrichten aus der Brüdergemeine. Die amtliche Zeitschrift der Gemeine; bis 1818 handschriftlich, von da ab dauernd gedruckt. An allen Stellen, wo ich sie ohne weitere Bemerkung zitiere, sind gemeint die Lebensläufe der Personen, von denen grade die Rede ist.

Nvk. = Novemberkonferenz vom 20.—30. November 1787 in Herrnhut unter Vorsitz von Spangenberg zur Beratung über Pädagogium und Seminar. Für uns wesentlich, weil darin das Seminar, $^1/_2$ Jahr nach Schleiermachers Entfernung, vom Inspektor Baumeister mit bewundernswerter Offenheit charakterisiert wird. Das Protokoll darüber im Archiv.

Prot. = Protokolle. Zumeist zitiert die der UÄC., der Direktion der Gemeine (jetzt im Archiv). Gelegentlich die der Ältesten-

Konferenzen von Gnadenfrei, Niesky, Barby. Die Ältesten-Konferenzen waren die leitenden geistlichen Behörden der Einzelgemeinen.

SB. = Schleiermachers Selbstbiographie von 1794 im 1. Band des Briefwechsels, mit 26 Jahren geschrieben, vor dem Eintritt in den Kirchendienst, in der Zeit des weitesten Abstandes von der Gemeine.

SW. = Schleiermachers sämtliche Werke.

UÄC. = Unitäts-Ältesten-Conferenz, damals Name der obersten Behörde der Gemeine. Von mir meist bezeichnet als Oberbehörde, Direktion, Unitätsdirektion.

v. Schw. = von Schweiniz: Kurzgefaßte Lebensbeschreibungen und Charakterschilderungen. 2 B., handschriftlich, 1833, Archiv.

Größere Selbstzeugnisse über Pädagogium und Seminar.

Außer den eben genannten Selbstbiographien von Schleiermacher und Fries

I. C. G. von Brinkmanns Tagebücher. (Graf Wachtmeister, Åkrup, Schweden.)

a) aus Nieskyer Schülerzeit. Flüchtig benutzt 1779, 1781/82.

b) Die Barbyer sehr ausführlichen Tagebücher 1782—85, die Kap. VIIc zugrunde liegen.

c) Ein langer Aufsatz von ihm über Pädagogium, Seminar und sich selbst in Form eines Briefes an Zembsch 1803. Gedruckt in Gammerts Geschichte des Pädagogiums. Von mir zitiert als Zembschbrief 1803. Von Schleiermacher erwähnt IV 87; 113.

II. G. M. Schneiders Tagebücher (jetzt im Besitze des Herrn Predigers Schneider, Herrnhut).

a) aus Nieskyer Schülerzeit 1777, 5 Jahre vor Übergang nach Barby.

b) Mein Seminariumleben 1782—1785. a und b liegen nur im Exzerpt des Verfassers vor.

c) Seine Nieskyer Lehrerzeit, im Original vorliegend. Benutzt 1785—1789. Sehr ausführlich. Für die Geschichte des Pädagogiums von sehr hohem Werte, namentlich für die Reformen der Nvk.; gibt z. B. sämtliche Aktusprogramme. Schneider 1798—1809 Prediger und Mädchenanstaltsinspektor (?) in Gnadenfrei, als welcher er Lotte Schleiermachers Vorgesetzter gewesen wäre; korrespondierte noch 1822 mit ihr. In Gnadenfrei besuchte ihn Schleiermacher 1802, 1809, erwähnt ihn mehrfach gegen Lotte und Brinkmann, z. B. IV 87. 1818—36 im Missionsdepartement der Unitätsdirektion. Schneider, durch und durch Herrnhuter, Antipode seines Kolonnengenossen Brinkmann in Barby, der ihn albern

bigott nennt, ordentlich à la Pastor Göze, behauptet, er tolle in der geistlichen Narrheit. Den Brinkmann nennt Schneider den Hauptschwadroneur, bekämpft seine neologischen Anwandlungen, ist dazwischen wieder tief erbaut von Brinkmanns Hingegebenheit an den Herrn.

III. Von Okely (Nachlaß Schleiermachers).

a) aus Nieskyer Schülerzeit: „Tagebuch vom Monat Juni 1785". $^1/_4$ Jahr vor Übergang nach Barby. Von vornherein zur Lektüre der Freunde, unter die der darin nicht erwähnte Schleiermacher noch nicht gehörte, geschrieben.

b) aus Barbyer Seminarzeit: „Tagebuch meiner Ideen"; nur sieben Tage seines dritten Semesters umfassend, 20.—26. September 1786, die Zeit des ersten Konfliktes mit den Lehrern. Es gibt kurz seine täglichen Gedanken. Am 20. September z. B.: 1. Traum, den er gehabt. 2. Ob Baumeisters Behauptung anläßlich Phil. 2, 3 richtig, daß gescheuteste Männer dem Verrücktwerden näher als minder gescheute. 3. Wie es psychologisch zu verstehen sei, daß Albertini den Schleiermacher gerufen habe, ohne selbst nachher zu wissen warum. 4. Berkeleys Idealismus im Unterschied zu dem Kants. 5. Innrer Zustand Hollands. 6. Über den neuen König von Preußen. 7. Über den neuen Landgrafen von Kassel. (4—7 offenbar durch Zeitschriften angeregt.)

Mehrfach genannte Schüler von Pädagogium und Seminar, nach Kolonnen geordnet.

Das Datum bezeichnet Austritt aus dem Pädagogium, Eintritt ins Seminar. Alle $1^1/_2$ Jahre wurde eine Kolonne aus ersterem in letzteres versetzt. Da der Aufenthalt im Seminar drei Jahre dauerte, waren dort stets zwei Kolonnen zusammen. Die Barbyer Zeitgenossen lassen sich danach nach folgender Liste leicht feststellen. So war Brinkmann (aus Kolonne 1782) z. B. $1^1/_2$ Jahre in Barby zusammen mit Kolonne 1781, $1^1/_2$ Jahre mit Kolonne 1784. Die, deren Tagebücher oder Lebensläufe ich benutzt habe, versehe ich mit dem Zusatz Tagebuch, Lebenslauf.

Ostern 1781. **Karl B. Garve**, bekannter Kirchenliederdichter, Übersetzer, Schriftsteller; Fries' Lehrer in Pädagogium und Seminar. Lebenslauf. — **Hartley**; Lebenslauf. Beide später unter Schleiermachers Lehrern. — **Hüffel**, Fries' „unvergeßlicher" Lehrer.

Herbst 1782. **C. G. von Brinkmann**, später Diplomat, Lyriker, lebenslänglicher Freund Schleiermachers, der ihm die zweite Auflage seiner Reden über die Religion widmete. Tagebuch. Zembschbrief 1803. Briefe an Fr. R. Frütauff. Schleier-

machers Briefe an ihn im 4. Bande. — **G. M. Schneider**; Tagebuch, Lebenslauf. — **Gottl. Reichel**, anonymer Verfasser der JW. Ostern 1783 aus Seminar entlassen. Ursache nach Schneider unverdaute Lektüre, zu deutsch Heterodoxie. Ging nach Leipzig, von wo er Brinkmann in Barby mit verbotenen Büchern versieht.

Ostern 1784. **Beyer**, Freund Brinkmanns und Schleiermachers; verließ Barby nach fünf Semestern August 1786, studiert Medizin in Jena. Seine Briefe an Schleiermacher im dritten Band. — **Schulzer**, Dichtergenosse Brinkmanns, nach dem dies nefastus, 28. Mai 1785, aus Seminar austretend, studiert in Wittenberg weiter. — **Stähelin**, Verfasser der handschriftlichen „Reise auf den Harz 1786". — **von Sprecher-Bernegg**, mehrfach in Schleiermachers Briefen erwähnt; ging Herbst 1786 zu juristischen Studien nach Wittenberg, Ostern 1789 zu Beyer nach Jena. — **Fr. R. Früauff**, nachmals Lehrer des Fürsten Pückler-Muskau in Uhyst, Inspektor des Seminars, Unitätsdirektor. Lebenslauf.

Herbst 1785. **Schleiermacher.** — **von Albertini**, nachmals der bekannteste Prediger, Dichter, Botaniker der Gemeine. Lebenslauf. — **Okely.** Tagebuch. — **Zäslin.** Die Briefe Albertinis, Okelys, Zäslins an Schleiermacher im dritten Band. — **Ewald**, dessen Stammbuch erhalten ist. Lebenslauf.

Herbst 1792. **Fr. Jac. Fries**, der bekannte Jenenser Philosoph.[1]) SB. Sein Pädagogiumsinspektor war Zembsch, seine Pädagogiumslehrer Gambold, Hüffel, Schneider, Albertini. Sein Seminardozent Karl B. Garve. — **Christl. Reichel**, Intimus von Fries. (Henke erhielt von Reichel für seine Fries-Biographie über 100 Briefe von Fries an Reichel.) Reichel nachmals in Unitätsdirektion; er lernte Schleiermacher 1822 bei dessen Besuch in Herrnhut persönlich kennen; an ihn Schleiermachers Kondolenzbrief nach Albertinis Tod. Lebenslauf.

---

[1]) Fries geb. August 1773 in Barby als Sohn eines Unitätsdirektors, 1778 in Niesky Anstalt. 18. April 1786 Aufnahme in die Gemeine, damals auch bei geborenen Herrnhutern erforderlich. Kann leicht Schleiermacher, dessen ganze Niesky Zeit er ja miterlebte, gekannt haben, zumal er wahrscheinlich mit Karl Schleiermacher, der nur 1 Jahr älter als er, auf einer Anstaltsstube lebte. Fries 1786 ins Pädagogium. 13. August 1788 erstes Abendmahl nach langer durch das Nein des Loses verursachter Wartezeit. Herbst 1789 mit dem ganzen Pädagogium nach Barby verpflanzt. Michaelis 1792—95 auf theolog. Seminar in Niesky. Dann weniger wegen Unglaubens als Insubordination nicht in den herrnhutischen Dienst (zunächst Lehrerdienst) angenommen, geht darum zu juristischem Studium nach Leipzig.

I. Pleß und Anhalt. 1778–1783.

Das herrnhutisierte Elternhaus.

Motto: Gehe aus deinem Vaterlande und aus deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. 1. Mose 12, 1.

Bei Ausbruch des bayrischen Erbfolgekrieges 1778 zog der reformierte Feldprediger Schleiermacher aus Breslau mit den Truppen ins Feld, zunächst in die Nähe der Brüdergemeine Gnadenfrei, Kreis Reichenbach, nicht weit vom Eulengebirge, während seine Frau auf Einladung des Fürsten von Pleß von Breslau nach Pleß übersiedelte. Sie nahm mit sich ihre 3 Kinder, erstens die 13jährige, darüber recht unglückliche Lotte (31. März 1765 bis 26. August 1831). Diese schreibt davon in ihrem Lebenslauf (N. 1834): „Dies war für mich ein harter Riß, nicht bloß, weil ich genötigt war, meine Jugendfreunde zu verlassen, sondern auch jede Gelegenheit abgeschnitten sah, mich zu vervollkommnen. Zwar hatte ich die Welt nur im Kleinen gesehen, dennoch fing ich an, dieselbe lieb zu gewinnen, und sie auch mich, was mir noch heute unbegreiflich ist. Denn in Gesellschaft von meines Gleichen war ich mehrenteils mürrisch, wenn sie zu lärmend war, und das Lob der Erwachsenen zog mir nicht selten Neid zu, was dann mit Kränkungen für mich verbunden war." Ferner nahm die Mutter ihren zehnjährigen Sohn Fritz (geb. 21. November 1768) mit sich. Dieser hatte sich in Breslau auf der Friedrichsschule so glücklich entwickelt, daß er mit 14 Jahren zur Universität reif geworden wäre. Die Eltern konnten sich jedoch nicht entschließen — was ihnen Stubenrauch, der Mutter Bruder, gelegentlich vorhält — den Knaben aus ihrer Hand zu geben. Das dritte Kind, das die Mutter mitnahm, war der sechsjährige Karl (geb. 9. September 1772). — Die Fürstin von Pleß, Lotte nennt sie eine wahre Anhängerin des Heilandes, zog der Vater Schleiermacher nach seiner Herrnhutisierung in sein brüderisches Interesse hinein. Sie erhielt auf seine Verwendung (Prot. 28. Dezember 1782) die handschriftlichen Nachrichten aus der Brüdergemeine zugestellt, stand mit der Familie Schleiermacher in innigem Herzensverkehr und billigte Lottes Übersiedelung in die Gemeine.

Vater und Mutter Schleiermachers entstammten Predigerfamilien. Der Vater (5. Mai 1727 bis 2. September 1794) hatte in Duisburg Theologie studiert, war dann, im 19. Lebensjahre, zum zweiten Prediger der Ellerschen Sekte in Rohnsdorf, der sein Vater angehörte, gewählt worden. In reifem Alter hatte er dann 1750 den Zusammenbruch des elterlichen Hauses, die Flucht des Vaters nach Holland, die gerichtliche Untersuchung erlebt. Das Resultat wohl jener furchtbaren Jahre war für ihn einerseits der Zusammenbruch seines orthodoxen Glaubens, andrerseits eine ängstliche Scheu vor der Macht des Bestehenden, des allgemein Anerkannten, dem er, nachdem er einmal mit ihm in Konflikt geraten war, seine persönlichen Überzeugungen einfach unterordnete. 1760 ward er, bisher Informator am Magdeburger Waisenhaus, zum reformierten Feldprediger ernannt. Von jenem Jahr an sind Predigten von ihm im Nachlaß des Sohnes erhalten. Nach Schluß des Siebenjährigen Krieges zog er nach Breslau. — Er war geistig sehr interessiert, liebte die Bücher leidenschaftlich und konnte bis zu seinem Tod seine Bücherschulden nicht los werden. In Breslau verkehrte er als Freimaurer anscheinend rege mit dem Philosophen Garve, dessen Umgang in Berlin so häufig als möglich zu suchen er seinen Sohn (6. Mai 1790) ermahnte. Als sich der Sohn, dem Herrnhutertum entwachsen, der Philosophie eifrig zuwandte, folgte der Vater mit lebhaftem Interesse den Studien des Sohnes. Die alte Liebe zur Wissenschaft, die beim Vater während seiner herrnhutischen Ära zurückgetreten war vor der Macht ausschließlich religiöser Gedanken und Empfindungen, erwachte wieder; so studierte er z. B., ein hoher Sechziger, Spinoza und Kant und erbat sich vom Sohn eine Darstellung des platonischen Systems und der Philosophie der Alten.

Seine Frau, eine geborene Stubenrauch, entstammte einer Salzburger Emigrantenfamilie. Ihr Bruder, nachmals bedeutsam für den jungen Schleiermacher, war Dozent der Kirchengeschichte in Halle. Da der Vater den größten Teil des Jahres bei den Reformierten der schlesischen Regimenter herumreiste, lag die Erziehung der Kinder völlig in der Mutter Hand. Sie war eine edle, leidenschaftliche Frau, ganz aufgehend in der Sorge um das Wohl ihrer Kinder. Lotte, die sehr wohl den Unterschied der früheren und späteren Frömmigkeit der Mutter kannte und auch im Lebenslauf andeutet, schreibt von der Breslauer religiösen Erziehung: „Meine gute Mutter suchte mich nicht nur vor allen schlechten Gesellschaften zu bewahren, sondern bestrafte mich und meine Brüder bei jeder Bemerkung eines Fehlers, der auf unsere künftige Lebenszeit Einfluß haben könnte. Bei solchen Gelegenheiten, wo Unverträglichkeit, Herrschsucht und dergleichen mehr bei uns vorkam, fiel sie mit uns auf die Kniee und empfahl uns unter herzlichem Gebet dem Erbarmen und der Gnade Gottes. Durch Lesung schlechter Bücher wurde ich nie in meiner Unschuld gestört, indem meine Mutter diejenigen Bücher, welche mir in die Hände ge-

geben wurden, jederzeit bestimmte." — Ihre ernste und starke Religiosität war, wie die des Vaters, noch 1776 ganz unherrnhutisch. So schreibt sie an Stubenrauch (undatiert, nach den Angaben über Karl im Frühjahr 1776): „Ich kann es nicht begreifen, wie so viele Eltern so wenig wahre Liebe zu ihren Kindern haben können, da wir doch nichts in diesem Leben besitzen, worauf wir uns noch jenseits des Grabes können Rechnung machen, als die Tugend und unsere Kinder. Und welche süße Beruhigung muß es auf unserem Sterbebette sein, wenn wir gute Kinder hinterlassen, von denen wir mit Zuversicht hoffen können, daß wir dereinst, mit ihnen versammelt, aus der Hand der Gottheit neue Freuden und ewige Glückseligkeit genießen werden." Gott, Tugend und Unsterblichkeit scheinen damals die Dogmen ihrer Religion wie der des Vaters gewesen zu sein.

Ein diesem gleichzeitiger ungedruckter Brief des Vaters an seine Frau (aus dem Nachlaß des Sohnes) mag als bezeichnend für die heftige Art der Gattin, die Menschenfurcht des Vaters und sein lebhaftes Interesse am Freimaurertum im Auszug Platz finden. (Im Nachlaß des Sohnes finden sich noch drei Freimaurerreden aus der Hinterlassenschaft des Vaters, die erste offenbar gehalten bei seiner Aufnahme unter die Lehrlinge, die zweite bei der unter die Gesellen.) Die Gattin hatte ihm offenbar Nachlässigkeit in Erfüllung seiner Amtspflichten vorgeworfen. Er entgegnet aus Ribenick (3. Mai 1776): „Es scheint wohl, mein liebes Herz, daß wir doch auf jeder Reise einen kleinen Streit haben müssen — doch ich bin selbst schuld daran und weiß noch bis auf diesen Augenblick nicht, was für ein Geist der Furcht mich angefallen hat, daß ich Dir geschrieben, den Tag meines Retour zu verhehlen, da ich mir doch nichts gegen meine Pflicht bewußt bin und mich selbst sehr wohl erinnere, daß ich den 15. Mai nicht nur Herrn Garven, sondern auch anderen als den Tag meines Retour angezeigt habe. Es muß notwendig ein besonders hypochondrischer Anfall gewesen sein, und wenn Du mich nicht durch meine eigene Hand überzeugen könntest, so würde ich kaum einer solchen Menschenfurcht mich fähig halten. Du weißt ja, daß ich es mehr als einmal erinnert, daß ich auf das Fest unseres Stiftungstages, so den 20. Mai ist, in Breslau sein müsse, und daß ich darauf ordentlich meine Reise eingerichtet habe. Übrigens sehe ich nicht ein, wie mir jemand einen Vorwurf darüber machen könne, daß ich nach einer siebenwöchentlichen Abwesenheit vier bis fünf Tage in Breslau bei den Meinen sein [will], und dann: Die Pflichten meines Ordens zu beobachten, dazu halte ich mich eben so sehr und noch mehr verbunden, als zu den Pflichten der allgemeinen Diensteiligkeit gegen Personen, denen ich viele Jahre gedient habe. Ich bitte Dich also, mein liebes Herzensweibchen! laß Dich doch nicht wider Deinen Mann aufbringen, der in Ansehung der Bereitwilligkeit andern zu dienen sich weniger Vorwürfe zu machen hat, als vielmehr darüber, daß er in seinem Leben zu gut gegen andere

Menschen gedacht und dadurch oft der Spielball und Lastträger anderer geworden ist. Du weißt, mein Liebes! wie schwer mir meine Arbeiten werden — das ist ein Fehler, der durch meine Erziehung und die wunderbaren Schicksale meines Lebens bei mir entstanden ist und der jetzt schwer abzulegen ist. Wenn ich aber demohngeachtet die natürliche Trägheit überwunden und meine Kräfte angespannt habe, so solltest Du am allerwenigsten eines Mangels an Dienstfertigkeit mich beschuldigen. Laß uns doch nicht mit Bitterkeit, sondern mit Sanftmut unsere Fehler uns sagen . . ."

In seinen Predigten von 1760—1778 lehrte der Vater Moral. Sie war ihm die Hauptsache. Dogmatisch vertrat er, wenn der Predigttext es forderte, die orthodoxe Lehre von der Gottessohnschaft Christi und seinem stellvertretenden Leiden, doch ohne selbst daran zu glauben. Seine Meinung war, daß Christus seine Gottessohnschaft und die Versöhnung durch seinen Tod gelehrt, aber selbst nicht geglaubt habe, sondern sich in seinen diesbezüglichen Äußerungen nur den Vorstellungen seines Volkes akkomodiert habe. Und so fügte er sich denn auch nach dem vermeintlichen Vorbild Christi in der Predigt der herrschenden Lehre. So hat er selbst dem Sohn bekannt, als dieser an eben jenen Dogmen irre geworden war, und ihn zu gleicher Rücksicht auf den nun einmal herrschenden Glauben ermahnt. — Der Vater hatte dabei doch selbst stets das peinigende Gefühl, daß nicht alles in Richtigkeit sei, daß ihm etwas fehle, und suchte sich dadurch zum vollen Glauben zu verhelfen, daß er alle Widerlegungen des Unglaubens las, deren er habhaft werden konnte. Vergeblich. Da brachte 1778 die erste persönliche Berührung dem den Herrnhutern bisher feindlich Gesinnten eine völlige Umwälzung seiner religiösen Überzeugungen. In oder im Zusammenhang mit Gnadenfrei ward dem 51jährigen Manne der lange vergeblich gesuchte Glaube zuteil durch ein inneres Erlebnis, das ihm im Gegensatz zu seinen eigenen fruchtlosen Bemühungen als ein Gnadengeschenk des himmlischen Souveräns erschien. Er bezeugt dem Sohn I 41: „Ich hab's erfahren, daß der Glaube ein Regale der Gottheit ist und ein pur lauteres Werk ihres Erbarmens." Den Nachweis, daß dies Ereignis erst 1778 eingetreten ist, siehe Anhang 1. Im Folgenden gehe ich von dieser Annahme aus.

Der Vater lag zu Beginn des Erbfolgekrieges längere Zeit mit seinen Truppen bei der schlesischen Herrnhuterkolonie Gnadenfrei. Ein lebhaftes Treiben entwickelte sich damals in ihren stillen Mauern, wie das Diarium der Gemeine von 1778 zeigt. Darin werden auch mehrere besuchende Feldprediger mit Namen genannt, der unsrige wunderbarer Weise nicht. In Gnadenfrei war damals Prediger der Livländer von Bruiningk (1738—1785), dessen Vater, lutherischer Propst in Wolmar, durch Zinzendorfs Berliner Reden ergriffen, sein Amt niedergelegt hatte, um der Brüdergemeine beizutreten. Der Sohn

(N. 1845), auf den brüderischen gelehrten Schulen und dann in Zinzendorfs persönlichem Umgang gebildet, brannte von inbrünstiger Jesusliebe, die er durch seine hinreißende Beredsamkeit auch in den Herzen seiner Hörer zu wecken wußte. Auch Okely bezeichnet ihn als den ersten Redner, den er kennt. Als Mitdichter des zarten Passionsliedes „Du meines Lebens Leben" ist Bruiningk auch weiteren Kreisen bekannt geworden. Von jenen Kriegsmonaten heißt es in Bruiningks Lebenslauf: „Eine ganz besondere Zeit waren für ihn die Monate April bis Juni 1778, da er so manches Zeugnis des Evangelii vor vielen tausend Soldaten der preußischen Armee abgelegt hat. Es war ein einziger Anblick, eine Versammlung von solchen rohen Leuten zu sehen, die zum Teil anfangs nur ihren Spott auf dem Saal (so heißen die herrnhutischen Gotteshäuser; d. V.) zu treiben im Sinne hatten, nach und nach aber durch sein mächtiges Zeugnis und durch die ihm ganz eigene Art, erst die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu fesseln und dann unwiderstehlich in ihre Herzen einzudringen, so zerschmolzen zu sehen, daß sie nicht nur mit der größten Stille, sondern auch mit Tränen, die zuletzt in ein allgemeines Weinen übergingen, zuhörten. Die Begierde, das Evangelium zu hören, wurde unter den Soldaten so groß, daß, da sie endlich Befehl zum Aufbruch nach Böhmen erhielten und den nächsten Sonntag nicht abwarten konnten, sie einstimmig durch ihre Offiziere um eine außerordentliche Predigt in der Woche anhalten ließen. Sie wurden auf den Sonnabend nachmittag zusammenbestellt, und der geräumige Saal ward ganz mit ihnen angefüllt. Diese Predigt hatte das Besondere, daß er mit Leuten redete, die wahrscheinlich einem nahen Tod entgegengeführt wurden. Der Heiland bekannte sich auch mit einer solchen Gotteskraft zu derselben, daß man beim Weggehen vom Saal von den Soldaten häufig die Worte hörte: Diese Worte wollen wir mit auf das Schlachtfeld nehmen."

Dem Zeugnis dieses Mannes und dem Geist der ganzen Gemeine, die ja gerade die beiden von Schleiermacher angezweifelten Dogmen zum Gegenstand ihres Glaubens und Gottesdienstes machte, verdankte auch der Vater seine innere Umwandlung. Lotte schreibt in ihrem Lebenslauf davon: „Von meinem Vater, der durch die Vorträge des seligen Bruders H. von Bruiningk kräftige Anfassungen an seinem Herzen erfahren hatte, erhielten wir tröstliche Briefe, in welchen er unsre gute Mutter und uns Kinder zum Vertrauen auf den Heiland ermunterte, gar oft die verlorene Zeit in Breslau bedauerte und die Mutter recht dringend bat, sich ganz dem Heiland zu ergeben." Dem Verständnis des 13jährigen Kindes ging die volle Bedeutung des Gnadenfreier Erlebnisses für den Vater nicht auf. Doch lassen ihre Äußerungen über die radikale Umwälzung im Glauben des Vaters kaum einen Zweifel. Er kam hier zum Glauben an Christum als Gottes Sohn und Versöhner. Dem gläubig Gewordenen erschien nun die

frühere Zeit, da er diesen Glauben noch nicht gehabt und mit Überzeugung gepredigt, als verloren. Auch in der Frömmigkeit der Gattin sah er nun anscheinend Mängel. — Dies Erlebnis, die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches, erweckte in ihm eine innerlich begründete Liebe zur Gemeine. Er ward innerlich ein Herrnhuter; äußerlich nicht, obgleich auch dies der Sohn nach dem Tod der Mutter ersehnte, indem er schreibt, der Tod der Mutter habe ihm, dem Sohn, „sein Gnadenlos in der Gemeinde noch wichtiger" gemacht. „O, wie sehr wünschte und gönnte ich dem Vater das Glück, auch in einem Gemeindeort zu sein! Aber ich glaube kaum, daß dieses Los für ihn aufgehoben ist" (Dez. 1783). — Der Vater unterrichtete demgemäß 1780 Lotte im Konfirmandenunterricht nicht nach einem reformierten Lehrbuch, sondern nach dem Leitfaden der Brüdergemeine; brüderische Schriften dienen der Erbauung der Familie; brüderische, namentlich Zinzendorfische Verse fließen ihm in seinen Briefen unwillkürlich in Menge in die Feder; die Brüder sind ihm das Volk des Herrn; er läßt alle seine Kinder in den „sicheren Hafen" der Gemeine ziehen in der Hoffnung, so für sie einen absolut sicheren Weg, zum Glauben zu gelangen und in ihm zu bleiben, gefunden zu haben. Er schreibt ihnen nach dem Tod der Mutter: „Ach ich bitte Euch, seid doch nicht gleichgültig gegen die übergroße Gnade, die der Heiland Euch und mir dadurch hat widerfahren lassen, daß er Euch zu seinem Volke (= Brüdergemeine; d. V.) gebracht hat." Er sucht sich seine zweite Frau in der Gemeine durch Vermittlung der Gemeinbehörden; er tut dies, obgleich diese ihn darauf aufmerksam machen, wie mißlich es für einen reformierten Geistlichen sei, eine Nichtreformierte zu heiraten; er läßt nicht nach in seinen Bemühungen, unterwirft sich zu dem Zweck sogar wie jeder Herrnhuter dem Heiratslos, d. h. er läßt über die ihm vorgeschlagenen, ihm persönlich unbekannten „Ehegehilfinnen" durch die Gnadenfreier Konferenz das Los werfen, wie er denn auch die verschiedenen Lose, die über seine Kinder im Verlauf ihrer herrnhutischen Laufbahn geworfen wurden, ganz nach Brüderglauben als „Anweisungen des Heilands" betrachtet. Als seine Gnadenfreier Heiratsbemühungen teils durch die Negation des Loses, teils aus Mangel geeigneter Kandidatinnen scheitern, bittet er, fest entschlossen, eine Herrnhuterin zu heiraten, in anderen Gemeinen Umschau zu halten. Als aus unbekannten Gründen daraus nichts wird und er eine Pleßerin geheiratet hat, bringt er sie kurz nach der Hochzeit in die Kolonie Gnadenfeld (3. April 1785), doch wohl damit auch sie diese Gemeinschaft kennen lerne, der er so vieles verdankte. Ein kleiner Zug ist bezeichnend dafür, wie sehr er sich den Gott hintansetzenden Christusglauben der Brüder angeeignet hat. Als der Sohn ihm aus Barby meldete, daß er den Glauben nicht etwa an Gott, sondern an die Göttlichkeit Christi verloren, da erscheint er dem Vater als Atheist, der den Gott seines Vaters nicht mehr anbete, nicht mehr vor einem Altar mit ihm knieen könne. Er war somit

nicht nur aus einem feindseligen Kritiker der Brüder ein wohlwollender Freund derselben geworden, wie er es 1785 in seiner amtlichen Verteidigung gegen den Vorwurf des Herrnhutianismus (Anhang 2) auszuführen beliebt, er war ein Herrnhuter geworden. Dogmatisch: Armesünder-Wesen; das blutige Versöhnungsopfer Christi ist ihm nicht nur Grundlage der Seligkeit, sondern auch alleiniger Quell aller menschlichen Tugend; der Heiland verdrängt ihm Gott; die in der Gemeine erbetenen Losentscheidungen sind ihm wirklich unmittelbare Anweisungen des Heilands. Mit ihm will er in gefühliger Seelenfreundschaft leben. Praktisch: Seine Kinder sollen alle Herrnhuter werden, seine zweite Frau eine Herrnhuterin sein. Es fehlte nur der Schlußstein, der persönliche Übertritt in die Gemeine. Warum vollzog er ihn ebenso wenig wie der Anhalter reformierte Schullehrer Pauli, der auch nach und nach fünf von seinen Kindern in die Gemeine sandte? Wollte er seine Emigranten in Anhalt nicht im Stich lassen, zu denen er 1779 auf Veranlassung des Fürsten von Pleß gezogen war? Hielt ihn die Fürstin, die Lottes Übergang in die Gemeine so warm billigte, die selbst die Gemeinnachrichten las, nun doppelt als religiösen Gesinnungsgenossen fest? Genügte es ihm, daß die Brüder ihn innerlich als den Ihrigen betrachteten und mit ihm den Brüderkuß tauschten? Glaubte er vielleicht, gerade durch sein Verbleiben in seinem bisherigen Amt, das ihn weit umhertrieb, für sein inneres Herrnhutertum segensreicher, freier, weiter wirken zu können? Jedenfalls war er ein Herrnhuter, wenn auch auf eigne Hand.

Nachmals erst, als der Sohn so ruhig und sicher seine Bahn außerhalb der Gemeine ging, begann beim Vater ganz sacht und leise eine rückläufige Bewegung. Seine Briefe und Predigten verlieren ihren ausgesprochen herrnhutischen Charakter; ihm bleibt der Christusglaube, den er durch die Brüder gewonnen; er ehrt die, die ihm diesen Glauben vermittelt haben; er ist froh, daß Lotte und Karl noch in der Gemeine sind. Aber, ruhiger geworden, entdeckt er nun auch an den Brüdern, an denen er bisher schlechtweg alles gutgeheißen hatte, deren Behandlung des zweifelnden Sohnes in Barby z. B. seinen vollen Beifall hat, kleine Schwächen; er legt seinem zweiten Sohn, als er auch die Gemeine verlassen will, keine Schwierigkeiten in den Weg. Kurz aus dem leidenschaftlichen Brüderenthusiasten der 80er Jahre wird, mit unter dem stillen Einfluß des ältesten Sohnes, ein pietätvoller, warmherziger, aber nun nicht mehr blinder Brüderfreund.

Die Mutter folgte, wenn auch anscheinend zuerst mit Zurückhaltung, so doch schließlich voll und ganz, wie ihre Briefe und Lottens Lebenslauf zeigen, der herrnhutischen Entwickelung des Vaters.

Nach der Rückkehr aus dem Krieg zog der Vater 1779 auf den Wunsch des Fürsten mit seiner Familie von Pleß nach Anhalt. Dort bekam nun Lotte 1780 bei dem Vater Konfirmationsunterricht, wobei er sich eines brüderischen Lehrbuches, des „Hauptinhalts der Lehre

Jesu" bediente, des hauptsächlichsten katechetischen Lehrbuchs der Brüder neben Spangenbergs Idea fidei fratrum als dogmatischem. Dies Büchlein erschien dem Religionsvereiniger Masius so passend für Kinder verschiedener Konfessionen, daß er es in sein „Buch der Vereinigung oder Anweisung zur Glückseligkeit für alle Menschen" (Leipzig 1785) mitaufnahm. Lotte schreibt von jener Zeit: „In dieser Zeit widmete mein Vater alle Morgen beim Frühstück eine Stunde zur besonderen Unterhaltung mit mir, vornehmlich um meinem Herzen evangelischen Zuspruch zu erteilen (daran nahm auch der Sohn teil; d. V.). Öfters las er auch Reden aus der Brüdergemeine, besonders vom Grafen Zinzendorf, und erklärte sodann dasjenige, was ich nicht gehörig verstanden hatte, wobei ich kräftig von der Wahrheit durchdrungen wurde, daß eine nahe Bekanntschaft der Seele mit ihrem Erlöser vorangehen müsse, um einst die Seligkeit schmecken zu können, die uns bereitet ist. Nicht nur sehnte ich mich selbst unaussprechlich nach dieser Seligkeit, sondern es entging mir auch nicht, daß meine Mutter kräftig angeregt wurde, über ihren inneren Zustand ernstlich nachzudenken. Folgende zwei Sprüche schienen sie gleich stark zu beunruhigen: „Sie hat getan, was sie konnte" und „Wenn wir alles getan haben, was wir zu tun schuldig sind, so sind wir doch unnütze Knechte". Da sie von Jugend auf sich der Sittlichkeit und wahren Rechtschaffenheit beflissen hatte, so geriet sie bei ihrem heftigen und zugleich bedenklichen Gemüt oft in einen verzweifelnden Zustand. Diese und andre Vorkommenheiten waren mir ernsthafte Aufforderungen, dem Heiland, der mir als mein Erbarmer so herzlich geschildert wurde, mein ganzes Herz hinzugeben, welches auch bei Gelegenheit der Konfirmation und beim Genuß des heil. Abendmahles mit zitterhafter Freudigkeit geschah. Nie werde ich jene Stunde vergessen und das Gefühl, mit welchem ich meinem Vater im Namen aller Kinder das Glaubensbekenntnis ablegte, worauf ich ihm zum Pfand meines aufrichtigen Willens, dem Heiland treu zu bleiben, die zitternde Hand reichte. Von diesem Tage an nahm ich mir vor, mir strenge Rechenschaft zu geben über mein Denken und Betragen. Über alles, was mich im Innern oder Äußern ergreifen konnte, hielt ich ein Tagebuch, war aber dabei viel zu gesetzlich, und so oft mein Vater, der aber wenig zu Hause war, dies bemerkte, betrübte es ihn und er ließ es dann nicht an evangelischen Zurechtweisungen fehlen, besonders vor jedem vierteljährigen Abendmahlsgenuß. Im folgenden Frühjahr (1782) sollte ich meine Mutter nach Berlin begleiten, wo sie ihre Verwandten und auch in Halle ihren Bruder (Professor Stubenrauch; d. V.) noch einmal besuchen wollte. Ich freute mich außerordentlich darauf. Der Tag der Abreise war bestimmt und alles eingepackt, aber ein einziger kleiner Umstand erregte in dem bedenklichen Gemüt der Mutter die Frage, ob dies alles nicht unnötig sei, und wir blieben zu Hause. Dieses unerklärbare Benehmen zog ihr manches Gespött zu, aber ihre

gütige Vertraute, die Fürstin von Pleß, äußerte, daß dies gewiß kein Ungefähr, sondern ein Wink sei von dem, der alle unsre größern und kleinern Lebensbegebenheiten lenkt[1]). Mir wird es jetzt immer klarer, daß dies wohl besonders auf mich zielte; denn wer weiß, was damals aus mir geworden wäre, wenn ich die große Welt wiedergesehen hätte."

In diesem Kreise religiös bewegter Menschen wuchs nun der Sohn heran. Er war mit den Eltern 1779 von Pleß nach Anhalt gegangen. Dort blieb er anscheinend bis Herbst 1780, kam dann nach Pleß in Pension zu einem Schüler Erneſtis, der in ihm den Wunsch nach einer gelehrten Laufbahn weckte, den er schon als Fünfjähriger gehegt hatte. Nach Abberufung dieses Lehrers war er dann wieder Frühjahr 1782 bis März 1783 im Anhalter Pfarrhaus. Dort unterblieb natürlich der Unterricht bis auf die kurzen Zeiten, da der Vater da war. Der Sohn mußte sich selbständig beschäftigen; das Autodidaktische seiner Bildung, das er später beklagte, begann schon sehr früh. — Uns interessiert in erster Linie seine religiöse Entwickelung. Die wenigen Andeutungen aus SB. und Briefen zeigen, was selbstverständlich ist, daß auch er dem veränderten Geiste des Hauses unterlag, daß das Herrnhutertum, lange bevor er in unmittelbare Berührung mit ihm kam, auf ihn wirkte durch Vermittelung des Elternhauses. Religiös war die häusliche Erziehung immer gewesen, doch verschieden in der vorherrnhutischen Zeit der Familie (bis 1778 oder genauer 1779, in welchem Jahr der Vater aus dem Feld zurückkam) und in der herrnhutischen. Verschieden darum auch die religiösen Probleme, die den frühreifen Knaben vor 1779 und nach 1779 quälten. In der ersteren Hinweis der Kinder auf Gott, Erziehung zur Tugend, Belehrung über ewige Glückseligkeit und ewige Verdammnis. Die Mutter nahm es damit sehr ernst; sie betete mit den Kindern zu Gott, wenn sie an ihnen Untugenden wahrnahm, verwandelte des Sohnes zeitigen Stolz auf seine geistige Begabung durch „vernünftige religiöse Vorstellungen in Dankbarkeit gegen Gott"; die Lehre von den unendlichen Strafen und Belohnungen plagte damals die Phantasie des Sohnes „auf äußerst beängstigende Art". Diese wenigen Andeutungen der SB. widersprechen wenigstens nicht dem, was wir früher von der vorherrnhutischen Frömmigkeit des Elternhauses sagten.

Durch den herrnhutisierten Vater trat von 1779 an die Person des Heilandes in einem besonderen Sinne nun auch in den Gesichts-

[1]) In dieser Behinderung sah die Mutter später eine Gnadenführung des Herrn, durch die ihr Sohn in die „Gemeine des Herrn" gekommen sei. 26. Oktober 1783. „Wir können seine Gnade gar nicht verkennen, wenn wir nur bedenken, wie er uns seit einigen Jahren geführt hat und wie er uns besonders in Absicht auf Euch wegen Teschen die Augen öffnete und wegen Halle mir so zu sagen den Weg verzäunte".

kreis des Sohnes wie der Mutter und Schwester. Wir hörten ja eben, wie leidenschaftlich, bis zur Verzweiflung, die Mutter, die bisher auf ihre Tugend die Hoffnung jenseitiger Glückseligkeit gegründet hatte, 1780 gelegentlich der religiösen Morgenstunden des Vaters mit Lotte bewegt ward. Kein Wunder, daß Verstand und Gefühl des Sohnes in gleicher Richtung angeregt wurde. Er bezeugt selbst, daß ihn als 11jährigen — also 1779 — es mehrere Nächte nicht schlafen ließ, daß er über das Verhältnis des Leidens Christi zu der Strafe, die dieses Leiden vertreten sollte, nicht ins Reine kam. Auch er kam zur Erkenntnis, daß nicht Tugend, sondern Gnade den Himmel öffne. Er nimmt es sich sehr ernst mit dieser neuen Erkenntnis. So klagt er aus der Pleßer Pension den Eltern, er fühle sich als Sünder, der noch nicht von Jesu begnadigt sei; wie könne er dazu gelangen. Die Mutter entgegnet Januar 1782: „Es freut mich, aus Deinem Brief zu sehen, daß unsre Morgenstunden nicht ganz ohne Nutzen für Dich gewesen sind. Du schreibst, Du empfändest es recht, daß die Liebe Jesu Christi noch nicht in Deiner Seele wohne, daß Du ein Sünder und noch nicht von Jesu begnadigt seiest, und wünschest unseren Rat, wie Du zu diesem liebevollen Geist Jesu gelangen mögest.“ Diesen Rat erteilt sie ihm denn ausführlich; vor allem solle er zum Heiland beten. Gott ist dabei ausgeschaltet; vor dem Vertrauen auf die eigene Kraft zur Tugend warnt sie ihn ausdrücklich; Jesu Kraft allein helfe zur Vervollkommnung, die ihr nun eine Wiederherstellung des Bildes Christi im Menschen ist.

Stand in Breslau Gott im Mittelpunkt der Religiosität auch des Sohnes, so jetzt Christus. Diese Briefstelle zeigt übrigens auch, daß das Jagen des Sohnes nach Erlebung der herrnhutischen Gefühlsprozesse — der Verzweiflung an der eigenen Kraft, des Gefühls der übernatürlichen Begnadigung — nicht erst in Gnadenfrei begann, wie die SB. sagt, sondern schon in Pleß und Anhalt und in Gnadenfrei unter der unmittelbaren Einwirkung des Herrnhutertums nur stärker angeregt wurde. Sie läßt zugleich erkennen — was übrigens durch das unten angeführte Zeugnis des Vaters und viele spätere Zeugnisse des Sohnes hinlänglich bekannt ist — daß der ernste Wunsch, dieser Begnadigung teilhaftig zu werden, den Sohn in erster Linie veranlaßte, den Übergang an eine herrnhutische Schule, nachdem er sich einmal als möglich gezeigt hatte, von den Eltern inständig zu erbitten. Die Abberufung des Pleßer Lehrers 1782 zwang die Eltern, für den nun 14jährigen Sohn auf eine Veränderung zu denken, ihn einer höheren Schule zu übergeben. Es hätte nahe gelegen, ihn sofort nach Breslau zu bringen. Statt dessen verloren sie, obgleich Stubenrauch schon 1778 seine Verwunderung ausgesprochen hatte, daß sie den Sohn aus dem geregelten Breslauer Schulgang mit nach Pleß genommen hatten, wieder mindestens 9 Monate, während welcher der Sohn abermals in Anhalt weilte. Sie wollten ihn eben nicht kurzer

Hand irgendwo unterbringen, sondern suchten eine Schule, die ihnen für das, was ihnen wie dem Sohne selbst die Hauptsache geworden war, für die christusgläubige Erziehung Sicherheiten gewährte. Drei Schulen boten sich ihnen dafür dar: eine in Teschen, das Pädagogium in Halle und das der Brüdergemeine in Niesky. Wegen Teschen öffnete ihnen nach dem Ausdruck der Mutter der Herr die Augen — sie mögen Ungünstiges erfahren haben — wegen des Pädagogiums in Halle, das die Mutter bei dem Besuch ihres dortigen Bruders besichtigen wollte, verzäunte ihr nach ihrem Wort der Herr den Weg. So blieb das Nieskyer Pädagogium. Auch dorthin wollten die Eltern den Sohn nicht geben, ehe sie nicht selbst gesehen und geprüft hätten. So reisten sie denn nach Niesky. Für die Mutter war diese erste Nieskyer Reise — im nächsten Jahre folgte die zweite — die erste persönliche Berührung mit dem Herrnhutertum.

Während die Söhne unter Aufsicht der 17jährigen Lotte in Anhalt blieben, reisten Vater und Mutter Herbst 1782 zunächst nach Herrnhut. Dort kamen sie an, wie der Vater ein Jahr später nach ihrer zweiten Nieskyer Reise I 20 an Stubenrauch berichtet, als gerade die Unitätsdirektion aus Barby und eine Menge Synodalen aus allen Weltteilen unter dem Vorsitz des ehrwürdigen Spangenberg zur Synode in Berthelsdorf bei Herrnhut versammelt waren. „Eine solche Erscheinung war uns etwas ganz Fremdes; wir lernten da eine Menge würdiger Männer kennen, die in einem Sinne und von einem Geist der Liebe belebt, alle mit der ehrwürdigsten Sache, der Ausbreitung und Gründung des Reiches Jesu, beschäftigt waren. (Dort mag er auch Brinkmann gesehen haben, der als Mulus die Synode von Niesky aus besuchte, oder nachher in Niesky, ohne zu ahnen, welche Bedeutung der kleine Schwede, der sich gern den Besuchenden bemerkbar machte, einst für seinen Sohn erlangen würde. D. V.) Ich kannte schon viele von diesen würdigen Leuten, hatte ihre Schriften und Missionsgeschichten gelesen und auf meinen Amtsreisen schon seit dem letzten Kriege ihre sämtlichen Einrichtungen und Erbauungsangelegenheiten oft gesehen und angehört; allein meine liebe Frau ward bei dem Anblick einer so großen Menge lieber Leute, mit denen allen wir alsbald harmonieren und Herzensfreunde sein konnten, vorzüglich hingerissen, so daß wir bald einander zulispelten: „hier ist gut sein“ [1]). Aber da waren für uns keine Hütten zu bauen, und wir reisten also, nachdem wir in Herrnhut alles besehen, nach Niesky, wo wir das Erziehungsinstitut über alle Erwartung in aller Absicht vortrefflich fanden. Der Ort ist klein, aber angenehm, die Luft sehr rein. Ich besuchte

[1]) Auch auf den 20jährigen Goethe hat eine solche Brüdersynode, die zu Marienborn bei Büdingen 1769, einen wunderbar tiefen Eindruck gemacht, weniger die Gesamterscheinung als die einzelnen Personen. Dichtung und Wahrheit K. 15, nachdem er dargelegt, was ihn an Geschichte, Verfassung und Arbeit der Brüder anzog: „Die trefflichen Männer, die ich auf dem Synodus zu

soviel Klassen, als ich konnte, und fand in allen den Unterricht sehr gründlich. Die Aufsicht und das Ökonomische bei diesem Institut ist so vollkommen, als ich's sonst nirgends gesehen habe. Was uns aber zur größten Beruhigung gereicht, ist dieses, daß die Hauptsache, worauf es bei dem Menschen ankommt, die Wiedervereinigung mit Gott, hier, wie in allen Brüdergemeinen, auf den einzig wahren Grund: das blutige Versöhnungsopfer Christi, gebaut und daraus, wenn es erst an dem Herzen des Menschen durch Gottes Geist sich tatkräftig bewiesen und er selbst es als sein eigenes hat annehmen und mit wahrem Glauben sich hat zueignen können, als aus einer einzigen Quelle jede Tugend, deren der Mensch in Zeit und Ewigkeit fähig ist, hergeleitet wird. Auf allen anderen Schulen, die ich kenne, bearbeitet man, wenn es gut ist, doch immer nur das Äußere und setzt nach dem Gleichnis unseres Heilandes auf das alte Kleid einen neuen Lappen nach dem andern, wobei es ein großes Glück ist, wenn der Mensch vor seinem Ende (wie der Vater selbst; d. V.) noch den Riß des Ganzen gewahr wird und darüber erschrocken zu Dem, der ihn allein heilen kann, seine Zuflucht nimmt."

Auf der Rückreise besuchten die Eltern dann noch Gnadenfrei, wo die Mutter das Schwesternhaus, die gemeinsame Wohnung der Unverheirateten, eingehend besichtigte. Die Eltern waren so beglückt von dem Gesehenen, daß sie gleich nach der Reise die Unitätsdirektion um Aufnahme zunächst nur ihres ältesten Sohnes in das Nieskyer Pädagogium baten. Da dort grundsätzlich nur Knaben, die sich dem geistlichen Amt in der Gemeine widmen wollten, aufgenommen wurden, lehnte die Direktion das Gesuch am 25. Okt. 1782 ab, „vertröstete" aber den Vater damit, daß er seinen Sohn in das in Uhyst zu gründende Pensionspädagogium schicken könne, dessen bekanntester Schüler nachmals Fürst Pückler-Muskau war. Aber die Eltern ließen sich nicht abweisen, zumal sie bei ihrer Rückkehr nach Hause eine ganz merkwürdige innere Gährung bei ihren Kindern vorfanden, von der Lottens Schilderung ein anschauliches Bild gewährt.

Während der Erkundungsreise der Eltern hatte sich nämlich des Gemütes der Tochter eine starke Erregung bemächtigt. Das Naturgemäße wäre doch gewesen, namentlich da die Söhne das Elternhaus ohnehin verlassen mußten, daß die einzige Tochter bei der Mutter, die oft monatelang des Gatten entbehrte, geblieben wäre. Aber unterdessen war immer genauere Kunde herrnhutischen Lebens dem erreg-

---

Marienborn, wohin mich Legationsrat Moritz mitnahm, kennen lernte, hatten meine ganze Verehrung gewonnen, und es wäre nur auf sie angekommen, mich zu dem Ihrigen zu machen." Das Diarium der Gemeine sagt nur, daß die beiden „recht vergnügt" bei den Brüdern gewesen seien. Goethe nennt als Trennungsgrund von den Brüdern denselben, der nachher auch bei Schleiermacher in Barby mit wirksam ward, die Lehre vom natürlichen Verderben, bei den Brüdern verschärft zum Armensünderwesen.

baren Sinne des Mädchens zugeströmt. Ein Anhalter Kind, ein Sohn des dortigen Lehrers Pauli, war nach Gnadenfrei gezogen und der Gemeine beigetreten; ihm folgten übrigens später noch vier Kinder Paulis. Dazu kam die Lektüre brüderischer Lebensläufe, in denen sie oftmals hörte, wie religiös Suchende schließlich ihren Frieden in den stillen Mauern der Gemeine gefunden hatten. So erzählt Lotte denn von den Zeiten der elterlichen Abwesenheit: „Die Unruhe meines Herzens nahm nun immer mehr zu, und bisweilen konnte ich gar nicht begreifen, wodurch meine Denk- und Handelsweise eine so schnelle Änderung bekommen habe. An einem Sonntag, es war der 23. Sept. (1782), geriet ich in ein tiefes Nachdenken über mich und erwog ernstlich, was mich doch eigentlich zu der Ruhe der Seele bringen könne, nach der ich mich so herzlich sehnte. Dabei kam ich denn auch auf die Schriften der Brüdergemeine und erinnerte mich verschiedener Lebensläufe heimgegangener Geschwister, die von einem seligen und ruhigen Leben schon hier auf Erden so rührende Zeugnisse ablegen. Plötzlich wurde es mir so, ob dies nicht das Volk sei, in dessen Mitte man Nahrung für den unsterblichen Geist bekommen und, entfernt von äußeren Verführungen, dem großen Ziele näher rücken könnte. Und es wurde mir die Überzeugung, daß ich nicht eher ruhig werden würde, als bis ich ein Mitglied dieses Volkes würde. Ein unbeschreiblich seliges Gefühl umgab mich bei dem Gedanken; alle Tage wurde mir meine Bestimmung zur Brüdergemeine gewisser, und sehnsuchtsvoll erwartete ich die Rückkunft meiner Eltern. Sie waren sehr vergnügt über ihre Reise und erzählten uns viel von den sächsischen und schlesischen Gemeinen, welche sie besucht hatten. Als sie von Gnadenfrei redeten, lebte mein ganzes Herz auf, und ich entdeckte ihnen nunmehr mein Verlangen, ein Mitglied der Brüdergemeine zu werden. Dies befremdete sie nicht wenig, und sie waren geneigt, es für eine jugendliche Phantasie zu halten. Doch war es ihnen merkwürdig, daß der oben erwähnte 23. September der nämliche Tag war, an welchem meine Mutter im Schwesternhause zu Gnadenfrei besucht und die Äußerung getan hatte: „Wäre meine Tochter hier mit, so brächte ich sie nicht wieder nach Hause.“ Bei dieser Gelegenheit hatte sie sich denn auch nach allen Einrichtungen in der Gemeine und im Chorhause sorgfältig erkundigt, keineswegs um meinetwillen, sondern um gründliche Kenntnis von einer Sache zu bekommen, deren Gutes sie wohl einsah. Ich aber freute mich innigst, daß sie mir nunmehr soviel erzählen konnte, und legte ihr meine Wünsche um so dringender ans Herz. Meine Eltern sahen mein Verlangen, schienen es aber nicht bemerken zu wollen, vielmehr bemühten sie sich, mir allerlei Vorstellungen dagegen zu machen. Da ich aber meine Geburtstagslosung [1])

[1]) Die „Täglichen Losungen (= Parolen) und Lehrtexte der Brüdergemeine“, jetzt jährlich in 140000 Exemplaren verbreitet, enthalten für jeden Tag je einen Spruch aus dem Alten und Neuen Testament; jeder von beiden mit einem ihn

auf das künftige Jahr zu sehen bekam, so bestärkte mich auch diese in meiner Überzeugung, zur Brüdergemeine zu gehen. Sie hieß: „Höre Tochter! schaue darauf, neige deine Ohren nnd vergiß deines Volks und deines Vaters Hauses, so wird der König Lust an deiner Schöne haben!“ und der Choral: „Nichts können und nichts wissen,

---

deutenden Gesangbuchvers versehen. Wie das Weltkind Abreißkalender hat mit Sprüchen seiner Denker, so der Herrnhuter, nur im Religiösen lebend, für jeden Tag seine geistliche Parole, die er beim Morgensegen aufnimmt. Die „Losungen“ wurden aus einer großen Auswahl von Sprüchen des Alten Testaments blindlings gezogen; der Heiland selbst, nicht menschliche Überlegung, sollte die Tagesparole ausgeben. Diese Art des Zustandekommens gab den Losungen etwas Geheimnisvolles, Orakelhaftes. Viele verstanden den Titel Losungen wegen der Ähnlichkeit mit dem Worte „Los“ nicht als Parolen, sondern als: durch das Los für den Tag bestimmte Sprüche. Durch das Los = durch den Heiland; denn daß der Heiland durch das Los spreche, war herrnhutischer Glaubensartikel. So wurden die Losungen zum Orakelbuch im edelsten Sinn. Wer einen neuen Jahrgang erhielt, schlug gewiß, wie hier Lotte, zuerst die Sprüche seines nächsten Geburtstages auf und betrachtete sie als allerpersönlichsten Ausspruch an sich. An allen wichtigen Tagen des persönlichen und amtlichen Lebens griff man mit Spannung zu diesem Buch und fand darin Bestärkung in seinen Entschlüssen, wie Lotte hier, oder Warnung. Der Philosoph Fries heißt Jacob nach der Losung seines Geburtstages Jer. 46, 27; der Text seiner Grabrede war die Losung seines Sterbetages. Bismarck, ein ständiger Leser der Losungen, der freilich das „Knochengerüst“ der darin enthaltenen Bibelsprüche den „Weichteilen“ der beigegebenen Verse vorzog, erzählt: Am 11. Juli 1870 habe er, gereizt durch eine Pariser Depesche, eine schroffe Antwort entworfen; da habe er den Tagestext gelesen „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden das Erdreich besitzen“ und sich mit dadurch noch einmal zu einer milden Antwort stimmen lassen. In der Nacht nach Sedan fand M. Busch die Losungen aufgeschlagen in des Kanzlers Zimmer. — Die Losungen gehörten zum eisernen Bücherbestand jedes Herrnhuters. Gesangbuch, Losungen, Bibel mag die Abfolge in der Benutzung gewesen sein. Der kultische Gebrauch der Losungen stärkte noch ihr Ansehen. Denn in allen spezifisch herrnhutischen Redegottesdiensten — die Predigt galt der vielen Fremden wegen nicht als solche — legte man nicht selbstgewählte Sprüche, sondern Losung oder Lehrtext des Tages zu Grunde; so zu Schleiermachers Zeit in den täglichen Kinderstunden morgens, den Redeversammlungen abends. Er erwähnt sie in seinem Konfirmationsbriefe 1783: „Ich will sie alle zu mir ziehen“ hieß es in der gestrigen Losung; das wird er in Gnaden auch an mir erfüllen.“ — Den Geburtstagfeiernden schrieben drum Kinder auf schön umränderten Bogen diese Sprüche und Verse aus, auch Schüler ihren Lehrern. In den üblichen Geburtstagsgedichten legte man sie zu Grunde, wie Schleiermacher in seinem an Lotte, Dutton in seinem an Schleiermacher. Ob Schleiermacher sie als Exherrnhuter noch oder wieder gelesen hat? Daß er den kultischen Teil seiner „Gutachten“ mit Vergleichung des herrnhutischen Festkalenders, den die damaligen Losungen enthielten, geschrieben hat, ist wahrscheinlich.

Aus einer größeren Auswahl von Sprüchen, in Ziehkästchen zusammengestellt, sich bei besonderen Gelegenheiten Sprüche zu ziehen, war allgemeiner herrnhutischer Brauch. Die Herstellung der „Losungen“ auf diese Weise ist nur der vornehmste Spezialfall dieses allgemeinen Brauchs, zu dessen Übung die Neujahrsnacht besonders einlud. Da zog die Unitätsdirektion einen Spruch für jede der ihr unterstellten Gemeinen gleichsam als Jahresparole, die geistliche Behörde der Einzelgemeine einen solchen für jedes zu dieser Gemeine gehörige Chor, die Familien einen solchen für jedes Familienmitglied, Freunde, Verwandte.

nichts wollen und nichts tun, als Jesu folgen müssen, das heißt in Friede ruh'n!" — Am 21. November, als am Geburtstag meines ältesten Bruders, erteilten mir meine Eltern ihre Einwilligung, zur Brüdergemeine zu gehen, auf eine so feierliche Weise, daß mir dieser Tag unvergeßlich bleiben wird. Als sie zuerst meinen Brüdern den Vorschlag getan hatten, sie in den Brüdergemeinanstalten erziehen zu lassen, und mir nun ihre Einwilligung zu meinem wichtigen Vorhaben nicht länger versagen wollten, war ich vor freudiger Bestürzung außer mir. Den 11. Dezember schrieb mein Vater an die UÄC., um sie mit meinem und meiner Brüder Wünschen bekannt zu machen. Nachdem er uns den Brief vorgelesen, mußten wir uns alle drei unterschreiben, worauf er ein rührendes Gebet tat und uns dem Herzen Jesu und seiner gnädigen Leitung empfahl." Die Eltern stellten also, der veränderten Lage entsprechend, bei der Unitätsdirektion den erweiterten Antrag, die Tochter in das Gnadenfreier Schwesternhaus, die Söhne in Anstalt und Pädagogium in Niesky aufzunehmen. Dieser Antrag eines Reformierten, noch dazu eines reformierten Geistlichen, war bei der damals herrschenden konfessionellen Engherzigkeit eine kühne, doch wohl mit Bewußtsein der drohenden Folgen vollzogene Tat. Das Gerede konnte ihn — man muß sagen mit Recht — zu einem heimlichen Herrnhuter, d. h. in den Augen seiner Konfessionsgenossen zu einem Sektierer stempeln. Wirklich kamen auch bald nach der Übergabe seiner sämtlichen Kinder an die Herrnhuter mehrere der angesehensten Glieder seiner Gemeinde zu ihm und befragten ihn darüber. Er befriedigte sie durch Darlegung seiner eigenen Beobachtungen bei den Brüdern, durch den Nachweis der herrnhutischen Rechtgläubigkeit aus Spangenbergs Idea und die Aufzeigung der Verwandtschaft des Brüderglaubens mit dem der Reformierten aus Rislers saine doctrine. Als ihm nun gar Oktober 1785 amtlich eine Disziplinarunterſuchung wegen seines Herrnhutianismus, der vermutlichen Quelle aller seiner anderen Amtsverfehlungen, angedroht ward (Anhang 2), führte der Vater selbst diesen Vorwurf auf die eigentümliche Tatsache zurück, daß alle seine Kinder bei den Herrnhutern seien. Es ist darum wahrscheinlich, daß er schon 1782 mit der Möglichkeit dieser Verdächtigung rechnete. Dennoch übergab er 1783 alle seine Kinder den Brüdern, ließ sie auch 1785 nach jener amtlichen Drohung bei den Herrnhutern. Das ist trotz der geschickten Verschleierung in des Vaters Rechtfertigungsschrift an seine Behörde tatsächlich der stärkste Beweis für seinen Herrnhutianismus, wenn es noch eines solchen bedürfte.

Die Unitätsdirektion beriet am 28. Dez. 1782 über das zweite Gesuch des Vaters, das, mit den Unterschriften der drei Kinder und dem Nachweis des Vaters über die Aufbringung der Kosten versehen, bei ihr eingelaufen war. Wegen Lotte hegte sie kein Bedenken, da sie nicht in eine Anstalt eintreten sollte. Wegen der Söhne, des

14jährigen Fritz und 10jährigen Karl, hatte man zwei Bedenken: sie seien schon zu alt, und man wisse nichts „von ihrer Herzensstellung und bisherigem Gang“ (=religiöse Entwicklung). Die Direktion, deren Schulen wegen ihrer einseitigen Erziehung für die Idealwelt des Heilandes scharfer Kritik auch von Freunden ausgesetzt waren, nahm im Prinzip nur Kinder von Herrnhutern auf oder solche, die bei ihrem Eintritt die feste Absicht hatten, Herrnhuter zu werden. Letztere nur im kindlichen Alter, dessen Bildsamkeit ein völliges Eingehen in den Geist des Herrnhutertums erhoffen ließ. Machte man Ausnahmen — und das mußte man wegen vieler dringender Bitten namentlich aristokratischer Familien — dann nur, wenn die bisherige religiöse Entwickelung des Betreffenden ein schnelles Einleben in das Brüdertum versprach. Doppelt vorsichtig war man in den Nieskyer Anstalten, den Bildungsstätten herrnhutischer Beamten. Da sollte kein fremdes Element die Gleichartigkeit der religiösen Ausbildung stören. Der Eintritt in Niesky war die vorläufige Annahme zum geistlichen Amt. Darum entschied darüber nicht die Direktion, sondern das Los, d. h. der Heiland selbst. — Um die dringende Bitte des Vaters und der Kinder nicht rundweg abzuschlagen, machte die Direktion dem Vater den Vorschlag, die Söhne auf seiner nächsten Amtsreise in die Gemeine Gnadenfrei zu bringen. Sie schlugen diese Gemeine, nicht das viel näher gelegene Gnadenfeld bei Cosel O.-Schl. vor, das der Vater auch regelmäßig auf seinen Amtsreisen berührte, weil Lotte um Aufnahme grade im Gnadenfreier Schwesternhause gebeten hatte und Gnadenfeld damals, da die königliche Konzession zur Gründung erst 1780 ergangen war, in der ersten Entwickelung stand. Berichteten die Gnadenfreier Beamten günstig über die Söhne — Lottes Aufnahme in Gnadenfrei war eine Angelegenheit der dortigen Lokalbehörde — so wolle die Direktion weiter sehen, d. h. dann könne die Losentscheidung erbeten werden. — Lotte und Fritz warteten „mit Sehnsucht“ auf die Antwort der Direktion. Erstere schreibt von diesen Wintermonaten 1782—1783: „Was ich in dieser Zeit genossen und wie mein Herz in der Liebe zu Jesu täglich mehr entzündet wurde, kann ich nicht beschreiben. Er war mir oft so nahe, daß es mir nur am wahren armen Sündergrunde fehlte, um die Gnade völlig zu ergreifen.“ Ein Ja war der Bescheid der Direktion für Lotte, für die Söhne dagegen noch nicht. Aber man konnte auf ein Ja doch schließlich hoffen. Die Eltern nahmen den Vorschlag der Direktion wegen Gnadenfrei an, wenn er auch eine neue Verzögerung für die Schulbildung der Kinder bedeutete. So fest bestanden sie auf dem einmal gefaßten Gedanken. Von der inneren Verfassung der Kinder in jenen Monaten des Hangens und Bangens berichtet der Vater Herbst 1783 I 21: „Diese Gnadenwirkungen (der Arbeit des Geistes Gottes an ihren Herzen) äußerten sich denn auch im vergangenen Winter immer stärker bei ihnen und sie bekamen mehr Licht über das, was eigentlich

den wahren Frieden des Menschen ausmacht, so daß sie sich nicht zutrauten mit ihrem natürlichen Verderben von uns weg und in die Welt zu gehen, sondern uns inständig baten, sie nach Niesky hinzubringen." Der Sohn bestätigt diese Darstellung im Brief vom 19. August 1802: Der Vater habe ihn zu den Brüdern gebracht „mit vieler Zuneigung und großen Hoffnungen und nach meinem eignen Wunsche, um das Religiöse mir zu retten gegen die vereinigte Macht der Welt und des skeptischen Verstandes, die er nicht in mir verkannte." In der SB. sagt er, daß die Besorgnis vor dem sittlichen Verderben der meisten großen Schulen und andrerseits die unschuldige Frömmigkeit der Pädagogisten, von der ihm der Vater erzählt, die Ländlichkeit des Instituts und die weise Mischung von Unterricht und gemeinsamer Erholung ihn mit Sehnsucht nach Niesky erfüllt hätten. So erfaßte der frühreife Sohn mit Selbständigkeit den Entschluß der Eltern; für sie alle war bei der Wahl Nieskys das Religiöse die Hauptsache. Das gilt es im Auge zu behalten, um die Inbrunst des Herrnhutertums des Sohnes in Niesky, die Langsamkeit der Loslösung in Barby, die sonst unbegreifliche Scheu vor der Mitteilung seiner Zweifel an den Vater zu verstehen, den Vater, der alle Hoffnungen für die religiöse Entwickelung des Sohnes auf die eine herrnhutische Karte gesetzt hatte. — Am 28. März 1783 reiste denn die ganze Familie von Anhalt ab. Ein schönes häusliches Leben fand mit dieser religiösen Auswanderung ein Ende. Die Mutter kehrte nur wieder, um dort zu sterben; Lotte ist nur einmal noch auf kurze Zeit 1786 dort gewesen. Fritz sah Anhalt nicht wieder. Sie verließen in Wirklichkeit, wie Lotte es direkt ausspricht, und so viele Herrnhuter vor ihnen es getan hatten[1]), ihr Vaterland, ihre Freundschaft und ihres Vaters Haus, um in der Fremde, einer neuen Heimat, das Heil ihrer Seele zu suchen. Die Tochter schreibt: „Der Abschied aus dortiger Gegend wurde mir nicht schwer. Dagegen blieben mir die Worte, die mir die selige Fürstin (von Pleß) bei unserm letzten Ersehen zurief, unvergeßlich. Sie bestanden in folgenden Versen: „Entbinde mich, mein Gott, von allen meinen Banden, worin mein eigner Geist mich noch gefangen hält". „Zerbrich, verbrenne und zermalme, was dir nicht völlig wohlgefällt; ob mich die Welt an einem Halme, ob sie mich an der Kette hält, ist alles eins in deinen Augen". (Von Zinzendorf; d. V.) — Es war der 5. April, als wir in dem lieben Gnadenfrei ankamen mit der schönen Losung: „Ich habe den Herrn

[1]) Von Schleiermachers Geistlichen: von Wobeser, Chr. Gregor,; von seinen Nieskyer Lehrern Freydt; von seinen Barbyer Dozenten Bossart und sein Pfleger Moore; dann die Väter seiner Freunde Albertini, Okely, Beyer. Es war bedeutsam für die innere Kraft des damaligen Herrnhutertums, daß ein bedeutender Teil seiner Angestellten und Mitglieder aus Leuten bestand, die nicht durch Geburt der Gemeine angehörten, sondern durch freien Entschluß, zum Teil unter schroffem Abbruch ihrer bisherigen Beziehungen (von Wobeser, Albertinis Vater).

allezeit vor Augen" — „In dem ewig schönen Versöhnungsbilde."

Beglückt nahm Lotte die Besonderheiten des Brüdertums nun in sich auf. Die folgenden Andeutungen, 14 Jahre nach dem Erlebnis auf Grund ihres Tagebuchs geschrieben, lassen die Tiefe des Eindrucks ermessen. Darin ging es ihr anders wie Goethes „schöner Seele", der Klettenberg, die in vielem Lotte gleicht. Die schöne Seele, wie Lotte durch herrnhutische Lektüre zur „herrnhutischen Schwester auf ihre eigne Hand" geworden, ward abgekühlt, als sie die Gemeine Marienborn sah, die freilich keine Vollgemeine war, sondern nur einige herrnhutische Erziehungsinstitute beherbergte. Lotte fährt in ihrem Lebenslauf fort: „Ich besuchte diesen Abend noch (5. April) mit meiner Mutter den Gottesacker, und mit einem außerordentlichen Gefühl sagte ich ihr, daß ich vielleicht auch da mein Plätzchen haben würde. Am folgenden Tag ward in der Predigt über die Worte geredet: „Das Reich Gottes besteht nicht in Essen und Trinken, sondern in Friede und Freude im heiligen Geist." Mir schien alles wie mit Engelzungen geredet. Mit einem ähnlichen Enthusiasmus befand ich mich am Nachmittag im Chorhause der ledigen Schwestern; und wiewohl nicht zu leugnen ist, daß alle meine Empfindungen zu weit gespannt waren, so werde ich doch die ersten 14 Tage meines Aufenthaltes in der Gemeine nie vergessen, und wie unbeschreiblich wohl mir bei Anhörung der Passionspredigten und dem Verlesen der Leidensgeschichte Jesu war." Sie blieben zwei Monate in Gnadenfrei. Damit beginnt die unmittelbare Einwirkung herrnhutischen Geistes, der nur in einer geschlossenen Ortsgemeine ganz erfaßt werden kann, auf die Kinder.

Um Art und Stärke dieses Einflusses zu verstehen, betrachten wir zunächst das Wesen des damaligen Herrnhutertums. Wir beschränken uns dabei auf die Züge desselben, die nachweislich auf Schleiermacher fördernd oder störend eingewirkt haben. Darum sind auch möglichst alle späteren Urteile Schleiermachers der Darstellung eingefügt. Weggelassen sind hier nur die, die in späteren Kapiteln, namentlich V a 2 und VII, ihren naturgemäßen Platz finden. Durch diese Weglassung treten freilich im folgenden Kapitel die positiven Urteile Schleiermachers über die Gemeine einseitig stark hervor, das sie im tiefsten Grunde Trennende, der Buchstabenglaube und die pietistische Lebensauffassung der Brüder, tritt ungebührlich in den Hintergrund. Ich glaubte diesen Mangel bestehen lassen zu dürfen; denn erstens stellt Schleiermacher selbst von etwa 1802 an das Einende gegenüber dem Trennenden geflissentlich in den Vordergrund. Er negiert zwar das Herrnhutertum durch seine freie Theologie und Lebensführung, aber stillschweigend, ohne Polemik. Wo er das Herrnhutertum von da ab erwähnt, geschieht es eigentlich stets, um das zu nennen, was er von den Brüdern persönlich empfangen hatte und andrerseits von

ihnen in die Großkirche übernehmen möchte. Das mag sich drum auch in diesem Kapitel wiederspiegeln. Zum andern will diese Schrift gerade zeigen, wie tief der Knabe und Jüngling in das Herrnhutertum untertauchte, um dadurch verständlich zu machen, warum es auch in dem Mann noch so stark nachwirkte. Da erscheint es denn angebracht, das Einende der Darstellung seines Ganges durch die Gemeine voranzustellen, das Trennende dieser Darstellung folgen zu lassen.

II. Das Herrnhutertum jener Zeit.

a) Religiöses Ideal und religiöse Gemeindeorganisation.

Motto: Ich habe nur eine Passion, die ist Er, nur Er.
Graf Zinzendorf.

Das Herrnhutertum ist Pietismus, zu einer Sonderkirche zusammengeschlossen. Aber nicht nur kirchlich hat sich dieser Pietismus abgeschlossen, sondern auch bürgerlich, gesellschaftlich, örtlich. Die Brüder gründeten eigene Kolonien, sogenannte Ortsgemeinen, in denen Kommune und religiöse Gemeinde ganz zusammenfielen. Kein Nichtbruder durfte in einer solchen Ortsgemeine sich niederlassen, nicht einmal religiöse Gesinnungsgenossen. Nur wer die Aufnahme in die Brüderkirche nachgesucht und durch das Los, d. h. den Heiland, den durch Losentscheidungen regierenden Herrn der Kirche, die Erlaubnis dazu erhalten hatte, durfte sich bürgerlich dort niederlassen. So war die Gemeinde eigentlich auch ein pietistischer Miniaturstaat. Kirche und Staat fielen zusammen, die kirchlichen Behörden hatten letztlich auch die Entscheidung in bürgerlichen Dingen. Der Pietismus war Staatsreligion, seine Lebensregeln hatten die Macht eines bürgerlichen Gesetzbuches. Wer die Staatsreligion bezweifelte, die Lebensregeln übertrat, ward in Kirchenstrafe genommen und, wenn er widerspenstig blieb, nicht nur aus der Kirche ausgeschlossen, sondern damit zugleich aus den Niederlassungen der Brüder ausgewiesen. So blieb die Luft in den Ortsgemeinen rein religiös durch Fernhaltung oder Wiederausschluß alles Andersartigen. Infolge dieser kirchlichen und bürgerlichen Absonderung in Klostergemeinden zeigt das Herrnhutertum, eine ecclesiola extra ecclesiam, societatem, rem publicam viele Eigenschaften des Pietismus gleichsam in Reinkultur. Welt und Gemeine sind dem Denken und Sprechen der Brüder, auch Schleiermachers in den Briefen an Lotte, ständige Gegensätze. So spricht Schleiermacher z. B. vom entgegengesetzten Klima in der Welt und in der Gemeine.

Schleiermacher nennt in seiner SW. das System der Brü asketisch-mystisch; ihre Gemeindeorganisation scheint ihm in sein „Gespräch zweier selbstüberlegender evangelischer Christen", entsprun aus dem „Verlangen nach einem bestimmten Zusammenleben und ei eignen Anfassung und Führung."

Das Herrnhutertum ist weiblich, weich, gefühlig. Schleiermac spricht den Herrnhutern eine weibliche Konstitution zu. Das ist nat lich. Das religiöse Ideal der Brüder jener Zeit ist ein inniges, unterbrochenes, gefühlsreiches Liebesverhältnis zum unsichtbaren Freu Der Mensch erscheint in diesem Verhältnis unwillkürlich als der we liche Teil; seine Pflichten wie seine Seligkeiten werden unter dies Gesichtspunkte geschildert. Seine sittliche Anfgabe ist wie in ein bräutlichen Verhältnis ein Hineinwachsen in das Wesen des Seel bräutigams. Sein Glück liegt darin, das Bild desselben stets in Seele zu tragen, gefühlig mit ihm zu verkehren, seine Nähe stän zu empfinden, an seiner Hand zu gehen, seinen Blick zu fühlen, sei Kuß zu empfangen. Der Herrnhuter spricht von diesem Glück dr wie Liebende gern in Liedern, in Liebeliedern, Freundes- und Bra liedern. Seine Religion ist Gefühl, Genuß. „Den Heiland in Stille genießen" ist eine bezeichnende Wendung jener Tage. Albert der das originale Brüdertum im Gegensatz gegen die Ära Spang berg mit unerhörter Kühnheit in seinen „Geistlichen Liedern" (18 lebt, kann sich nicht genug darin tun, dieses Liebesverhältnis Ausdrücken weltlicher Liebeslyrik zu besingen. Er spricht von liebten Sünderherzen; er singt: Mein Freund ist mein, und ich sein in himmlischem Genusse; er küsse mich holdseliglich mit sei Mundes Kusse. — Ein Blümelein will ich ihm sein, ein Röslein im Tale; mich kümmert nicht Nacht oder Licht, wenn ich nur gefalle. Oder: So oft ich ihn habe, verfliegen die Stunden in sei Umarmung wie leichte Sekunden; sobald ich ihn misse, da dehnt in Länge die Zeit, ach, da werden die Weiten so enge. Und so

Nun ist ja der Bräutigam nicht gegenwärtig, ist unsichtbar. gilt mit gewaltsamer Anstrengung der Phantasie sich ihn fühlbar n zu bringen. Dieses Phantasieleben, den Phantasieverkehr mit d Heiland, entwickelt man so stark als möglich schon in den Kinde Schleiermachers Barbyer Lehrer Cunow erzählt (N. 1824) seinem Kinderleben im Internat. „Es war auf unserer Stube e Ecke durch einen Vorhang abgesondert, und wenn ein Kind ungest mit dem Heiland reden wollte, so ging es hinter denselben. D war für mich ein seliges Plätzchen, und ich erinnere mich noch he wie wohl es mir oft bei diesen kindlichen Unterredungen mit d Heiland war." Religiöser Kindessinn, Kindeseinfalt, die ohne Reflexi ohne Zweifel das Übernatürliche als wirklich nimmt, bleibt auch Erwachsenen Ziel.

Der Liebende sucht die Einsamkeit, um still die Empfindun

seines Innern zu genießen. So flieht der Herrnhuter aus dem Lärm der Welt in seine beschaulichen Klostergemeinden, dort lebt er in kontemplativer Seligkeit seinen zarten Liebesempfindungen, schafft sich eine eigene Gesellschaftsordnung und vor allem einen eigenen Kultus nach den Bedürfnissen seines Herzens. Zweck ist Fernhaltung alles Irdischen, Sinnlichen, Groben; andererseits Belebung des Übersinnlichen, des religiösen Gefühls, der Phantasie. In diesen Klostergemeinden ist Religion ein und alles. Sie bestimmt die klösterliche Gesellschaftsorganisation, umfaßt und durchdringt den Tageslauf. Die Pädagogisten weckte morgens nicht eine Glocke aus dem Schlaf, sondern der Gesang eines Chorals, an Festtagen eine religiöse Streichmusik. 3, genauer 4 tägliche Gottesdienste, darunter namentlich die lyrisch-musikalische Nachtversammlung, Singstunde genannt, abends von 9 bis $^1/_2$10 Uhr, hielten die religiöse Stimmung in stetiger Spannung. Das Gefühl ward bis zur Schwärmerei angeregt. Es ist ganz normales Resultat der herrnhutischen religiösen Erziehung, daß der Pietist Moser (Anhang 3) an ihnen einen schwärmerischen, phantastischen Zug findet, die Neigung, Gefühle des Herzens überall zur Regel zu setzen; es ist ganz normal, daß nach Schleiermachers SB. Gnadenfrei in ihm den Grund zu einer Herrschaft der Phantasie in Sachen der Religion gelegt, die ihn bei etwas weniger Kaltblütigkeit wahrscheinlich zu einem Schwärmer gemacht hätte; speziell von seiner Konfirmationszeit in Niesky gesteht er, „lauter glühende Phantasie" gewesen zu sein. Hartley, Brinkmanns Freund und Lehrer Schleiermachers in Niesky, der ihn im Briefwechsel mehrfach achtungsvoll erwähnt, notiert als Barbyer Student, als er die Tagebücher seiner Nieskyer Schulzeit wieder gelesen: „O, wie viel habe ich von der edlen Einfalt verloren, die ich damals besaß." Es sei besser, „vom Blute Jesu und seinen Wunden zu sprechen und in Betrachtungen darüber vertieft zu sein mit einem Entzücken, dergleichen kein kalter, trockener Moralist fühlen kann, als eine jede Empfindung der Art für verdächtig zu halten und sie zu zergliedern, um zu sehen, ob sie, von allen Seiten betrachtet, vor der stolzen Vernunft die Probe hält." Das ist bezeichnend: Ausschaltung der Vernunft als Feindin des religiösen Gefühls und seiner Entzückungen, Ausschaltung der eigenen moralischen Kraft; nur das Liebesverhältnis zum Heiland gibt das Vorbild und die Impulse zu moralischer Vervollkommnung, dem Heranreifen zur Ähnlichkeit des himmlischen Freundes.

Dieser himmlische Geliebte kann aber Christus nur sein, weil er einst auf Erden wandelnd den Menschen erlöst hat. Ohne das letztere wäre ersteres leere Phantasterei. Von da aus gewinnt der historische Jesus seinen Wert. Zu ihm muß man zunächst ein allerpersönlichstes Verhältnis erlangt haben, um zu dem Höheren, dem Liebesverkehr mit dem himmlischen Freund, emporsteigen zu können. So etwa gewinnt man, z. B. nach Albertinis Predigten und Liedern, ein Ver-

hältnis zum historischen Jesus. Das Herabsteigen des Gottes in niederste Menschlichkeit — Weltenherr und Zimmermannssohn wer gern in schärfsten Kontrast gestellt — erregt im Betrachter des g lichen Dramas unendliches Mitleid, Rührung, Gegenliebe. Im blick der Vollkommenheit des göttlichen Menschen empfindet Mensch sich als grundverdorben, zu nichts tauglich, als arme sünd Made. Verzweifelt schaut der über seine wahre Natur Aufgekl und Erschreckte sich nach Hilfe um und findet sie in Leiden und Ster Christi. — Zwei Dinge sind so dem Herrnhuter am Leben historischen Jesus vor allem wichtig: er erkennt an dessen Bild s eigene Schlechtigkeit, die er nun nicht drastisch genug schildern ka Das ist neben der Schilderung des seligen Liebesverkehrs der zw Grundakkord der herrnhutischen Lyrik, das arme Sünderwesen, w hier die kirchliche Lehre vom natürlichen Verderben verschärft Andrerseits versenkt er sich mit Inbrunst in das Detail des Leb Jesu, an dem er sein Mitleid mit Christus stets neu entzünden r vor allem in seine Passion, weil da dem Mitleid die meiste regung gegeben wird und sie vor allem Grundlage des Heils ist. T der dritte Grundakkord, die Leben-Jesu-Poesie und vor allem die Bl Wunden- und Leichendichtung. Albertini, darin auffallend gemäß singt doch z. B.: „Heil'ge Blutgestalt! all mein Inn'res wallt über vor Schmerz und Liebe; wer doch unverwendet bliebe, o Blutbräutig unterm Kreuzesstamm. — Weinend grüß' ich dich, Märtyrer für m Euch umfass' ich, blut'ge Füße! Tränennasse Sünderküsse drück' warm und weich tausendmal auf euch. — Nie verlass' ich d blut'ger Seitenstich! An den blutbesloss'nen Wangen soll mein A ohn' Ende hangen; ewig bin ich dein, ewig bist du mein." — besondere Art der Feier der Karwoche bei den Brüdern gab die Empfindungen und Dichtungen immer neuen Anstoß.

Noch ein Lieblingsgedanke Zinzendorfs förderte die Versenk in das kleinste Detail des Lebens Jesu. Christus ist nämlich a absolutes sittliches Ideal für jeden Stand, jedes Alter, jeden Be Dafür bietet, wenn man nicht bei Allgemeinheiten wie Pflichttr Nächstenliebe ꝛc. stehen bleibt, der historische Bericht wenig Unterla Das störte nicht weiter; was fehlte, ergänzte man phantasievoll. sang L. von Hayn einem zweijährigen Kind von seinem Vorb dem zweijährigen Jesulein, unter anderm: „Merkt sich jedes Wörte fein, was die Eltern sagten, antwort't wie ein Engelein, wenn etwas fragten; blickt' oft schön nach den Höh'n; bat um's Vat Segen, um des Geistes Pflegen." Und der Pädagogiumsinspel Zembsch sagte einem Pädagogisten, dessen Schrift sich garnicht bess wollte, beim Gratulieren zum Geburtstag gar possierlich: „der Heil hat auch schön geschrieben, gar sehr schön." Das sollte ihm der stär Anreiz zur Besserung sein.

Dreierlei steht so im Gedankenkreis der Herrnhuter dam

voran: der Mensch ist ein „armer Sünder", zu garnichts von sich aus tauglich. Erlöst ist er durch Leiden und Tod Christi, die darum auch als physische Prozesse in allen ihren Stadien Gegenstand inbrünstiger Verehrung sind. Seine Aufgabe ist, nachdem er sich die Versöhnung im Glauben zugeeignet hat, stündlich im Liebesverkehr nicht mit Gott — der bleibt bei dem Erlösungsdrama gleichsam hinter der Szene — sondern dem erhöhten Heiland zu stehen. Das Letztgenannte bleibt das Wichtigste.

Dieser Glaube wird nicht dogmatisch streng formuliert. Im Gegenteil. Gegen alles Dogmatische hat der durch und durch lyrische Herrnhuter, dessen religiöse Stimmung im wesentlichen dem täglichen lyrischen Kultus entstammte und an ihm sich regulierte, eine instinktive Abneigung. So schreibt Fries an Christl. Reichel (Henke 251), nachdem er ihm eine Kritik der Dogmatik de Wettes, seines philosophischen Schülers und Freundes, gegeben: „Überhaupt stört uns Herrnhuter an de Wette, daß er sich eben überhaupt nur für die kirchliche Dogmatik, das Widerspiel der Ästhetik, interessieren kann." Auch Schleiermachers Jugendfrömmigkeit, im wesentlichen durch den herrnhutischen Kultus bestimmt, war Seelenverkehr mit dem himmlischen Freund. Auch, nachdem er in Barby mit seinem Jugendglauben gebrochen, erschien ihm als das Wesentliche und Anziehende das Weite, das Fließende, das Gefühlvolle, das in der Mystik der Brüder lag. Die Neigung zur orthodoxen Formulierung des Glaubensinhalts, die damals gerade in der Gemeine lebhaft sich regte, entging ihm nicht. Spangenbergs Idea fidei fratrum, ein Versuch, die Gemeine in dieser Richtuug zu entwickeln, hatte er schon in Niesky in den Abendgottesdiensten vorlesen hören. Diese Tendenz erschien ihm als Bedrohung des eigentlichen Charakters der Brüderreligion. Er nennt sie 1809 IV 173 nach einem Besuch in Gnadenfrei „das zerstörende Prinzip in der Gemeine". Er unterscheidet darum scharf das Esoterische der Brüder, ihre Religion, und andrerseits das Exoterische, die Theologie und Christologie der Brüder. Ersteres sei gut, letzteres schlecht. Aber letzteres sei ja auch nur Schale, nicht Kern. Ja er führt seine eigne Mystik direkt auf die der Brüder zurück und, um diesen Zusammenhang zu betonen, nennt er sich einen Herrnhuter höherer Ordnung.

Um seiner Mystik und der damit verbundenen Askese ungestört leben zu können, flüchtet der Herrnhuter aus der Welt in Klostergemeinden mit besondrer Gemeindeorganisation und Kultus. Wir betrachten zunächst die äußere Organisation.

Da die kleinen Gemeinden noch als ein zu großer Körper erschienen, um jeder einzelnen Seele die nötige Leitung und persönliche Anfassung zu gewähren, ward jede in neun Gruppen, „Chöre", zerlegt: das Chor der Knäblein, Mägdlein, größeren Knaben, größeren Mädchen, ledigen Brüder, ledigen Schwestern, Eheleute, Witwer, Witwen.

So weit als möglich vereinigte man diese Chöre in Chorhäusern mit eigenen Betsälen und strenger Hausordnung. So gab es Brüder-, Schwestern-, Witwenhäuser. Jedes dieser Chöre oder mehrere zusammen hatten einen eigenen „Pfleger" oder „Pflegerin"; dieser war Beichtvater seiner Chorgenossen, die er zum mindesten einmal monatlich vor dem Abendmahl „sprach" — eine Art Ohrenbeichte —, die er beriet, die er in Sondergottesdiensten, die wöchentlich einmal stattfinden sollten, auf die besonderen Aufgaben ihres Alters und Standes hinwies. Das sind die Chorversammlungen, Chorgottesdienste. Jedes Chor hatte neben seinen regelmäßigen Sondergottesdiensten einmal im Jahr sein besonderes Chorfest. Die Chorversammlungen sowohl als die Chorfeste erschienen Schleiermacher in seinem „Gutachten" vorbildlich. Gemeinsame Gottesdienste seien nötig. „Allein die stärksten, förderndsten Wirkungen werden immer die sein, welche sich auf die Eigentümlichkeit eines bestimmten Daseins gründen." So fordert er wenigstens besondere Kindergottesdienste (nach Art der brüderischen Kinderstunden, die er als Pädagogist täglich besucht hatte.) Auch der jährlichen Chorfeste gedenkt er im Gutachten warm, sieht allerdings, daß sie sich in der Großkirche nicht nachahmen lassen. Als er von der wünschenswerten Vermehrung der kirchlichen Festtage gesprochen, sagt er SW. V 125: „Zu beneiden ist auch hierin die schon öfters gelobte Brüdergemeine. Dort haben Kinder, Knaben, Mädchen, Jünglinge, Jungfrauen, Eheleute, Verwitwete ihre eigenen festlichen Tage, wo das Besondere ihrer Verhältnisse der Gegenstand der Betrachtung und Belehrung ist und so durch sehr einfache Veranstaltungen ein höherer Grad von Besinnung über ihren Zustand gewirkt und das ganze Gemüt aufs neue und inniger von religiöser Kraft durchdrungen wird. Wäre dies nur eben so leicht nachzuahmen als zu beneiden! Allein diese Einrichtungen lassen sich nicht aus ihrem einheimischen Boden herausreißen, und es würde unmöglich sein, sie unter uns zu verpflanzen."

Schleiermacher hat persönlich in der Gemeine nur das Knabenfest und das der ledigen Brüder gefeiert. Von beiden geben wir unten eine Schilderung. Doch nahm er insofern an den anderen Chorfesten auch teil, als stets in der Abendversammlung eines solchen Tages die ganze Gemeine nach einer kurzen Ansprache mit einigen Segensversen des festfeiernden Chors gedachte.

Die Chöre zerlegte man wiederum in Banden, Klassen oder Gesellschaften von 6—8 Personen, die zu freier religiöser Aussprache in regelmäßigen Zwischenräumen im Winter zusammenkamen unter Leitung eines besonders bewährten Chorgenossen, des Klassenhalters. Es ward wohl eine Bibelstelle gemeinsam gelesen; die Hauptsache war die freie Aussprache aller Beteiligten darüber. Schleiermacher hat an solchen Gesellschaften als Pädagogist und Seminarist teilgenommen. Er beurteilt diese Form, in einer Art von Geselligkeit über religiöse Dinge in freiem Erguß zu reden, in seinen „Reden" SW. I 320

negativ. „Religiöse Ansichten, fromme Gefühle und ernste Betrachtungen darüber kann man sich auch nicht einander in so kleinen Brosamen zuwerfen wie die Materialien eines leichten Gesprächs; und wo von heiligen Gegenständen die Rede wäre, da würde es mehr Frevel sein als Geschick, auf jede Frage sogleich eine Antwort bereit zu haben und auf jede Ansprache eine Gegenrede." In der Anmerkung dazu S. 358 beruft er sich für dieses Urteil auf seine Erfahrungen in den brüderischen „Gesellschaften"; er habe nie aus diesen freien religiösen Gesprächen „etwas recht Lebhaftes oder Würdiges" hervorgehen sehen und glaube den allgemeinen Grund dafür im Text richtig gefaßt zu haben[1]).

Neben den Gesellschaften fand noch eine andere Art der Aussonderung bestimmter Gruppen zu religiösem Zweck statt. Aus der Zahl der Kommunikanten ward nämlich monatlich oder zweimonatlich eine Anzahl von Betern ausgewählt. Diese sollten täglich eine anscheinend von ihnen selbst bestimmte Stunde der Fürbitte für allgemeine Angelegenheiten, die ihnen in einem besonderen Gottesdienst genannt wurden, widmen. Sie hießen die Stundenbeter. Lotte schreibt davon: „Das Stundengebet, welches ich jederzeit als eine der zweckmäßigsten Einrichtungen in einer lebendigen Gemeine Jesu angesehen habe, hat sich auch an mir als ein kräftiges Mittel bewährt, in nähere Gemeinschaft mit dem Freund meiner Seele zu treten. Unaussprechlich viel habe ich zu allen Zeiten in diesen Gebetsstunden und früher in den litur-

---

[1]) Der Lotte, die lange Zeit solche Gesellschaften von Mädchen leitete, blieb dies Tun „in lieblich gesegneter Rückerinnerung, da es mich in meinem Gnadengang gar sehr gefördert hat." — In Brinkmanns Barbyer Tagebüchern häufig die Gesellschaften erwähnt. Die Urteile meist negativ. Die meisten Teilnehmer reden nicht, weshalb er, um die Sache in Fluß zu erhalten, gelegentlich eifrig redet. Dabei legt er dann häufig unter dem Zwang des Augenblicks oder in der Freude, sich reden zu hören, Bekenntnisse ab, die seinen wirklichen Überzeugungen nicht entsprechen. Neben dieser Heuchelei sogar bewußte und überlegte; er erklärt sich orthodox — sein Pfleger Moore war dabei — legitimandi causa, um sich, da seine „Gemeineinfalt" häufigen Zweifeln seitens seiner Vorgesetzten ausgesetzt war, als wahren Bruder auszuweisen. Am Ende der letzten Barbyer Gesellschaften: „Miserabel dürr; es wollte nicht vom Fleck. Aus der Sache ist auch nicht das Allermindeste herausgekommen, und doch können die Leute so etwas nicht einsehen, sondern das Zeug wird jedes Jahr bald gesotten, bald gebraten, immmer gleich unschmackhaft und nicht zu verdauen vorgesetzt." — Übrigens operiert Schleiermacher in seinem Briefwechsel mit Brinkmann gern mit diesem Begriff und Wendungen, die damit in Zusammenhang stehen. Verschiedene Stellen bekommen erst Sinn, wenn man diesen religiösen Begriff der Gesellschaft einsetzt. (Anführungszeichen von mir.) IV 52: Nächstens bekommst du einen ordentlichen Brief von mir, worin ich dir meine „Herzensangelegenheiten" so aufrichtig enthüllen will, wie mans nur immer in der „Gesellschaft" tut. IV 56: Ich bitte dich recht dringend, mir recht viel von dir selbst und deinem „Herzen" zu schreiben. Denke doch an den „Segen der Offenheit gegen die Brüder." IV 65, als er Brinkmanns Urteil über seine Monologe gehört: Ich hatte es gehofft, daß du gut Freund mit den Monologen werden solltest; sie sind bei weitem offner und gründlicher, als man in der Gemeine in den „Gesellschaften" über sein Herz zu reden pflegt.

gischen Nachtwachen den Ernst und die Liebe meines Erbarmers fahren."

So war alles in diesem kunstreichen Mechanismus darauf geschnitten, den Einzelnen zu erreichen, religiös zu entwickeln: Glied der Gesamtgemeine durch mehrfache tägliche Gottesdienste, Glied eines besonderen Chores durch wöchentliche Chorversammlun und jährliche Chorfeste, als einzelnen durch das monatliche Spred unter vier Augen. Jeder einzelne so Angeregte sollte nun mögli gleich selbst aktiv werden, indem er seinen Altersgenossen von sein inneren Leben Zeugnis ablegte (Gesellschaften) und die Aufgaben religiösen Gemeinschaft fürbittend zu den seinen machte (Stundengeb

Die Kehrseite dieser Organisation war die weitgehendste Bea sichtigung und Bevormundung jedes einzelnen, Vernichtung aller und je persönlichen Freiheit. Selbstbestimmung war nach Möglichkeit nicht bei den Geistlichen, sondern auch den Laien ausgeschlossen. Je Hauskauf, jede Heirat auch eines Laien bedurfte der Loserlaubı Das war schwer, aber nicht das Schwerste. In den kleinen Gemei von einigen hundert Seelen kannten die Seelenpfleger und Pflegerin jeden genau, führten nach dem Sprechen Buch über seine Bekenntn und ihre Beobachtungen, jede Abweichung in Denken, Glauben, Lebe führung von dem engen Schema der Gemeine kam ihnen zu Ohı ward von ihnen im „Sprechen" gerügt, eventuell durch Kirchenstra gestraft. Man uniformierte die Schwestern äußerlich; keine wü gewagt haben, in einem Hut in die Kirche zu gehen. Die Män konnte man nicht uniformieren, aber man hielt sie selbst darin scharfer Kontrolle. Zembsch sagte seinen Pädagogisten: „Wenn jem mit gelben Stolpen zu ihm käme, deuchte es ihm nicht besser, wenn er offene Hosen hätte". Das läßt sich hören. Aber das wöhnlichere Urteil war, daß Modetorheiten Ausfluß mangeln Frömmigkeit seien. Als Baumeister einmal im Kolleg gegen die kur Westen gewettert, schloß er: „Er wäre in seinem Herzen überzeı kein Gotteskind könne so gehen."

So war äußere wie innere Uniformierung die naturgem Tendenz dieser engen klösterlichen Gemeinschaften, wo alles bem wurde und jede kleinste Abweichung vom Normalen pharisäischen Kla entfesselte. Daß Brinkmann den „Erzklatschern" verfiel, war n verwunderlich. Aber selbst Schneider, der untadelige Bruder, ver ihm als Lehrer. Ein Fußleiden hinderte ihn, an einigen Festversam lungen teilzunehmen. Sofort wußte das Gerücht, daß er wegen V sündigungen durch den Pfleger davon „ausgeschlossen" worden sei. Zeml nahm seine jungen Lehrer väterlich vor, wenn sie nicht in die Kir gingen; mehrmaliges Wegbleiben nun gar vom monatlichen Abendm zog sicher dem Säumigen den Pfleger auf den Hals.

So fügten viele sich dem Zwang der Ordnungen um des redes willen. Sie heuchelten, um Ruhe zu haben. Den „verfluchtest

Heuchler der Art werden wir an Brinkmann in Barby kennen lernen; übermächtige Verhältnisse zwangen ihn dazu. Als Hochschulen der Diplomatie für den, der nicht einpaßte, hat der Diplomat Brinkmann nicht dem Wort, aber dem Sinn nach das Pädagogium und Seminar bezeichnet. So urteilte er auf Grund eigner, vieljähriger, schmerzlicher Erfahrung. Auch die zartesten Gewissen wurden, wenn sie mit dem Gemeinschema in Konflikt gerieten und einen offenen Bruch doch nicht gleich wagen wollten oder konnten, zum peinlichen Lavieren gezwungen, so Schleiermacher mehrere Monate seines dritten Barbyer Semesters hindurch. Wie Brinkmann es mehrfach offen gesteht, daß er nur um seines Pflegers willen Gottesdienste besuche, an gottesdienstreichen Festtagen in eine Versammlung geht, „um wenigstens einmal gewesen zu sein", gelegentlich wieder kehrt macht, wenn er hört, daß sein Pfleger verreist sei, so wird auch Schleiermacher es längere Zeit getan haben; sonst hätte der latente Konflikt mit dem Brüderglauben nicht erst Dezember 1786 ans Licht kommen können, als er endlich nach seinem Wort die falsche Maske abwarf.

Für selbständige Naturen war kein Platz in der Gemeine, selbst wenn sie mit dem Glauben derselben in Einklang blieben. Brinkmann und der Albertinische Freundeskreis brachten es auf die Formel, es gehöre ein besonderer „Beruf" dazu, in der Gemeine zu leben; wie etwa gutkatholische Frömmigkeit doch noch nicht zum Eintritt in einen Mönchsorden befähige. So schieden denn manche aus, nicht um dem Klosterglauben, sondern der Klosterenge, der ständigen geistlichen Disziplin, der Allmacht der geistlichen Regenten dieses theokratischen Staates zu entfliehen. So Karl Schleiermacher, weil er „an jenem Speichellecken (vor den Pflegern; d. V.) und an der scheinheiligen Miene, womit man jenes Speichellecken für den wahren kindlichen Sinn erkläre", großes Mißfallen finde.

Die ruhigen Seelen freilich, die auf ihre Freiheit zugunsten der religiösen Gemeinschaft Verzicht taten, lebten in jenen Ortsgemeinen, als Brüder und Schwestern sich duzend, ein trauliches Familienleben. Standesunterschiede gab es kaum in dieser geistlichen Republik, wo der Graf und der Handwerker im Abendsmahls-Liebesmahl den Liebes- und Friedenskuß austauschten, ersterer letzterem in der religiösen Feier des Pedilavium die Füße wusch als Zeichen demütigster Nächstenliebe, wo sie beide in den religiösen „Gesellschaften" als wirkliche Brüder in Christo, ebenbürtig in dem, was ihnen als das Höchste galt, ihre Erfahrungen im Bereich der Religion austauschten. Die Besitzunterschiede waren gering, um so mehr als alle größeren Geschäfte Eigentum der Gemeine waren. Der Bildungsunterschied trat zurück, da die täglichen Gottesdienste, Missionsstunden, Bibelerklärungen allen einen hohen Grad gemeinsamer Herzens- und Geistesbildung vermittelten.

Alle Erlebnisse der bürgerlichen Familien wurden dort zu solchen der größeren religiösen Gemeinschaft. Taufen, Trauungen, Begräbnisse

waren Gemeindefeiern; zu jeder Verlobung, Versetzung eines Beamten, zu jeder längeren Geschäftsreise auch des schlichtesten Gemeindemitgliedes gab die Gemeinde ihren Segen durch den Gesang eines Segensverses in einem der Abendgottesdienste. So wurde der Mulus Schleiermacher am Vorabend seiner Abreise in Niesky mit seinen Kameraden „der Gemeine empfohlen, welche sie mit einigen Versen segnete"; nach ihrer Ankunft in Barby wurden sie in der dortigen Beterversammlnng „dem Gebet der Geschwister empfohlen". So war jeder umhegt und getragen von der Liebe der Gemeinschaft. Er war nicht ein Atom in einem Riesenheer, sondern ein wertvolles Glied in einer kleinen, besonderen Truppe Christi. Keiner stand allein; er hatte Brüder. Keiner litt Not; die Allgemeinheit sorgte für ihn. Seine Freude war die Freude aller, sein Leid das Leid aller. Es war eng da, aber heimelig.

Und vor allem, man lebte einer Idee; die Opfer, die man brachte, brachte man nicht menschlicher Laune, sondern der Idee, deren Verwirklichung alle dienten. Das gab dem Leben die hohe Weihe; das entfesselte den Heroismus der Opferwilligkeit, der zu dem Größten gehört, was die Menschheit auf diesem Gebiete kennt; das gab auch reichen Geistern die Bereitwilligkeit, ein ganzes langes Leben in den Eiswüsten Grönlands z. B. zu verbringen. Dieses stille Heldentum rief zur Nachfolge auf. Baumeister, Schleiermachers Seminarinspektor, der selbst erst mit 38 Jahren Herrnhuter geworden war, zielte darauf mit seiner kühnen Behauptung, die Schneider, den Studenten, weinend in den Park trieb — Baumeister erklärte Ciceros Offizien — daß es solch erhabene und große Seelen, wie sie Cicero schildere, nur noch bei den Brüdern gebe. Moore, Schleiermachers Barbyer Pfleger, ward Herrnhuter dadurch, daß ihm Cranz' Historie von Grönland in die Hände kam. Einer Gemeinschaft, die solche Männer, wie die in Cranz' Werk geschilderten Missionare hervorbrachte, wollte Moore auch angehören. — Viele edle, reichbegabte Seelen fanden, nachdem sie in schmerzlichen Kämpfen wie Hartley und Albertini den weltlichen Idealen ihrer Studentenzeit entsagt hatten, im selbstlosen Leben für diese Idee, in der traulichen Wärme und Geborgenheit der religiösen Gemeinschaft das Glück ihres Lebens. Der Albertinische Freundeskreis fühlte, als er schon 20 Jahre im praktischen Amt stand, daß er an sich ganz andere geistige Bedürfnisse habe, als sie die Gemeinverfassung voraussetze, daß er durch die Existenz in der Gemeine von der großen Welt isoliert sei, viele Opfer bringen müsse. Er tat es, wie es die handschriftlichen Produktionen jenes Kreises aussprechen, um der Idee des Ganzen willen. Sie opferten mit vollstem Bewußtsein die Rechte der Persönlichkeit den Zwecken der Gemeinschaft, die sie trotz vieler Anstöße im einzelnen hochhielten. — So schreibt Hartley als Inspektor des Uhyster Pädagogiums in sein Tagebuch, indem er damit rechnet, sein reiches Talent vielleicht in den Dienst weltentlegenster Missions-

stationen in Grönland oder Bengalen stellen zu müssen — konnte doch kein herrnhutischer Beamter seine Laufbahn bestimmen —: „Die Brüdergemeine ist mein Vaterland; ich will von keinem andern wissen, ich mag nun in Lichtenau oder in Antigua oder in Serampore sein, so sind die Brüder allein meine Landsleute". So zog er, den Brinkmann neben K. Garve, Schleiermacher, Albertini zu den bedeutendsten Köpfen seiner Ära zählte, den kleinsten Posten bei den Brüdern einer ehrenvollen Laufbahn in der Welt vor. Und Albertini, der mit Schleiermacher in Barby unter der geistigen und gesellschaftlichen Enge der Brüderverfassung schwere Monate durchgekämpft hatte, sang nachmals aus der Seele vieler (Geistliche Lieder 271):

Treues stilles Friedenstal,
Ihren Reichtum allzumal
Gegen Schätze sonder Zahl

heimisch sind mir deine Hütten.
mag vor mir die Welt ausschütten:
tausch' ich nicht mein liebes Tal.

Heiter steig' ich früh hinauf,
Und das Aug' in freiem Lauf
Und erlabt sich weit und breit

rings umher zu schaun vom Hügel;
schweifet fröhlich, ohne Zügel,
an der Landschaft Herrlichkeit.

Manches schönen Tales Grün
Der Bewohner emsig Mühn
„Zögest du dahin?" „Ach nein,

reizt und fesselt dann mein Auge;
schmückt es, daß ich Lust dran sauge.
Heimat kann nur eine sein."

Heimlich, o ihr Brüder, ist's
Manches Bruderherz genießt's
Selig geht es ein und aus,

unter seinem Volk zu wohnen.
und vertauscht es nicht um Thronen.
treu gehorcht's dem Herrn vom Haus.

Wohl mit Seelenfreude sieht's
Fleißig, fröhlichen Gemüts
Doch der neugestärkte Blick

manches Volk in grünen Talen
seinem Herrn die Dankschuld zahlen.
schielt zum eignen Tal zurück.

Dient dem Herrn vom ersten dort,
Bis zum letzten fort und fort. —
Grünt, ihr Völker, groß und klein,

von dem Volk der Hüttenwolke,
Ich wohn' unter meinem Volke.
Mein Volk kann nur eines sein.

b) Der Kultus jener Zeit.

Wir heben nur hervor, was in Schleiermacher nachgewirkt hat. Wir betrachten den Tageskreis (Abendstunde, Singstunde), den Monatskreis (Abendmahl), den Jahreskreis (Karwoche und Ostern, Neujahrsnacht). Vier Dinge fallen auf: 1. Die Massenhaftigkeit der meist kurzen Gottesdienste; an Wochentagen kam der Pädagogist täglich rund viermal, an Festtagen bis zu siebenmal täglich in den Gottesdienst. 2. Die Zurückdrängung der Rede durch den Gesang, der Tätigkeit des Geistlichen durch die der Gemeinde. 3. Die Fülle von Festen gegenüber der Großkirche. 4. Die geschickte Art, einzelne Gruppen gesondert gottesdienstlich zu behandeln. Die letzten drei Gesichtspunkte hat Schleiermacher von den Brüdern übernommen.

Der Tageskreis.

Schleiermacher besuchte als Pädagogist zunächst täglich früh von $^1/_2$9 bis 9 Uhr die „Kinderstunde"; Ansprache über Losung oder Text des Tages, eröffnet und geschlossen durch Gesang. In den Gutachten zur Nachahmung empfohlen. — Das Gewicht fiel auf den Abend. Da war von 7 bis $^1/_2$8 Uhr Abendstunde, von 9 bis $^1/_2$10 Uhr Singstunde, beides für die ganze Gemeine in der Kirche. Nach der letzteren ging dann Schleiermacher mit den Pädagogisten auf den Betsaal des Brüderhauses, wo noch ein kurzer Chorabendsegen gehalten ward, der Form nach auch eine Singstunde.

Die Abendstunde. In der Abendstunde von 7 bis $^1/_2$8 Uhr wurde entweder eine erbauliche Ansprache gehalten — dann nannte man sie Gemeinstunde; oder die Bibel mit kurzen Erklärungen möglichst fortlaufend gelesen. Dazu nahm sich Okely regelmäßig den Urtext mit, kontrollierte Gregor sehr genau in seiner Auslegung der Acta, freute sich seiner Kenntnisse in jüdischen Antiquitäten (Acta 12, 6), ärgerte sich über die „seichte Wegerklärung" eines Spruches, der für die Prädestination spreche; steckt sein Neues Testament ein ander Mal wieder ein, weil ihm die Augen wie mit Blei zugedrückt werden. Neben diese „Bibellektionen" traten in der Abendstunde noch andere Lektionen. Es wurde darin vorgelesen z. B. Spangenbergs Idea fidei fratrum und vor allem die „Nachrichten aus der Brüdergemeine", die amtliche Zeitschrift der Gemeine.

Diese „Nachrichten" wurden als eine vertrauliche Familienkorrespondenz der ganzen Unität nur handschriftlich vervielfältigt durch ein großes Schreiberkollegium, auch Seminaristen und Pädagogisten schrieben mit. Brinkmann nennt sich in Erinnerung an diese in seinem Tagebuch oft erwähnte Tätigkeit einen Diplomaten, der „in Paris ganz andere Gemeinnachrichten als die Eurigen zu schreiben verurteilt gewesen ist". Jeder nicht herrnhutische Abonnent mußte von der Direktion genehmigt werden, und Vater Schleiermacher bemühte sich vergeblich für einige seiner Bekannten die Mitteilung der Gemeinnachrichten zu erwirken. Sie enthielten religiöse Ansprachen von bedeutenden Männern der Unität, dann Berichte aus der Arbeit der Brüdergemeine in der Heimat und auf der Mission, endlich Lebensläufe. Diesen Lesungen also verdankte Schleiermacher vor allem seine Kenntnis der Mission, die ihn veranlaßte, als erster die Missionslehre in den Rahmen der wissenschaftlichen Theologie einzugliedern. Was die Lebensläufe betrifft, so gehörte es bei den Brüdern zu den ungeschriebenen Gesetzen, im Alter selbst einen Abriß seines Lebens, namentlich seines religiösen Entwickelungsganges, aufzuzeichnen. Schleiermacher schätzte diese Sitte hoch (II 455), und seine Schwester gar, der eigentlich doch durch herrnhutische Lebensläufe in Anhalt der Wunsch entstanden war, Schwester zu werden, schrieb sich in Gnadenfrei so eifrig solche ab —

sie waren ja nicht gedruckt zu haben — daß sie viel geneckt ward: Sie fürchte wohl, auf eine einsame Insel verschlagen zu werden, und sammle für die Zeiten der Einsamkeit. Ihr eigener Lebenslauf trägt die charakteristischen Züge dieser herrnhutischen Konfessionen an sich; Gleichgiltigkeit gegen die äußeren Lebensschicksale der eigenen Person und der Familie; ihre Brüder erwähnt sie nur einmal ganz flüchtig; dagegen gibt sie eine Darstellung ihres religiösen Wachstums, das in ein ergreifendes Gebet ausmündet. So werfen diese Lebensläufe, wahre Archive religiöser Empfindung und Erfahrung, für den Historiker wenig ab. Der Schreiber, vor Gottes Augen und im Angesicht des Todes sein Leben überdenkend, hat kein Interesse an zeitgeschichtlichen Schilderungen, sondern will seinen zurückbleibenden Mitpilgern nach dem ewigen Jerusalem ein letztes Zeugnis von dem ablegen, was des Heilandes Gnade an ihm gewirkt hat. Es gilt von dieser ungeheuren Literatur der Brüder, deren Perlen wenigstens zugänglicher sein sollten, in erhöhtem Grade, was Spalding, der Sohn, der Selbstbiographie seines Vaters vorausschickte: „Die Neugier hat wenig zu tun mit dem Leben eines stillen Beförderers der Frömmigkeit; aber die Empfindungen eines solchen sind Begebenheiten für den, der mit ihm empfindet." In der Rezension dieser Selbstbiographie hat Schleiermacher ausdrücklich auf die herrnhutischen Lebensläufe hingewiesen.

Singstunde. Die Singstunde, die jeden Wochentag beschloß, ist die charakteristischste Schöpfung, der charakteristischste Ausdruck herrnhutischer Frömmigkeit. Es werden niemals ganze Lieder gesungen, sondern aus verschiedenen Liedern einzelne Verse aneinandergereiht. Der Liturg stimmt einfach an, Orgel und Gemeine fällt ein. Da letztere infolge täglicher Übung die meisten Lieder auswendig kannte, war sie nicht an das Gesangbuch gebunden. Der Geistliche redet gar nicht, er ist nur der Mund der Gemeine, die gemeinsam ihre Empfindungen zum Ausdruck bringt in diesen „Liederpredigten". Die Mannigfaltigkeit der wechselnden Melodien, der Wegfall menschlicher Rede, die Selbstbetätigung der Gemeine in Bitte, Dank und Betrachtung, das Hindurchgeführtwerden durch die mannigfachsten lyrischen Stimmungen, machten diesen Gottesdienst zum populärsten. Schleiermacher urteilte darüber in seinem ersten „Gutachten", SW. V 108: „Daß in der Gemeinde besonders der Vortrag des gemeinschaftlichen religiösen Gesangs in einem solchen Grade wie sonst nirgends bedeutend und ausgebildet ist, das gesteht unbedenklich, wer nur Gelegenheit hatte, den Versammlungen einer wohlorganisierten Gemeine von dieser Kirche beizuwohnen. Schon dies ist eine gute Bürgschaft dafür, daß sie auch mit der religiösen Poesie selbst auf dem rechten Wege sein werden. Noch gewisser offenbart sich dieser Vorzug dadurch, daß sich der Gesang bei ihnen zur Selbständigkeit emporgearbeitet hat und nicht nur der Rede zur Umgebung dient, sondern ganze Zusammenkünfte allein ausfüllt. Ihre Singstunden machen einen

großen religiösen Eindruck, und ist eine solche mehr wert als viel Predigten. Doch die Aussicht, dergleichen in unsern öffentlichen Gottesdienst zu übertragen, liegt allzufern, und vergebliche Wünsche beschweren nur das Herz." So hoch wertete Schleiermacher 1804 auf Grund tausendmal gemachter Erfahrung diese Grundform des besonderen herrnhutischen Kultus und damit zugleich alle die Kulte, die sich daraus entwickelt haben und trotz besonderer Namen ihrer Form nach nichts sind als besonderen Zwecken angepaßte Singstunden.

Es sind das vor allem die wöchentliche Liturgie, das Liebesmahl und das Abendmahl. Liturgie und Liebesmahlspsalm sind durch den Druck fixierte Singstunden, Versfolgen, in die zur musikalischen Bereicherung noch Gesänge des Kirchenchors eingefügt sind; außerdem werden Teile der Verse häufig nur von einzelnen Teilen der Gemeine (Brüdern, Schwestern, einzelnen Chören, dem Liturgen, der Gemeine im Wechselgesang mit dem Kirchenchor) gesungen. Das Abendmahl ist Singstunde mit Abendmahlshandlung. — Die Singstunde, aus der letztlich die ganze reiche herrnhutische Lyrik geboren ist, und ihr Niederschlag, das brüderische Gesangbuch, sind der vollwertigste Ausdruck, Hauptträger und Verpflanzer herrnhutischer Frömmigkeit gewesen, und wer schnell sich einen Einblick in das Wesen brüderischer Religiosität verschaffen will, greift noch immer am besten zum Gesangbuch oder Albertinis geistlichen Liedern. — Jeder Herrnhuter lernte durch den täglichen Kultus und die Schule eine Menge von Liedern auswendig. Dadurch gewann die Sprache der Lieder großen Einfluß auf die Sprechweise der Brüder. Es bildete sich ein besonderer religiöser Gemeindialekt. Die Briefe Schleiermachers, des Vaters, der Mutter zeigen die Herrschaft dieser Liedersprache. Aber noch mehr als das. Die lyrischen Ergüsse der Dichter schufen sozusagen eine eigene Theologie, eine Liedertheologie, die neben die vieldeutige der Bibel trat, wie denn auch das Gesangbuch als öffentliches und privates Erbauungsbuch vor der Bibel stand. Natürlich; denn gegenüber der alt und gewohnt gewordenen Sprache der Bibel kündeten die Lieder in modernen Zungen moderne Erfahrungen. Lotte mag uns als Beispiel für den Einfluß der Liedertheologie dienen. Mehrfach machte ihr ein Ausdruck eines Liedes, der in stiller Stunde in ihre Seele fiel, zu schaffen und regte Gefühlsprozesse an. Sie erzählt: „In einer Gebetsstunde schlug ich mir den Vers auf: Ach, wem er seinen Kuß gegeben und Frieden Gottes in sein Herz ꝛc. Ich ward inne, daß ich das noch nicht erfahren und mich noch nie in der Absicht an meinen Versöhner gewendet hatte. Ich bat daher den Heiland mit vielen Tränen um den Trost aus seinem Tode und um Vergebung aller mir damals bekannten Abweichungen. Und er, mein liebreicher Erbarmer, ließ sich das schwache Lallen seines Kindes gefallen. Er zeigte sich meinen Geistesaugen in der Gestalt, wie er am Ölberge für mich geweint und gebetet. Sein Gnadenanblick (sein gnadenvoller Blick; d. V.) beugte

mich so tief, daß ein Strom von Liebestränen aller Dank war, den ich ihm bringen konnte, und der Vers: „Strahlte doch aus jedem Blicke Jesu letzter Abschiedsblick zurücke“ wurde jetzt das Ziel meiner Wünsche.“ So empfangen ihre religiösen Strebungen Anstoß und Ziel durch die Dichtung. — Goethe schildert in den Erfahrungen der „schönen Seele“ die Erfahrungen Lottes und vieler anderer herrnhutischer Männer und Frauen. Die Brücke zum Herrnhutertum bildet bei Goethe das Ebersdorfische Gesangbuch der Brüder. Die schöne Seele bekennt: „Die Originalität und Naivetät der Ausdrücke zog mich an. Eigene Empfindungen schienen auf eine eigene Weise ausgedrückt; keine Schulterminologie erinnerte an etwas Steifes oder Gemeines. Ich ward überzeugt, die Leute fühlten, was ich fühlte, und ich fand mich sehr glücklich, ein solches Verschen ins Gedächtnis zu fassen und mich einige Tage damit zu tragen. Ich machte große Fortschritte (an der Hand Zinzendorfscher Schriften; d. V.) in der Zinzendorfischen Art zu denken und zu sprechen. . . Er (Zinzendorf) ist kein leerer Phantast; er spricht von großen Wahrheiten meist in einem kühnen Fluge der Einbildungskraft, und die ihn geschmäht haben, wußten seine Eigenschaften weder zu schätzen, noch zu unterscheiden. Ich gewann ihn unbeschreiblich lieb. Wäre ich mein eigener Herr gewesen, so hätte ich gewiß mein Vaterland und Freunde verlassen, wäre zu ihm gezogen.“ Klingt das nicht, als hätte es Lotte geschrieben? Kein Wunder, daß der Bruder Goethes „Bekenntnisse“ mit höchster Teilnahme las und sich Lotte gegenüber anheischig machte, „mit der größten kritischen Gewißheit ganze Stellen anzugeben, die gewiß echt und bis auf Kleinigkeiten unverändert, und andere, die gewiß sein (Goethes) Machwerk sind.“

Auch in die brüderische Predigt drang das Liederzitat stark ein. Ja das Dichten oder wenigstens Reimen religiöser Lieder war bei den Brüdern sozusagen Gemeingut geworden und auch in Schleiermachers Zeiten geblieben. Als direkter Anreiz dazu diente vor allem für die Geistlichen die Möglichkeit, damit jederzeit ihrer Gemeine zu dienen; z. B. in den Singstunden, wo der Liturg eigene Erzeugnisse einschieben konnte; vor allem aber in den Liebesmahlspsalmen, die poetisch begabte Geistliche bis in die neueren Zeiten ganz oder teilweise selbst zu dichten pflegen. Auch Garve und Albertini haben in ihre gedruckten Liedersammlungen zumeist Lieder aufgenommen, die sie auf bestimmte Choralmelodien zum Gebrauch der Gemeinen, deren Geistliche sie waren, gedichtet hatten. — Es war ferner Gewohnheit, seinen Freunden zum Geburtstag religiöse Lieder zu machen. Die Lehrer im Pädagogium machten sie ihren Schülern, die Schüler ihren Lehrern, Kameraden, Verwandten. So Schleiermacher für seinen Lehrer Horne, seine Kameraden — Herbst nimmt darauf Bezug — für Lotte. Von Schleiermachers Direktoren und Lehrern sind mit Liedern auch in landeskirchliche Gesangbücher eingezogen von Wobeser, Gregor, Karl Garve. Sein Freund Albertini ward nachmals neben Novalis der

bedeutendste religiöse Dichter jener Zeit. Das neueste Brüdergesangbuch weist trotz starker Sichtung noch rund 80 brüderische Dichter und Dichterinnen auf.

Schleiermacher urteilte in seinen Gutachten 1804, SW. V 109, so über den Brüdergesang: „Dem Inhalt nach stehn die Gesänge dieser Gemeine in keinem guten Ruf; größtenteils beruht dies freilich auf solchen, welche sie selbst nicht in ihre gottesdienstliche Sammlung aufgenommen haben. Auch in dieser ist indeß noch viel Spielerei mit den Wunden Christi, die so wenig symbolischen Sinn hat und die hier ebensowenig soll verteidigt werden als der unmäßige und zum teil unrichtige Gebrauch der biblischen Gleichnisse von Christo als Opferlamm und als Bräutigam der Kirche — wiewohl diese Gleichnisse selbst sehr bedeutend sind und es ein großer Schade wäre, wenn die christliche Poesie sie entbehren müßte. Dies alles aber hindert nicht, daß wir nicht aus dieser Sammlung eine große Anzahl der kräftigsten Lieder und Verse mit geringen Änderungen für unsern Gebrauch entlehnen könnten[1]), in denen auch das Praktische ohne alles übertriebene arme Sünder-Wesen in echt christlichem Geiste behandelt wäre. Ja, auch aus demjenigen, was wir nicht annehmen könnten, teils aus den berührten Ursachen, teils weil es nur auf den besonderen Zustand dieser Gemeine sich bezieht, wäre viel zu lernen für die Art, wie religiöse Ideen für den Gesang zu bearbeiten sind."

Der Monatskreis.

Den kultischen Höhepunkt jedes Monats bildete das monatlich einmal gefeierte Abendmahl, das, von der Predigt gelöst, als selbstständige Feier Sonnabend abend bei stimmungsvollem Kerzenschein begangen wurde. Da es so selten gefeiert wurde, war stets der größte Teil der Gemeine zugegen, was der Wirkung des Gesanges sehr zustatten kam. Seiner Form nach war es eine Singstunde mit der Weihe dieser lyrisch-musikalischen Feier. Die Kommunikanten bleiben auf ihren Bänken sitzen. Unter beständigem Singen der Gemeine ziehen die Austeilenden von Bank zu Bank, ein erstesmal mit dem Brot, nach dessen Genuß mit dem Wein. So findet keine Unruhe statt, keine Störung des andächtigen Gemütes durch äußere Dinge. Diese Form erschien Schleiermacher schlechthin vorbildlich: „Dem Abendmahl selbst sollte jedesmal eine eigne Zusammenkunft gewidmet sein, die Feier sollte selten sein, damit immer ein ansehnlicher Teil der

[1]) Es wäre lohnend, an dem unter Schleiermachers Mitarbeit 1829 veröffentlichten Berliner Gesangbuch festzustellen, wie weit er dabei die hier aufgestellte Forderung selbst erfüllt hat. Das jetzige schlesische Provinzialgesangbuch enthält 22 Lieder von 7 Herrnhutern (die ersten 8 waren in Nieskh Schleiermachers Vorgesetzte): von Wobeser 1, K. Garve 8, Gregor 1, Zinzendorf Vater 9, Sohn 1, Luise von Hayn 1, G. Neumann 1.

Gemeine sich dabei einstellte, und ein Ritus sollte eingeführt werden, welcher mehr die Ruhe und Stille beförderte, die der Handlung so angemessen ist. Das vollkommenste Muster wäre auch hierin freilich die Brüdergemeine." (Gutachten SW. V 128). Als Schleiermacher in derselben Schrift die Herstellung einer Union der evangelischen Kirche empfahl, die nicht dogmatisch, sondern kultisch sein und im wesentlichen in der Gemeinschaft des Abendmahls zwischen Reformierten und Lutheranern bestehen sollte, wies er wieder auf die Gemeine hin, V 176: „Etwas Ähnliches ist ohnedies längst vorhanden, nämlich in der evangelischen Brüdergemeine, von welcher überhaupt noch viel Vortreffliches abzulernen wäre. Hier ist diese Kirchengemeinschaft längst realisiert; die Modifikation, die der eigentümliche, auch sehr edle und nachahmungswerte Ritus dieser Gemeine hervorbringt, ist in dieser Hinsicht nicht für wesentlich zu halten. Lutheraner und Reformierte, welche sich zu dieser Gemeine halten (sie werden auch nach dem Übertritt zur Gemeine in den Katalogen nach ihrer früheren Konfession bezeichnet, z. B. Brinkmann als lutherisch, Schleiermacher als reformiert; d. V.), kommunizieren gemeinschaftlich, ohne daß von einer Veränderung des Glaubensbekenntnisses die Rede wäre; jeder vergißt aber in dieser Hinsicht, freilich Gott sei Dank auch in jeder andern, zu welcher Konfession er gehört." Dies Urteil steigert er 1805 nach seinem Besuch in der Gemeine Barby dahin: „Man feiert kein Abendmahl, als nur dort." II 22.

Diese Feier galt als heiligste, intimste Feier des Heilandes mit den Seinigen. Die Zulassung zum Abendmahl ward darum vermittelst des Loses ganz in die Hand des Herrn gelegt. Er sollte persönlich bestimmen — nachdem er vorher schon durch das Los bestimmt hatte, wer Mitglied der Gemeine werden dürfe — wer nun aus dieser engbegrenzten Zahl würdig sei, in den engsten Kreis der Vertrauten aufgenommen zu werden. Und zwar war dazu ein doppeltes Los nötig. Zunächst ward man durchs erste Los unter die Konfirmanden aufgenommen und erhielt als solcher Abendmahlsunterricht. Nach einiger Zeit ward wieder das Los geworfen, ob man unter die Abendmahlskandidaten aufgenommen werden dürfe. Sagte das Los ja, so sah man bei zwei Abendmahlen von der Empore aus dem Abendmahl zu und ward dann beim Beginn des dritten Abendmahles konfirmiert und genoß es gleich mit. Manche Konfirmanden, so der Philosoph Fries, mußten viele Monate auf das Ja des Loses warten, was als Zeichen göttlichen Mißfallens galt. Wie Forestier, der Pfleger, mit Fries, so betete auch Schneider, der Pädagogiumslehrer, mit solchen Unglücklichen um das Ja des Loses.

Vor jedem Abendmahl wurden von den Pflegern alle einzeln durchgesprochen und entschieden, ob ihr innerer Zustand die Teilnahme am Abendmahl erlaube. Als Abschluß des Sprechens diente dann eine allgemeine Vorbereitungsversammlung einige Tage vor dem Abendmahl.

Am Abendmahls-Sonnabend nachmittags konstituierte sich dann bei einem Liebesmahl bereits die Abendmahlsgemeinde, wobei sie den Bruderkuß austauschte. Darauf am Abend die eigentliche Feier. Am Sonntag-Morgen dann eine Dankliturgie der Kommunikanten und nicht selten noch am Nachmittag das „Anbeten" — vielleicht sind die „Anbeter des Ewigen" in Schleiermachers Reden ein Nachklang davon — bei dem die Kommunikanten sich chorweise versammelten (für alle zusammen boten die Kirchen nicht Platz) und ausgestreckt auf dem Angesicht liegend dem Heiland ihren Dank darbrachten. So bereitete sich das Abendmahl durch das Sprechen und zwei Gottesdienste vor und klang in zwei Danksagungsversammlungen aus. Eine so außerordentliche Bedeutung legten die Brüder gerade dieser Feier bei. Für die Pädagogisten fiel drum monatlich an diesem Tag die Schule aus. — Die unvergleichliche Bedeutung der Feier, die würdige Ruhe, die nächtliche Stille und das Halbdunkel, das stille Schreiten der weißen Gestalten der Spender, die Macht der Töne, die Inbrunst der Gesänge, die zum Schluß unter dem Jubel der Orgel gern ausklangen in die Zinzendorfische Himmelsvision: „Welch' ein Heer zu Gottes Ehr' wird da in weißen Kleidern stehn" — das alles war geeignet, die Seelen bis in den Himmel zu entzücken. Man wird nur wenig Lebensläufe jener Zeit finden, wo nicht die Abendmahle, gerade auch in Zeiten innerer Trockenheit und Dürre, als Höhepunkte seligster Empfindung gepriesen werden. Ich greife beliebig zwei heraus. Frisch auf, ein Zeitgenosse Schleiermachers, schreibt, die anderen Versammlungen seien ihm im Pädagogium gleichgültige Gewohnheit geworden; nur der Abendmahle gedenkt er, „in denen ich zuweilen fast außer mir war vor Liebesgefühl zum Heiland". Der Freund von Fries, Christl. Reichel, schreibt von einer solchen Feier seiner Schülerzeit: „Ich fühlte mich übernommen von der Allgewalt der Liebe, die sich für mich geopfert hat, und unter Strömen heißer Tränen über meine Kälte und Gleichgültigkeit gegen den Heiland weihte ich mich ihm mit einer noch nie so empfundenen Innigkeit des Herzens zu seinem ewigen Eigentum." Das sind Zeugnisse aus der Schülerzeit. Brinkmann versäumte auch als Student in Barby freiwillig kein Abendmahl; er merkt nicht selten den Eindruck desselben an; 13. August 1784: „Im Abendmahle war ich ganz zerflossen in Gefühl; aber mehr ängstlich als freudig." Dieselbe höchste Gefühlserregung durch diese Feier lassen auch Schleiermachers Äußerungen aus Pädagogium und Seminar erkennen. Mit „Tränen der Freude und Herzens-Zerflossenheit" entsagte er bei seinem ersten Abendmahl in Niesky der Welt und widmete sich dem Herrn und seiner Gemeine. — Auswärts lebende Herrnhuter suchten drum das Abendmahl, wenigstens das der Karwoche, mit der Gemeine in der allein ihrem Empfinden Genüge tuenden Form zu feiern. So pilgerten z. B. regelmäßig mehrere Male im Jahre damals die in Halle studierenden alten Nieskyer zu dieser Feier nach Barby.

Der Jahreskreis.

Nur erwähnt sei, daß Schleiermacher das Pedilavium, Fußwaschen, als Gottesdienst in der Unität kennen lernte. Es ward begangen am Vorabend jedes Chorfestes der Kommunikanten und am Karmittwoch. Brinkmann lästert gelegentlich als Student über diese Feier, von deren liturgischer Würde man sich schwer ein Bild machen kann. Schneider merkt gelegentlich an, wer ihm die Füße gewaschen habe; mehr nicht. Schleiermacher schrieb 1802 an El. Grunow aus Gnadenfrei: „Ich wußte, daß Lotte jetzt mit ihren Schwestern das Fußwaschen feierte. — Ich dachte bei dem schönen Symbol — in meiner Kirche[1]) dürfte es auch nicht fehlen — an die Demut und an Dich. Ich will Dir auch die Füße waschen, und Du sollst Dich dann herabbeugen und meine Stirne küssen."

Von den drei Festkreisen des Kirchenjahres war naturgemäß der Osterkreis der reichste an Zahl und sinnvoller Anlage der Gottesdienste. Nur wer die brüderische Karwoche und Ostern kennt, kennt Eigenart, Schönheit und Macht des brüderischen Kultus. Meine Darstellung beruht zufällig auf dem Gnadenfreier Diarium von 1778, von wo auch die Stellen in Anführungszeichen stammen. Manche Einzelheiten, z. B. die Zeiten der Gottesdienste, mögen nicht genau mit Schleiermachers Zeit stimmen; die Karfreitagspredigt scheint auch nicht in allen Gemeinen üblich gewesen zu sein. Doch sind das unwesentliche Abweichungen. — Die Brüder als „das Volk, das Jesu Marter treibt", als seine Kreuzgemeine, legte natürlich auf das Miterleben der Passion Christi, auf die gefühlsmäßige Versenkung in jede Station des Leidensweges, das größte Gewicht. Als Mittel dazu diente die tägliche Verlesung der Passions- und Oster-Geschichte ohne erbauliche Rede; jede der halbstündigen Lesungen nur eingerahmt und unterbrochen durch den Gesang einiger Verse, in der die Gemeine ihrem Empfinden über das eben Gehörte Ausdruck giebt. — Die Lesung begann Sonnabend vor Palmarum und fand bis Dienstag einmal täglich statt. Von Mittwoch früh an stand das gewerbliche Leben still, der Ernst der Passion lagerte sich über die ganze Gemeine. An diesem Tag war nämlich um 8 Uhr früh die Lesung der Tagesgeschichte vom Fußwaschen, darauf folgte das Fußwaschen selbst, erst der Schwestern, dann der Brüder. — Am Gründonnerstag um 9 die Lektion von der Einsetzung des Abendmahls, um 10 von den letzten Reden und dem hohenpriesterlichen Gebet, um 3 vom Bußkampf und Gefangennahme, um 7 Feier des Abendmahls. — Am Karfreitag früh Kommunionliturgie, $^1/_2$10 Passionspredigt, um 1 Lektion, um 3 Lektion vom Tod Jesu. Nach den Worten „Und Jesus neigte sein Haupt und verschied" ein knieendes Gebet. „Die Eröffnung der heiligen Seite Jesu

[1]) Mit seiner Kirche meint er augenscheinlich die idealisierte Brüdergemeine, eine Brüdergemeine höherer Ordnung, von deren Gründung er damals träumte.

wurde darauf noch mit lieblichen Versen und Oden besungen." Um 7 Lektion von Kreuzabnahme und Bestattung. Die Gemeine besang darauf „die edle Jesusleiche mit gerührten Herzen". — Sonnabend um 2 Sabbatsliebesmahl; um 7 Liturgie über des Herrn Ruhe im Grabe. Darauf hatte jedes Chor noch einen „solennen Abendsegen" auf den Schlafsälen der Chorhäuser und Institute „und weihte seine Ruhestätten dem Heiland aufs neue zu solchen Plätzen, wo der Segen seiner verdienstlichen Ruhe im Grabe uns nach Leib und Seel' umgebe, heilige und bewahre". (Jesu Grabesruhe soll die Schlafstätten der Menschen zu Stätten der Keuschheit weihen. Diese gesuchte Anknüpfung eines schönen Gedankens entsprang der allgemeinen Tendenz der Brüder, jeden Moment des Lebens Jesu religiös zu fruktifizieren. Schleiermacher hat die Feier im Pädogogium in der Form erlebt: Die Schüler kamen, zum Zubettgehen fertig, auf den Schlafsaal. Dort sprach der Pfleger ein Gebet des angedeuteten Inhalts, dann legten die Schüler sich schlafen und entschlummerten unter den Klängen eines Streich- oder Gesangquartetts oder eines Lehrer-Sologesangs. So sang 1788 Hüffel den Philosophen Fries in Schlaf mit der Baßarie: „Ich hab' mich eingeschlossen". So hatte es Lotte auch auf ihrem Schlafsaal. In solchen stimmungsvollen, zarten, fein inszenierten Feiern spricht sich der Geist des Herrnhutertums am reinsten aus. Ich habe selbst noch die letzte derartige Sabbatsfeier im Pädagogium als Schüler in den 80er Jahren mit viel Empfindung mitbegangen.) — So ist der Teilnehmer der Passionslektionen mit dem Herrn, vom Jubel des Volkes umbraust, eingezogen in Jerusalem, hat seinen letzten Reden gelauscht, das Abendmahl mit ihm gefeiert, sein Leiden und Sterben gesehen und hat in stiller Melancholie an seinem Grabe gestanden. Nun bricht der selige Jubel der Ostern an.

Am Ostermorgen um $^1/_2 5$ früh wird die Osterlitanei auf dem Gottesacker gebetet, vielleicht die stimmungsvollste unter den stimmungsvollen Feiern der Herrnhuter, in der die religiöse Empfindung mit dem Naturgefühl den reinsten Bund eingeht. Im grauenden Morgen zieht die Gemeinde hinaus und getröstet sich an den Gräbern der Entschlafenen der seligen Osterbotschaft. Der erwachende Tag, die aufsteigende Sonne erscheint als Verheißung eines ewigen Tages, einer Sonne, die nie untergeht.

Wie die Katholiken nach Rom, so zogen damals viele, auch Nichtherrnhuter, zur Feier dieser Tage in eine Ortsgemeine. Salzmann, überhaupt ein Verehrer brüderischer Gottesdienste, kam z. B. 1789 mit seiner ganzen Schule aus Schnepfenthal nach Neudietendorf zur Feier des Ostermorgens [1]). Lotte mußte 1786 zum ersten Male wieder diese

[1]) Salzmann kannte den brüderischen Kultus aus häufigen Besuchen, die er zu Brinkmanns Zeit vom Philanthropin in Dessau aus in Barby machte. Er hat manchen dort gesehenen Kultusbrauch in den mit Basedow herausgegebenen „Vorträgen bei den Gottesverehrungen" nachgeahmt und empfohlen.

Festwochen in der Gemeine entbehren. Der Bruder tröstet sie aus Barby als Student: „Daß Du die Feier der Marterwoche und des Osterfestes in der Gemeine hast entbehren müssen, hat mir leid getan; aber ich hoffe, der Heiland wird dich getröstet und einigermaßen wenigstens entschädigt haben. Das Amt wird freilich in Anhalt nicht auf eine so feierliche und herzerhebende Art begangen, als bei uns; man kann sich leichter zerstreuen, es werden nicht die heiligen Empfindungen von Liebe und Ehrfurcht erregt, man kann nicht so die ganze Herzensstellung in den Versen, die der Liturgus anstimmt, abgemalt sehen, aber die Sache ist doch dieselbe". 1804 zu Weihnachten hatte er, nun Hallenser Dozent, geschwankt, ob er zu Bruder Goethe nach Weimar oder zu Bruder Zembsch nach Barby gehen solle, „um seinem Herzen einen Segen zuzuwenden". Bei solcher Konkurrenz unterlag Bruder Zembsch. Aber 1805, 18 Jahre nach seiner letzten herrnhutischen Osterfeier, zog es ihn mächtig zu diesem Fest nach Barby in die Gemeine. Schon vorher ist er voll freudiger Erwartung. In dem Bericht über den vollzogenen Besuch an Frau von Kathen, II 20, klingt noch die heilige Erregung jener Tage nach. Nie hat ein Mensch den brüderischen Kultus wärmer gepriesen; nie hat Schleiermacher so stark wie damals sein Abgeschnittensein von dieser „wahrsten Gemeine Christi, welche äußerlich existiert", bedauert: „Das Osterfest habe ich in Barby zugebracht bei der Brüdergemeine; schöne, heilige Tage waren es für mich, voll merkwürdiger Erinnerungen und nun unmittelbaren, schönen Genusses". Nachdem er berichtet, daß er in Barby auf dem theologischen Seminar gewesen und nun dort das Pädagogium sei, das er vor dem Seminar besucht, mit seinem alten Rektor Zembsch an der Spitze, fährt er fort: „Dann die herrlichen Gottesdienste am Karfreitag, das mit schöner, sinnvoller Kirchenmusik und wenigen Liederversen unterbrochene Ablesen der Passionsgeschichte ohne alle Rede, nur zuletzt in der Todesstunde Christi ein kräftiges Gebet, ganz auf die große Idee der Versöhnung gegründet. Am Sonnabend das Liebesmahl am Grabe Christi und am Ostermorgen beim Aufgang der Sonne die Feier der Auferstehung auf dem Kirchhofe. Wahrlich, es gibt in der ganzen Christenheit zu unsrer Zeit keinen öffentlichen Gottesdienst, der echt christliche Frömmigkeit würdiger ausdrückte und sichrer erweckte, als der in der Brüdergemeine. Und indem ich mich ganz in himmlischen Glauben und Liebe versenkte, mußte ich es recht tief fühlen, wie weit wir andern zurück sind, bei denen die armselige Rede alles ist und dann noch an ärmliche Form gebunden, allem Wechsel der Zeit sich unterwerfend und so selten von dem rechten, lebendigen Geiste beseelt". Gerade für den damals von ihm geplanten akademischen Gottesdienst in Halle, den er unter den höchsten Gesichtspunkt stellte, für weite Kreise von Geistlichen anregend und vorbildlich zu sein, möchte er den Brüderkultus nachahmen. „Es wird mir nun bald obliegen, hier einen Gottesdienst einzurichten, der

Anregung und Vorbild sein soll für viele neue, sich weitverbreitende Generationen von Religionslehrern; aber wie unselig beschränkt bin ich in meinen Mitteln, und wie innig bedaure ich, daß ich nicht das Schönste und Beste von dort mit herübernehmen kann. Ich könnte noch einen schönen Genuß gehabt haben, wenn ich gewagt hätte, ihn zu fordern. Man würde es mir nicht versagt haben, mit der Gemeine das Abendmahl zu begehen. Aber ich wollte nicht verlangen, was eigentlich außer der Ordnung ist. Man feiert kein Abendmahl als nur dort. — Schon am 1. Osterfeiertag machte ich die Hälfte meines Rückweges; mein alter Rektor (mit dem Schleiermacher sich damals tief berührte) begleitete mich noch bis weit vor die Stadt hinaus. Am andern Morgen vermählten sich aufs schönste die Erinnerungen an die vergangenen Tage mit der liebenden Sehnsucht nach Euch allen, meine herrlichen Freunde. Ich tröstete mich gleichsam über mein Verlassensein in der Welt, über mein Abgeschnittensein von denen, die die wahrste Gemeine Christi ausmachen, welche äußerlich existiert, mit der geheimen zerstreuten Kirche, der ich angehöre, mit unserem gemeinschaftlichen Geist, unserer Frömmigkeit, unserer Liebe. Fühlen Sie es nicht, Charlotte, wie ich Sie da ganz besonders gefeiert habe, sie reinste, heiligste unter uns."[1])

An die herrnhutische Weihnachtsfeier, jetzt ein Meisterstück des brüderischen Kultus, habe ich keine direkte Erinnerung bei Schleiermacher gefunden; höchstens hat Schleiermacher den Joseph in seinem Gespräch „Weihnachtsfeier" zum Träger des von den Brüdern ererbten Gedankens gemacht, daß musikalische Erbauung im Gesang mehr wert sei als Spekulationen über das Mysterium. — Dagegen gedenkt er mehrfach der dortigen Jahresschlußfeier; so, einsam in Berlin, in der Nacht, als das neue Jahrhundert anbrach, das seine Freunde in Weimar in übermütiger Weise begrüßten. Am 1. Tag des neuen Jahrhunderts geht er in den Dom. Aber selbst im vornehmsten Gotteshaus der Monarchie sehnt er, dem als Herrnhuter schöner Gemeindegesang die Hauptsache ist, sich nach den weißgetünchten, schlichten Brüdersälen zurück, wo die Gemeine ohne Hilfe des Gesangbuches ihre Lieder sang.

[1]) Es hat einen tiefen Sinn, daß Schleiermacher dies Bekenntnis gerade dieser Frau ablegt. In dem Brief über den Barbyer Besuch an seinen Mitherrnhuter, den ehemaligen Barbyer Theologen, damaligen Diplomaten von Brinkmann findet sich nicht die leiseste Andeutung dieser Empfindungen. Im Rügener Kreise dieser Frau, von der Arndt rühmt, daß ihr Leben ewig zu den Sternen schwebe, hatte Schleiermacher tiefste religiöse Geistesgemeinschaft gefunden, wie seit Niesky und Barby nicht wieder. Er schrieb an sie 4. August 1804, den Rügener Kreis preisend: „Wenig gefehlt, so ist alles Schöne darin zu finden, was wir in der Menschheit lieben. Auch ich habe mein eigen Teil, was sonst keiner hat, und es stärkt mich, daß ich nichts mehr allein tue, sondern alles in Eurem Namen. Und wie schön schließen wir uns auch alle in gleichem frommen Sinn an den liebenden und bildenden Christus an. Seit ich die Brüdergemeine verließ, habe ich mich noch nicht wieder so meines Christensinns und Christentums gefreut und seine Kraft so lebendig um mich her verbreiten gesehn."

Er schreibt an Lotte Februar 1801: „In der Jahrhundertsnacht habe ich besonders viel an Dich und die Gemeine überhaupt gedacht, wie ich allemal in der Neujahrsnacht und am Ostermorgen besonders tue wegen der schönen und allein zweckmäßigen Art, wie beides bei Euch begangen wird. Nach der Predigt (am 1. Januar im Dom; d. V.) wurde das von Niemeyer veränderte „Herr Gott, dich loben wir" gesungen, aber da dachte ich wieder mit Seufzen an die Gemeine. Weil das so selten gesungen wird, wußte kein Mensch Bescheid, die Leute warteten immer erst auf die Musik, und die meisten wurden so konfus, daß sie um ganze Zeilen vor oder zurück waren". — Die herrnhutische Feier verlief so: Am 31. Dezember um 7 und 10 Abends wurden die Memorabilien des vergangenen Jahres, sowohl der ganzen Gemeine als jedes einzelnen Chores, in Niesky auch des Pädagogiums, gelesen. Die religiöse Familie schaute noch einmal zurück auf das, was sie als ganzes und in ihren Teilen in Freud und Leid im vorigen Jahre erlebt[1]). Um $^1/_2$12 die Feier des Jahreswechsels. Nach dem Gesang des Gregorschen Chorstückes „Herr, Herr Gott, barmherzig ꝛc.", das sich bei dieser Feier bis heut behauptet hat, folgte eine Ansprache, deren Thema — die Vergänglichkeit der Welt, das Leben schon hier in der Ewigkeit — die Stunde von selbst ergab. Punkt 12 wurde der Redner, mochte er mitten in einem Satz sein, durch Posaunenchor und Gemeingesang unterbrochen: „Nun danket alle Gott". Ein liturgischer Gewaltakt, der die Unerbittlichkeit der enteilenden Zeit beinahe körperlich fühlbar macht; zugleich ein Triumphlied christlichen Glaubens, der nicht nachweint der Vergangenheit, nicht sorgt um die Zukunft, sondern gelassen über dem Strom der Zeit schwebt. — Dieser schönen Feier gedenkt Schleiermacher auch in den Monologen, die er als Neujahrsgabe bezeichnet. Er lebe durch die hohe Selbstbetrachtung, die er stetig übe, nicht nur sterblich im Reiche der Zeit, auch unsterblich im Gebiet der Ewigkeit. „Auch bedarf es nicht etwa der Stunde, die ein Jahr von dem andern trennt, mich aufzufordern zum Genuß des Ewigen und mir das Auge des Geistes zu wecken".

Für den Herrnhuter war ein Kultus ohne ausgiebige Musik kein Kultus. Es war eine Kirche nicht des Wortes, sondern des Gesanges der Musik; denn sie erstrebten nicht Belehrung, sondern Sättigung mit religiösem Gefühl. Sie waren unersättlich in der Anregung des Gefühls; daher die Massenhaftigkeit der festtäglichen Gottesdienste. Die „armselige Rede" trat bei ihnen zurück; von den zwei täglichen Abendversammlungen war die Singstunde reiner Gemeindegesang ohne Rede des Liturgen; in der anderen trat die Lehrrede zurück gegen die Lektüre der Bibel und der Berichte aus den Arbeiten der Gemeine.

---

[1]) In der Pause zwischen beiden Gottesdiensten machten auch die einzelnen Pädagogiumsstuben beim Tee ihren Jahresschluß. Schneider z. B. las dabei eigene Gedichte mit herzlicher Ansprache an seine Stubenschüler.

Die wöchentliche Liturgie, das Liebesmahl, das Abendmahl waren Gemeindegesang. Wenn irgend jemand da das Sprachrohr der gemeinsamen Empfindung war, so war es der Organist, gleichsam der musikalische Prediger, der Interpret der Chorale, dessen überlegtem Spiel der geschulte Sinn der Gemeinde mit feinem Verständnis folgte. Der bekannte Goethekomponist Reichardt (Briefe eines aufmerksamen Reisenden) erlebte es, daß in Herrnhut der Organist vom Liturgen zur Rede gestellt wurde wegen eines Zwischenspieles, das den Liturgen durch den Anklang an eine weltliche venetianische Melodie gestört hatte. Schneider merkt besonders schönes Orgelspiel Gambolds in seinem Tagebuch an. Es galt dem akademisch Gebildeten als Ehre, auch auf der Orgelbank der Gemeine zu dienen. — Der Posaunenchor spielte schon damals eine große Rolle im religiösen Leben der Gemeine. Er weckte durch seine Choräle die Gemeine an Festtagen aus dem Schlaf; lockte sie zu Liebes- und Abendmahl zusammen, zog ihr bei Begräbnissen, am Ostermorgen blasend voran und begleitete bei Feiern im Freien den leicht verwehenden Gemeindegesang. Schleiermacher vergleicht einmal an Brinkmann die Schriftstellerei mit der Posaune (IV 59), deren würdigster Gebrauch nicht sei, sie der Fama in den Mund zu geben, um etwas in die Welt hinauszuposaunen, „sondern wie wir es gesehen haben, von einem kleinen Türmchen herab eine kleine Gemeinde zusammenzulocken oder ihr damit voranzugehen und ihre Empfindungen zu verkünden und zu begleiten". Okely urteilte nach einem solchen Abendsegen am Knäbchenfest im Freien: „In der Tat war es fast himmlisch anzuhören".

Neben dem Gemeindegesang spielte der Kunstgesang des Kirchenchores eine große Rolle: in der wöchentlichen Liturgie, den häufigen Liebesmahlen, den vielen Festtagen, die sich die Gemeine neben denen der Großkirche noch gegeben hatte. Die Brüder besaßen damals eine ziemliche Anzahl eigener Komponisten, unter Schleiermachers Vorgesetzten Chr. Gregor, die Engländer La Trobe und Gambold, Freydt. Es war hier wie bei der religiösen Poesie: Der Kultus nährte, der Bedarf erweckte die schlummernden Kräfte. Bei den Brüdern gewann Schleiermacher die Überzeugung, der er, der technisch Unmusikalische, oft Ausdruck gab, daß die Musik „von Natur die beste Vorbereitung für die Religion" sei, daß eine Singstunde mehr wert sei als viele Predigten, daß der Kultus christliche Frömmigkeit am würdigsten ausdrücke und sichersten erwecke, der die Erbauung der Gemeine, anstatt sie abhängig zu machen von den Zufälligkeiten der Person des Geistlichen, von den Zufälligkeiten der armseligen Rede eines einzelnen, auf die Gemeine selbst gründe und ihre Selbsttätigkeit in mannigfachen Formen des Gemeindegesangs.

Diese musikalisch-religiösen Erinnerungen seiner Jugend blieben Schleiermacher stets lebendig; selbst wenn er in der Berliner Singakademie Kirchenmusik im großen Stil hörte, erinnerte er sich dabei „der Festmusiken

und Wechselchöre[1]) auf den Gemeindesälen", 29. Dezember 1800 an Lotte.

In Schleiermachers „Gutachten über die Mittel, dem Verfall der Religion vorzubeugen" 1804 liegt, wie schon die obigen Zitate zeigen, die Einwirkung des herrnhutischen Kultus auf ihn überraschend zu Tage. Drei Gesichtspunkte leiten Schleiermacher bei seiner Auswahl des aus dem Brüderkultus zu Übernehmenden: 1. Selbstbetätigung der Gemeine im Gesang, Beschränkung der Rede; 2. Teilung der Gemeine in einzelne Gruppen; 3. Vermehrung der religiösen festlichen Tage. Darin mußte ihm die Kirche neben der Gemeine besonders arm erscheinen. In den damaligen „Losungen" sind stets hinten die festlichen Tage aufgezählt. Sie erscheinen massenhafter, als sie in Wirklichkeit waren, da sie erstens zum großen Teile nicht die ganze Gemeine betrafen, sondern nur kleine Gruppen, eben die Chöre; ferner sind da viele Feste genannt, deren Feier nur darin bestand, daß in der ohnehin jeden Abend stattfindenden 7 Uhrstunde des besonderen Ereignisses, z. B. Hußens Tod, der Übergabe der Augustana, oder des besonderen Gedankens, z. B. „unserer Gemeinschaft mit der vollendeten Gemeine", gedacht wurde. Ich stelle Schleiermachers Entlehnungen aus dem herrnhutischen Kultus zusammen. Er wünscht besondere Versammlungen nach Stand, Alter, Geschlecht = Chorversammlungen. Darunter fallen die dann noch besonders von ihm empfohlenen Kindergottesdienste. Bei der Vermehrung der festlichen Tage lehnt er natürlich stillschweigend ab die Feste der Gemeine, die brüdergeschichtlichen Anlaß haben, preist um so wärmer, doch die Unmöglichkeit der Nachahmung erkennend, die Chorfeste, die jährlichen „Lehr- und Chortage" der eben angedeuteten kleineren Gruppen, die, im Laufe des Jahres durch besondere Chorversammlungen gefördert, einmal des Jahres unter Teilnahme der Gemeine ihr besonderes Fest begingen. Nur eine Art derselben, die gleich zu nennenden ehelichen Feste, empfiehlt er zur Einführung. — Die Taufe solle aus einer Familienfeier nach herrnhutischem Muster zur Gemeindefeier werden. — Halbjährig oder vierteljährig sollen an einem Sonntag die unterdeß geschlossenen Ehen der besondere Gegenstand der öffentlichen Teilnahme werden. Da schwebt ihm vielleicht vor das „Ehefest", das jährliche Chorfest der verheirateten Geschwister, nebst dem halbjährig begangenen „Fest der schwangern Schwestern". Letzteres ward wohl nur im engsten Kreis der Hoffenden begangen, doch las Schleiermacher die Daten der zwei dafür angesetzten Tage in seiner „Losung", und das Zusammentreffen des halbjährigen Ansatzes weist wohl auf den Ursprung des seltsamen Gedankens. — Ferner wünscht er im Gutachten Gottesdienste nur mit

[1]) Männer- und Frauenstimmen standen infolge strengster Geschlechtertrennung auf zwei verschiedenen Emporen, erschienen als zwei gesonderte Chöre, ihr Wechselgesang als Wechselchöre.

Gesang und Gebet = Singstunden; der Gesang soll freilich im Unterschied zur Gemeine wegen der Lahmheit des Gemeindegesangs Gesang des Kirchenchors sein; endlich betont er die Vorbildlichkeit der herrnhutischen Abendmahlsfeier. — Auch in anderen Punkten (Trennung von Konfirmation und Abendmahl, Gedächtnisfeier für die Verstorbenen) ist herrnhutische Anregung — nicht Vorbild — möglich. — Jedenfalls gibt das Gutachten gleichsam den Einzelbeweis für die kühne These Schleiermachers 1805 nach dem Barbyer Besuch, daß der Brüderkultus von allen öffentlichen Gottesdiensten seiner Zeit christliche Frömmigkeit am würdigsten ausdrücke und sichersten erwecke.

c) Die Verfassung jener Zeit.

Einige Notizen als Einleitung zu Schleiermachers Äußerungen. Die Gesamtheit der Gemeinen regierte sich, vom Staat ganz unabhängig, durch Synoden. Diese wählten für die Zwischenzeit eine Oberbehörde, die überwiegend aus Geistlichen bestand, die UÄC., in deren Hand das ganze Kirchenregiment bis zur nächsten Synode lag. Die Unitätsdirektion stellte alle Beamten an. — Die Einzelgemeine hatte keine Selbstverwaltung. Das kirchliche Regiment hatte da die geistliche Beamtenschaft, die Ältestenkonferenz, der von Amts wegen sämtliche geistliche Angestellte beiderlei Geschlechts angehörten. Der finanzielle Verwalter und Leiter der Einzelgemeine war der Vorsteher. Nur beratende Stimme war den Laien eingeräumt. Sie wählten als Beirat des geistlichen Leiters der Einzelgemeine die Helferkonferenz, als Beirat des finanziellen Leiters das Aufseherkollegium. — So waren beim Fehlen jedes weltlichen Machtfaktors die religiösen Gesichtspunkte sowohl in der Regierung der Gesamt- als der Einzel-Gemeine allein maßgebend.

In seinen Reden schon hatte Schleiermacher die Lösung der Verbindung von Kirche und Staat aufs Schärfste gefordert. Als seine Hoffnungen, eine synodal-presbyteriale Kirchenverfassung entstehen zu sehen, sich nicht verwirklichten, träumte er in stillen Stunden von der Gründung einer Freikirche, einer Brüdergemeine höherer Ordnung. Schon 1802 schrieb er an El. Grunow aus Gnadenfrei, „daß, wenn ich diese Gesellschaft idealisieren könnte (die religiöse Idee ohne das Beiwerk der Orthodoxie und des Pietismus behalten könnte; d. V.), ich nirgends lieber mit Dir leben möchte.“ 1817 aus dem Brüderort Ebersdorf an seine Frau II 330: „So wenig ich imstande wäre, in der ängstlichen Beschränkung einer Brüdergemeine zu leben, so weht mich doch das einfache, stille Leben in seinem Gegensatz gegen die eitle geräuschvolle Welt auf eine solche Weise an, daß ich denke und fühle, es könnte, dem Geist der Zeit gemäß umgebildet, etwas ganz Herrliches und Beneidenswertes sein.“ Das scheinen Träume. Wie ernst es Schleiermacher damit war, wie wichtig ihm das Vorbild

der Brüder war, wie er sich wirklich die von ihm erhoffte Freikirche als eine Brüdergemeine höherer Ordnung dachte, zeigt sein „Gespräch zweier selbst überlegender evangelischer Christen" 1827, in welchem er diesen Gedanken unter steter Beziehung auf Herrnhut ausführlich darlegt. Ich setze im Zitat für den Unterredner B, der Schleiermachers Hoffnungen vertritt, den Namen Schleiermacher ein. SW. V 610. Schleiermacher (B) hatte geäußert, daß er aus der preußischen Hofkirche herauswolle. „A. Wie willst Du das ohne auszuwandern bewerkstelligen? und auswandern kannst Du doch in Deinen Verhältnissen nicht! Schleiermacher: Die Lösung des Rätsels liegt Dir doch ziemlich nahe: Die Brüdergemeine gehört ja zur evangelischen Kirche, sie ist in unserem Land einheimisch und wohl angesehen und hat doch mit unsern allgemeinen kirchlichen Einrichtungen nichts zu tun. — A. Das heißt freilich, sich in Ruhe begeben; aber das ist nicht Dein Ernst. Schleiermacher: Warum nicht? Was mich betrifft, ich könnte mit den Meinigen sehr gut unter ihnen leben. Aber freilich geht das nicht für alle die, denen es bei uns zu stark zu rauchen anfängt; denn ein so starker und plötzlicher Zuwachs und auf solche Weise würde dort keine Aufnahme finden. Auch meinte ich das ja nicht, sondern nur, um Dich durch die Ähnlichkeit auf das zu führen, was ich meinte, zog ich sie herbei.

A. Also doch eine Sekte, eine Spaltung?

Schleiermacher. Eine Spaltung? Kaum. Eine Sekte? Garnicht.

A. Nimm es mit den Worten nicht so genau! Sind sie doch kaum in der katholischen Kirche recht genau bestimmt. Aber sollte Dich nicht gerade das Beispiel der Brüdergemeine von solchem Vorhaben gänzlich abbringen? Hast Du nicht die Klagen über den dortigen Verfall laut genug von allen Seiten gehört? und ist es nicht auch natürlich, daß auf solcher Trennung von der großen Gemeinschaft mannigfaltiger Unsegen ruhen muß?

Schleiermacher. Laß Dir doch nichts einreden von Verfall! Wo ein solches Werk blüht wie das Missionswesen der Brüder, wo verhältnismäßig so viel klare und tief religiöse Gemüter gefunden werden, wo solche Erzeugnisse zum Vorschein kommen, wie Albertinis geistliche Lieder und Garves christliche Gesänge und seine neuen Liturgien, da ist kein Verfall. Den Unsegen einer gänzlichen Trennung von der großen öffentlichen Gemeinschaft, wenn auf irgend eine Weise ein separatistisches Wesen daraus entsteht, gebe ich Dir gern zu. Dergleichen möchte ich nicht stiften oder herbeiwünschen; aber ebensowenig ist dergleichen auch dort vorhanden. Bekennen sie sich nicht wie wir zu dem augsburgischen Symbol? Haben sie nicht die lebendigsten Verbindungen in unserer Kirche selbst? Sehen sie es als eine Glaubensveränderung an, wenn jemand in ihre Gemeinschaft zu treten begehrt, oder nur als ein Verlangen nach einem bestimmten Zusammenleben und einer eigenen Anfassung und Führung?"

Schleiermacher wünscht eine staatsfreie Kirche; nach langem Kan sei sein Herz darin fest geworden, daß er in einer kirchlichen Verfass nicht bleiben könne, wo die beiden Schwerter so wenig gesondert se er wünsche eine evangelische Gemeinschaft aufzurichten, in der Ordnung und alles positive Regiment nur von der Gemeine se ausgehe.

„A. Und Du bist so sicher, daß Du nicht zweifelst, die Regier werde eine solche Spaltung genehm halten? — Schleiermacher: darf nicht zweifeln, denn das Gesetz ist da. Und warum sollte die hö Gewalt nicht einer andern kleinen Anzahl evangelischer Unterta dasselbe gestatten, was doch denen, die zur evangelischen Brüdergem gehören, schon eingeräumt ist?“ Schleiermacher legt nun dem A unterredner dar, wie er sich Bekenntnis und Lehrstand dieser Gem schaft denke. Der Staat könne sich Einblick verschaffen. „Wir ste ihm also, auch wenn er nach den andern Mitgliedern garnicht fr doch unsern Geistlichen, oder wenn es auch mehrere sind, alle ein paar Ältesten. Ich weiß nicht einmal, ob die Brüdergemeinen tun, und mit denen vergleiche ich nun meine Gemeinschaft gerad wenigstens was unsern Staat betrifft. Ich glaube, die Regierung n davon gar keine Notiz nehmen, auch wenn wir einen Zentralpunkt richteten, der im Auslande seinen Sitz hätte; denn mit den Brü gemeinen ist es eben so. Jedoch wollten wir nichts dagegen hal jeder betreffenden Regierung von allen Verhandlungen und Beschlü Kenntnis zu geben. Ich glaube aber nicht, daß die Brüdergemei ihre Synodalverhandlungen jemals der Regierung mitteilen.“ Reformation gehe noch fort und müsse schließlich fortgehen bis zu ei Trennung von Staat und Kirche. „Bewußtlos in der tiefsten Unsch aber aus dem richtigsten Geistesantrieb hat vor 100 Jahren evangelische Brüdergemeine sich zu einer solchen freien gestaltet. D und in unsern Verhältnissen kann dasselbe nur mit dem klarsten wußtsein geschehen. Aber eben deswegen auch nur, wenn einer b reichenden Anzahl evangelischer Christen diese Freiheit eine wa Gewissenssache wird geworden sein. Ohne ein solches Fundam dergleichen unternehmen wollen, wäre sträflicher Vorwitz und wü sich auch strafen. Darum ist es auch besser zu schweigen und un heutige Rede nicht auszubringen.“

So weit das „Gespräch“. Nicht die Verfassung der einzel Brüdergemeinde, die trotz kleiner Ansätze zur Selbstverwaltung dam doch noch im wesentlichen klerikal war, sondern die der Gesamtun erschien Schleiermacher vorbildlich: ihre völlige Freiheit vom St die Selbstregierung durch Synoden, die Möglichkeit somit, Kirchlic nach rein kirchlichen Gesichtspunkten durch rein kirchliche Instanzen regeln.

Ein irrationales Element war nun freilich der Verfassung der Un und der Einzelgemeine eingefügt, das Los. Die Brüdergemeine so

eine Theokratie sein, die Entscheidung in allen wichtigeren und auch unwichtigeren Fällen der Heiland persönlich treffen durch die Losentscheidung. Meist wurden 3 Lose gebraucht, eins mit Ja, eins mit Nein, eins leer. Wenn letzteres herauskam, so schob es die Entscheidung auf. Die Konferenz der Einzelgemeine loste in den Fällen, die Mitglieder ihrer Gemeine betrafen; so die Gnadenfreier darüber, ob Lotte dort sich niederlassen, dann ob sie in die Brüderkirche aufgenommen, dann ob sie zum Abendmahl zugelassen werden dürfe; ob Schleiermachers Vater die ihm von dort aus vorgeschlagenen Schwestern heiraten dürfe; denn jede Verlobung, aber auch jeder Hauskauf, Hausbau bedurfte der Losbestätigung; so die Nieskyer Konferenz erstens über die Aufnahme Schleiermachers in die Gemeine, zweitens unter die Konfirmanden, drittens unter die Abendmahlskandidaten. Die Unitätsdirektion loste unter anderem in allen Fällen, die einen Gemeinbeamten, auch einen erst werdenden, betrafen. So loste sie über Schleiermachers Aufnahme in das Pädagogium. Als Brinkmanns, des Barbyer Studenten, Vergehungen ihr bekannt wurden, ließ sie das Los entscheiden, ob dem Vater Mitteilung gemacht werden solle; selbst in so klar liegenden Fällen also erbat sie ein himmlisches Orakel[1]). Jede Anstellung eines Beamten, selbst der Tagungsort einer Synode, die Reihenfolge der Beratungsgegenstände, der gewählte Vorsitzende einer Synode bedurfte damals der Losbestätigung. — Die Nachteile des Loses, die Einführung des Zufalls mit seinen Launen anstelle einer rein vernunftmäßigen Entscheidung z. B. bei der Ämterbesetzung, die Erzwingung der Wunschlosigkeit, eines gewissen Fatalismus bei den Regierten liegen auf der Hand. Lotte, um die infolge verschiedener negativer Entscheidungen nicht weniger als zwölfmal gelost ward, konnte auch ein Lied singen von der Ungunst des Orakels, während ihr Bruder, ein Günstling des Loses, in allen vier Fällen sofort ein Ja erhielt. Kein Wunder, daß in seiner Barbyer Kritik an Glauben und Verfassung der Brüder auch das Los besonders mitgetroffen ward. — Man darf aber nicht vergessen, daß das Los für die, die daran glaubten, auch seine Vorteile hatte. Die in ein Amt Berufenen glaubten sich

[1]) Wann das Los anzurufen sei, darüber entschied trotz synodaler Festsetzung der einzelnen Fälle doch vielfach das Gefühl der Behörde. Bei Brinkmann z. B. loste die UÄC., ob sie dem Vater Meldung machen und ihn zum Vater abschieben solle, bei Okely und Schleiermacher im gleichen Falle nicht. Namentlich der greise Spangenberg hing am Los: sonst „kämen wir in der Menschen Hände". Auch Zembsch ist ihm sehr ergeben. Man erstaunt, wenn man das Protokoll z. B. der Nieskyer Konferenz einsieht, über was alles man da „den Willen unsres lieben Herrn vernehmen" will. Das war nicht mehr der Wunsch, alles, was man tat und litt, in reinster Beziehung auf das Höchste zu tun und zu leiden, sondern ein als fromm geltender Schlendrian. Wie fest das Los mit der frommen Gewohnheit verwachsen war, zeigt nichts deutlicher als die Vorsichtigkeit, mit der Albertini nebst Freunden im geistlichen Amt nicht etwa an seiner Beseitigung, sondern nur Beschränkung arbeiteten.

direkt vom Herrn berufen; die durch das Los Verlobten glaubten sich direkt vom Herrn zu einander gewiesen. Das gab Mut auch das schwerste Amt in freudigem Gehorsam zu übernehmen; das erzeugte die gottergebene Sorglosigkeit und Gelassenheit der Beamten. Dem Spruch des himmlischen Meisters folgend, verbrachten z. B. die Missionare ein ganzes, langes Leben von allem, aber auch allem getrennt, was das Leben schmückt und bereichert, freudig im Eise Grönlands, oder wo sonst die Ausgestoßenen des Menschengeschlechts lebten, über die die Liebe der Brüder sich selbstlos erbarmte.

Schleiermacher glaubte als Pädagogist fest an das Los; seine Aufnahme in die Gemeine und namentlich seine Zulassung zum Abendmahl erhielten ihm dadurch als persönliche Entscheidungen des Heilands über ihn eine unerhörte religiöse Bedeutung. Brinkmann glaubte noch als Barbyer Student fest daran, ebenso wie Schleiermachers Eltern. Auch Goethe spricht in Dichtung und Wahrheit, 15. Buch, bezaubert von dem „Magischen" in der Geschichte der Brüder, merkwürdig sympathisierend davon; es ist ihm der höchste Ausdruck christlicher Ergebenheit. Jedenfalls müssen die Brüder eine wundersame Fähigkeit gehabt haben, aus der allgemeinen Lehre über Gebetserhörung ihre besondere Theorie vom Los auch Widerstrebenden annehmbar zu machen.

d) Der echte Bruder jener Zeit.

Er lebt in seinem religiösen Verwandtenkreise, abgeschlossen von der Welt; letztere interessiert ihn zwar, wie den Zuschauer das Bühnenbild, er denkt aber nicht daran, darauf Einfluß zu gewinnen; er fühlt sich durch sein Sonderkirchentum von der Umwelt mehr oder minder abgeschnitten. — In der Stille der Gemeinen lebt er doch ein seelisch bewegtes Leben. Seine Seele ist seine Welt; in sie blickt er, ihre Empfindungen und Strebungen beobachtet er. In ausführlichen Tagebüchern gibt er gern sich und andern Rechenschaft von dem Fortgang seines innern und äußeren Lebens. Am Ende der Woche, des Monats, des Jahres zieht er, wie der Geistliche im Gottesdienst für die Gemeine, so im Tagebuch für seine Person das Fazit der Vergangenheit, wobei dem Heiland immer viel abzubitten bleibt; denn bei aller Freude im Herrn fühlt er sich doch stets als „armer Sünder," entdeckt in seiner peinlichen Skrupulosität in seinem Inneren stets neue Schwächen, ja Abgründe, vor denen ihm schaudert. Drum trägt er sein Haupt nicht freudig hoch, sondern ist gebeugt, demütig, bescheiden. Das meint Jean Paul mit dem herrnhutischen Deminutiv anscheinend. Fries, nach vier Jahren Weltleben in Montmirail-Schweiz wieder in herrnhutische Luft versetzt, bekennt nach seiner Abreise: „So gut man mich aufgenommen hatte, war mir doch wohl, wieder freie Luft zu schöpfen, indem der widrige gebeugte Ton des herrnhutischen Geistlichen mich überall verfolgte."

Durch alles redet der Heiland mit ihm, durch jeden Kummer, jede Freude, jede Losentscheidung, Geburtstagslosung, jeden Vers, den er sich in stiller Stunde aufschlägt. Nichts steht ihm außer Beziehung zum Ewigen. Als Schneider Goethes Werther gelesen, „dankte und pries ich Gott von Herzen für manche Stellen, wo das Gefühl des im Kleinen und Großen lebendigen Vaters webte." — In allem sieht der Herrnhuter die Hand des himmlischen Erziehers. Davon schreibt Schleiermacher an Lotte I 214: „In der Gemeine wird der Mensch gebildet durch Einsamkeit und stilles Nachdenken. Kleinigkeiten, die der Mensch in der Welt garnicht wahrnimmt, bringen Euch schon zum Nachdenken und decken Euch etwas auf, was allerdings ein großer Vorzug ist. Und ich danke es meinem Aufenthalt in der Gemeine, daß ich ihn in einem höheren Grade besitze als irgend ein Mensch vielleicht, den ich in der Welt kenne." Und an Brinkmann IV 87: Viele, auch innerlich reiche Menschen hätten nicht die Fähigkeit, das eigentliche Innere eines anderen Menschen herauszufinden. Sie beide besäßen diese Fähigkeit in ausgezeichnetem Grade. „Insofern man irgend etwas Inneres kann äußeren Umständen zu verdanken haben, glaube ich, daß wir hievon immer etwas auf Rechnung der Gemeine setzen können. Das zeitige Insichselbstschauen und in einem solchen Detail, wie es fast nur dort möglich ist, bildet gewiß den reifsten Menschenbeobachter. Es scheint mir gewissermaßen eine Pestalozzische Anstalt; die Verhältnisse sind sehr einfach und nur wenige, in die man gesetzt wird. Aber man lernt, sie gründlich zu behandeln, und gelangt zur Fertigkeit und Besonnenheit, die hernach mit dem vermehrten Stoff in der Welt bald eben so sicher umzugehen weiß."

Neben dieser Nachdenklichkeit und Besinnlichkeit des Herrnhuters tritt die Gefühligkeit stark hervor. Er will Herzmensch sein, seine Religion will nicht Verstandes- oder Willens-, sondern Herzreligion sein. Das Schlimmste ist ihm Trockenheit und Dürre des Herzens; das Höchste das Hingenommensein von dem Gefühl der Nähe des Heilandes. In diesen Gefühlen, auf deren Erregung der Kultus zugeschnitten ist, liegen für ihn die Höhepunkte des Lebens. In seliger Ekstase fließen ihm dann leicht die Sünderzähren, die Liebes- und Dankeszähren, wie denn überhaupt seiner weiblich zarten Seelenkonstitution Tränen schnell bereit sind. Schneider, ein typischer Herrnhuter mittleren Ranges, weint häufig einmal, in Predigten, in Kollegs, wenn eine Arie sein Gefühl emporwallen läßt; ja selbst der kindliche Geburtstagsglückwunsch eines einfältigen Schülers: „Ach, lieber Heiland, erbarme Dich über Deinen Lehrer und gib ihm Deinen Frieden", erpreßt ihm Tränen.[1])

[1]) In Spalding, dessen „Gedanken über den Wert der Gefühle im Christentum" die Brüderstudenten eifrig lasen, sah Schleiermacher den vollendetsten Vertreter dieser kontemplativ gefühlvollen Richtung. Er stellt diesen „Erbauer seiner Zeitgenossen" mit den Herrnhutern zusammen 1805 in der Rezension

So wünscht der Herrnhuter denn auch überall den warmen Pulsschlag des Herzens zu spüren, in Kirche und Haus, vor allem auch im geselligen Verkehr. Formelle Geselligkeit ohne Berührung der Herzen befriedigt ihn nicht. Fries klagt (Henke S. 63): „Eine aus dem Seminar (der Brüdergemeine) geerbte Stimmung hat mir das Genießen für mich leicht, in der Welt schwer gemacht. Besonders unsere Ideale von Freundschaft und Liebe haben mir eine so große Forderung von Herzlichkeit bei allem, was mir wahrer Genuß sein soll, erregt, daß alle öffentlichen und lauten Vergnügungen, selbst bis zu einem gesellschaftlichen Spaziergange nur mit Bekannten und nicht mit Freunden, mir bloße Zerstreuungen sind. Ich bin daher viel lieber allein als in einer Gesellschaft, wo man sich, wenn auch noch so interessant, nur unterhält, ohne sich gemeinschaftlich zu interessieren oder miteinander zu fühlen. Es liegt hierin eigentlich noch ein Erbstück von Schwärmerei, aber ich mag es nicht anders.“ Schleiermacher wie Fries bevorzugten darum den intimen Seelenverkehr zu zweit oder dritt. Schleiermacher zog als Charitégeistlicher die Frauen den Männern vor. Auch bei Fries (Henke 255) scheint es ähnlich gewesen zu sein, wenn auch nicht so stark.

Freundschaften blühen natürlich in diesem gefühligen Kreise; sie sind häufig geschlossen unter der Devise „Für den Herrn und die

---

von Spaldings Lebensbeschreibung in der Jenaer Litt. Zeitung (IV 609). Er scheidet dort zwei Arten religiöser Menschen, 1. eine, die ihre Richtung ganz nach innen nimmt, alles im Gemüt in Übereinstimmung zu bringen sucht, nicht aber selbsttätig schaffend vom Mittelpunkt immer weiter nach außen geht; der Selbstbildung immer höchster Zweck, Weltumbildung dagegen nur gelegentlicher und mehr zufälliger Ausfluß der Selbstbildung ist. Diese Menschen erzeugen in sich Gefühl und Selbstbetrachtung. — 2. Die, die ihre Richtung mehr nach außen nehmen, denen Selbstbildung nur ein Teil der Weltbildung. Sie erzeugen in sich Weltanschauung und Phantasie. — Als Vertreter der 1. Gruppe erscheinen ihm Spalding und die Herrnhuter. „Es ist merkwürdig, wie die Schilderung seines ersten Strebens nach der Angemessenheit mit dieser ihm in ihrem Wesen schon immer vorschwebenden Gesinnung (der Frömmigkeit; d. V.) auffallend dem ähnlich ist, was Christen von ganz anderer Denkart in ihren Lebensläufen, wie man sie häufig in den evangelischen Brüdergemeinen hört, von den ersten Regungen der Gnade sagen. Auch ist gewiß die bezeichnete Tatsache und das angestrebte Prinzip ganz dasselbe.“ Unterschied zwischen Spalding und den Brüdern, daß ihm die Entwicklung des höheren Prinzips nicht ein Übernatürliches war, das in die Zeit hineinfällt, sich darum auch nicht als Durchbruch der Gnade vollzog; sondern der Wunsch nach der Herrschaft des höheren Prinzips in sich erschien Spalding schon als Aufnahme desselben in sein Gemüt. „Sonst aber war, dem ganzen Charakter nach, seine Religiosität und die jener Christen ganz dieselbe“ oben geschilderte. Darum drängte ihn auch kein aus seiner Religiosität unmittelbar erwachsener Trieb in eine einzige ihm gemäße und mögliche Daseinssphäre, Berufsveränderungen und Entstehung seiner häuslichen Verhältnisse beruhten nicht auf innerem Drang. Resultat drum nicht eine „frei anfangende, sich ihre Sphäre selbst schaffende und bestimmende Weltbildung“, sondern „die vollendetste religiöse Sittlichkeit in einer gegebenen Sphäre.“ Wenn man das vom Großen ins Kleine, vom dogmatisch Freien ins Enge reduziert, so hat man darin die tiefste Charakteristik der herrnhutischen Gesamtrichtung.

Gemeine". Der unsichtbare Freund gilt als der dritte im Bunde. Zum Geburtstag erfreut man sich mit religiösen Gedichten oder Briefen, selbst wenn man in einem Hause, auf einer Stube wohnt. Der mündliche Ausdruck der Empfindungen wäre nicht so treffend und erschöpfend und könnte nicht nachschmeckend in stillen Stunden genossen werden. Auch Schleiermacher bewahrte sich die Geburtstagslieder, die er im Pädagogium empfangen, bis an seinen Tod auf.

Dieser Typus der schönen Seele ist unter Männern und Frauen gleich häufig zu finden, Leute, die in beschränkter äußerer Lage, in die Klostermauern eines Chorhauses gebannt, nicht einmal ein Stübchen ihr eigen nennend, einen wunderbaren Reichtum seelischen Lebens in sich tragen. Eine solche war Lotte.

Das Leben ist arm an Freuden weltlicher Art. Die Welt und Fleisch verneinende Religion verbietet sie. Der Herrnhuter von damals schwimmt nicht, läuft nicht Schlittschuh, hat keine größere Geselligkeit, besucht kein Schauspiel, tanzt nicht, zecht nicht, spielt nicht; selbst Brettspiele waren im Pädagogium verboten. Der Verkehr der beiden Geschlechter wird auf das strengste überwacht, durch Sammlung der Unverheirateten in Klöster möglichst verhindert. Bei den künftigen Gemeindienern wird er bis zum Abschluß des Studiums möglichst ganz unterdrückt. Jede Berührung mit der Welt, deren Gefährlichkeit stark überschätzt wird, womit sich ein peinliches Mißtrauen in die eigene Widerstandsfähigkeit verbindet, wird in übertriebenster Ängstlichkeit vermieden. Als Vater Schleiermacher Lotte zu einem Besuch in sein Pfarrhaus zurückhaben wollte, riet ihm die Gnadenfreier Konferenz ab (23. Okt. 1784), „weil sie dadurch gar leicht in ihrem bisherigen Gnadengange gestört werden könnte". Als der Bruder eine Reise mit ihr nach Breslau plante, rieten ihr die „Arbeiter" wieder aus religiösen Gründen ab. Schleiermacher klagt 29. Dezember 1800: „Wunderliche Leute sind Eure Arbeiter wirklich in diesen Dingen. Es kommt wohl daher, weil so viele in der Gemeinde Geborene und Erzogene darunter sind, welche die Verhältnisse nicht beurteilen können und sich dann auch ganz falsche Vorstellungen machen von den Wirkungen, die manche Dinge aufs Gemüt haben können."

Nicht in Berührung und Auseinandersetzung mit andersartigen Naturen und Denkweisen, sondern in der völligen Durchtränkung mit einem Gefühl, in ständig wiederholten geistlichen Exerzitien sollte die Seele ihr Gepräge gewinnen. Lotte kehrte aus ihren Stellungen als Hauslehrerin — in einem brüderischen Hause! — immer wieder gern nach Gnadenfrei zurück, weil nur da ihr religiöses Gefühlsleben die begehrte Anregung fand. Der Bruder schreibt ihr 27. Dezember 1800 in der Freude, daß sie, deren Lebenslauf ja auch ein stetes peinliches Auf und Ab, bald höchste religiöse Seligkeit, bald tiefste Niedergeschlagenheit zeigt, innerlich sicherer und freier geworden. „Du und ich, wir sind wie zwei ausgewählte Beispiele von der verschiedenen Art, wie

menschliche Herzen geführt werden und, daß ich so sage, von dem entgegengesetzten Klima in der Gemeine und in der Welt. Du hast durch Enthaltsamkeit des Herzens diese Stärke gewonnen, die nun mehr Selbstvertrauen erzeugt hat, ich hingegen durch unabläßige Bewegung und Strapazen desselben. In der Gemeine habt Ihr gleichsam alle eine weibliche Konstitution, die man auch im Körperlichen durch Ruhe und Stille heilt und stärkt, dagegen wer eine männliche hat und starke Bewegung braucht, in die Welt hinaus muß und da mit seinem Gemüt auf dem entgegengesetzten Wege an demselben Punkt ankommt."

Für den, der so die eigene Seele gerettet und gefestigt hatte, gab es nun nur ein Ziel: Seelen für den Herrn zu gewinnen, vor allem im geistlichen Amt, in der Schule, auf der Mission. So ist der zweite, der schönste Typus des Herrnhutertums erwachsen, der des „Arbeiters", des „Gemeindieners", der sich zerlegt in den des Geistlichen, des Erziehers, des Missionars. Heitere Unbesorgtheit um die Zukunft, die gewandteste Selbstverleugnung, die verzichtet auf freie Lebensbestimmung, auf selbstgewähltes Liebesglück, auf Ehre, auf Geld, völlige Aufopferung der Person für die gewählte Lebensaufgabe, innigste, ängstlich besorgte Anteilnahme an der kleinen Schaar der ihnen aufs Gewissen gelegten Seelen sind vielleicht die Hauptzüge im Bilde dieser Arbeiter. Es fehlt ihnen das Markige, Reckenhafte; sind sie Helden, dann im Dulden. Es sind zarte, feine, vergeistigte, gefühlvolle Seelen; ihr Ideal ist, alles Originale, Persönliche, Naturwüchsige zu ertöten durch ein völliges Hineinwachsen in die Person des Heilandes, so wie sie ihn schauten, des sanftmütigen, demütigen, leidenden Jesus. — Sie sorgen nicht für die Zukunft; was hülfe es auch? Das Los, das jede Anstellung entscheidet, regiert ihre Zukunft. Darum fehlt ihnen auch jeder natürliche Ehrgeiz. Sie warten einfach, bis sie geschickt werden. Mit der Unfreiheit des Lebensganges hängt die der Heirat zusammen. Sie bleiben ledig, solange die Behörde es fordert; sie heiraten, wenn jene es erlaubt und mit der Erlaubnis zugleich fordert. Lieben sie ein Mädchen, dann still und darauf gefaßt, daß das Los die Heirat versagen konnte. Die Gattin gilt in erster Linie als Mitarbeiterin; die Behörde macht darum der Erwählten, deren Würdigkeit sie geprüft hat, nach Befragung des Loses den Antrag, nicht der Werber selbst. Sie verzichten auf Gehalt; sie haben keinen Anspruch darauf; denn ihre Arbeit ist nur ein — nie genügender — Versuch, die Dankesschuld gegen Gott abzutragen. Darum arbeiteten die Vermögenden — Albertini tat es als Nieskyer Lehrer — ganz ohne Entgelt; die anderen erhielten nur so viel „Sustentation", als sie zum bescheidensten Leben brauchten.[1]) So wirkten sie nicht als bezahlte Beamte, sondern

[1]) Zembsch mußte den Lehrer Nielsen, der eigenes Vermögen besaß, im Auftrag der Direktion zur Rede stellen, warum er nicht auf einen Teil seines Gehaltes verzichte. Zembsch selbst hatte als Pädagogiumslehrer in Hennersdorf bei Herrnhut den Jahresgehalt von 17 Talern 8 Groschen nicht einmal an-

als Hirten, Prieſter, als Schuldner Gottes. Nur der eine Wunſch blieb den Wunſchloſen, unter den Selbſtloſen der Selbſtloſeſte, unter den Jeſusbegeiſterten der Jeſusbegeiſtertſte zu ſein.

Schleiermacher liebte dieſen Typus, der natürlich in der vollen Reinheit nicht häufig war; wenigſtens fand Schleiermacher, daß die „echten Brüder“ ebenſo rar ſeien wie die „unſtreitigen Philoſophen“. Er ſelbſt wußte, daß er manches von dieſen echten Brüdern an ſich habe[1]) und wollte es behalten; er wollte ſeinen Freunden nach ſeinem Ausdruck ein „Arbeiter“ ſein, und ſie ſollten es ihm ſein. Mehrfach hat er auch andeutend dieſen Typus charakteriſiert; ich denke dabei an die Zeichnung Hilmers in der SB., nur daß da grade die religiöſe Grundlage nicht erwähnt wird; namentlich aber an die Charakteriſtik der heiligen Perſonen in den Reden. Davon unten. Schleiermachers Freund Albertini war nachmals für die Brüder — nach den Andeutungen in Kap. 6 auch für Schleiermacher — das Ideal eines brüderiſchen Arbeiters. So prieſen ſie ihn nach ſeinem Tode (v. Schw.): „Er hatte ſich nicht nur einen großen Schatz von wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen zu eigen gemacht, ſondern ſich auch frühzeitig daran gegeben, die Wahrheit zu ſuchen, die das Herz feſt macht und gewiß. Er war durch alle Zeiten, wohl gar durch Ewigkeiten, mit ſeinem Geiſt gereiſt; die Labyrinthe menſchlicher Weisheit waren ihm nicht fremd geblieben; aber überall fand er die ſchmerzlich vermißte nicht, als bis er angekommen in Gethſemane und Golgatha.

„In dem Kreuzestode Jeſu eröffneten ſich ihm die Tiefen der Weisheit und Erkenntnis Gottes. Herz und Gemüt verſenkte ſich in den ewigen Abgrund der brennenden und flammenden Triebe, die kein Verſtand begreifen kann; von dieſem Lichtpunkte aus ſtand ihm der Inbegriff der Wahrheiten zur Seligkeit ſonnenhell vor Augen.“ Seine Predigten ſeien ſelbſterlebt geweſen, die lautere Wahrheit ſeines Charakters habe unbegrenztes Vertrauen erweckt. „Der Geiſt des Heiligtums beſeelte ihn, wenn er öffentlich auftrat; die Kohle vom

---

genommen, ſondern 10 Jahre lang, nur durch ſeinen Unterhalt entſchädigt, gearbeitet und dabei noch den Vorwurf hören müſſen, daß er die Schüler von der religiöſen Einfalt und dem Gemeinſinn abziehe. Als verheirateter Niesky'er Pädagogiumsinſpektor erhielt er 17 Jahre je 200 Taler Gehalt nebſt 24 zur Vergütung für den Mittagstiſch. Auf der Nvk. erſchien das der Direktion dann ſelbſt als zu wenig und ſie erhöhte ihn um 100 Taler jährlich.

[1]) So ſchreibt er 19. Auguſt 1802 von der Hallenſer Studentenzeit. „So habe ich auf der Univerſität gelebt und hernach wie ein echter Herrnhuter, ohne mich um mein Schickſal zu bekümmern, und wenn mein Onkel nicht geweſen wäre, ich glaube, ich wäre buchſtäblich niemals auf den Einfall gekommen, zum Examen zu reiſen, damit ich auch die Anwartſchaft bekäme auf ein Amt.“ Ebenda die Äußerungen eines anderen über Schleiermacher in Halle: „Ich wäre in meinem Äußeren ſehr nachläſſig, hätte ganz das Weſen eines in ſich gekehrten Menſchen an mir, cyniſch in meiner ganzen Lebensart, für mich ſehr genügſam, aber in Geſellſchaft, um meinen Freunden zu gefallen, alles aufopfernd; übrigens die Verborgenheit faſt gefliſſentlich ſuchend.“

Klare Gottes hatte seine Lippen gerührt und in demütigem Selbstvergessen hatte er keinen andern Gedanken als Menschenseelen für den Gekreuzigten zu gewinnen." In folgendem seiner Lieder habe er sich selbst gezeichnet:

Selbstvergessne Liebe
führe mich der Liebe Bahn!
Deines Herzens Triebe
ziehn die meinen himmelan.
Lehr' mich mutig kämpfen,
wirken, dulden, flehn;
feige Selbstsucht dämpfen,
stark für andre stehn.

Eigenen Genüssen
gib mir zu entsagen Mut!
Eignen Vorteil missen,
andern weihen Gut und Blut;
streng mich selber richten,
mild für andre sein —
diesem Jüngerlichten
wollst du Kraft verleihn.

Mich hast du verbunden:
lehr' mich, andern hülfreich sein
und in fremde Wunden
liebend gießen Öl und Wein.
Mir hast du vergeben:
Herr, so sei es nun
meines Herzens Leben,
andern gleiches tun.

Diese Herrnhuter waren denn doch ein Kreis, in dem man lernen, mit Händen greifen konnte, was Frömmigkeit sei. Sie trugen alle, mit Schleiermacher zu reden, das Ewige im Herzen. Sie sahen es gewiß in einer kleinen Gestalt, wußten vom Universum wenig und gingen beim Aufsuchen des Göttlichen und Ungöttlichen nur in das kleinste Detail der menschlichen Seele. Sie kannten viel Gutes nicht, aber das Böse, das sie kannten, das haßten sie. Die religiöse Idee herrschte allgewaltig; aus ihr heraus formten sie mit rücksichtsloser Konsequenz ihr Leben. Sie schwärmten nicht nur für sie, sondern opferten ihr alles, was dem diesseitigen Menschen sein Leben lebenswert macht. Die Entsagung ertrug man, nachdem man sich nicht selten in schweren Kämpfen der Jünglingsjahre zu ihr durchgerungen hatte, gelassen; war doch dies Leben nur ein kurzes Vorspiel, eine Pilgerschaft durch die Wüste dieser Welt nach dem himmlischen Jerusalem, wie Schleiermachers gescholtener Barbyer Pfleger Moore seinen Lebenslauf betitelte. Das Leben eine Wallfahrt, die Grundstimmung der Seele Heimweh nach dem himmlischen Zion. So stehen auch unter Albertinis Gedichten bezeichnend zwei Abteilungen: Wallfahrts- und Heimwehlieder. Der Tod brachte die Erfüllung aller Wünsche. Unter frohem Gesang der Umstehenden zog die Seele des Sterbenden in das „gesunde Reich", wie man mit Sokrates so gern sagte. Lotte erbat sich sterbend den Vers: „Nun wirds Licht. Singt doch mit Halleluja, o ihr Lichteskinder alle ꝛc." Nun ging die Braut ein zum himmlischen Bräutigam, nach dem sie sich ein Leben lang gesehnt, unaussprechlichen Freuden entgegen, von denen die herrnhutische Poesie gern mit der Inbrunst weltlicher Liebeslyrik sang.

Der Tod war Hochzeitstag. Drum fehlten nicht nur die Zeichen der Trauer bei dem Begräbnis, sie waren sogar ersetzt durch die Farben der Freude: ein weißes Tuch deckte den Sarg, die Schwestern

gingen im Festtagsgewand, den weißen Umschlagtüchern. So vollendete sich folgerichtig in dieser Umwertung des Todes die große Paradoxie des herrnhutischen Lebens, die theoretische und vor allem praktische Entwertung und Entleerung des Diesseits infolge Überwertung des Jenseits.

In dieser rücksichtslosen Durchdenkung und Durchführung einer einzigen, enggefaßten Idee ist die Einseitigkeit, die Engherzigkeit des Herrnhutertums von selbst mitgegeben. Wer an die Person des Heilandes im brüderischen Sinne nicht glaubte, dem das ganze Leben schlechtweg geopfert ward, auf den der ganze Kultus sich ausschließlich bezog, für den war kein Raum dort, selbst wenn er sonst der religiöseste Mensch gewesen wäre. Und weil die Brüder kein konventionelles Christentum pflegten, sondern persönliche Aneignung von jedem einzelnen unerbittlich forderten, war es für Andersdenkende unmöglich, als Mitläufer dort unangefochten zu leben. Entweder ganz Bruder oder garnicht.

So schieden denn viele, mußten naturgemäß viele aus ihrer Zahl scheiden; so in jener Zeit vor allem Brinkmann 1785, genauer 1787, Beyer und Okely 1786, Schleiermacher 1787, Fries 1795. Grade die Denker unter diesen Apostaten bewahrten dem Geist des Herrnhutertums, der Konsequenz und Geschlossenheit der Weltanschauung, auch bei völlig anderer eigener Lebensrichtung ein liebendes Gedächtnis. Wenn die Welt mit ihrer Eitelkeit, Unruhe, Leidenschaft, Materialismus ihnen zur Last ward, dann stieg immer wieder die Sehnsucht nach jenen stillen Stätten, dem Ideenreich ihrer Jugend, in ihnen auf, nach jenen einfachen, selbstlosen, gefühlvollen Menschen des Geistes, jenen schlichten, reinen Kinderseelen, denen sie sich trotz aller Differenzen tief innerlich verwandt fühlten. — Fries hatte ganz anders grundsätzlich als Schleiermacher mit dem Herrnhutertum gebrochen. Ihm ist (Henke 168) die Herzensreligion des reinen Pietismus eine schwächliche, düstere Lebensansicht, Seufzer der Ohnmacht im Bewußtsein der Sündhaftigkeit, weichliche Hingabe an die frommen Gefühle der Ergebung und der inneren Ruhe, wobei immer die rechte Begeisterung zur Tat fehlt. Diese Frömmigkeit feuert nicht an zum Streit für Ehre und Recht, beschränkt das Leben in seine innere Zauberkammer und läßt diese Menschen nie das rechte Erringen der frohen Zufriedenheit mit uns selbst erreichen. — Und doch fühlt er sich lebenslang in weiterem Sinne als Herrnhuter. Daß sein häusliches Leben nach dem Zeugnis seines Schwiegersohnes „herrnhutische Einfachheit, herrnhutische Reinheit, Heiterkeit und Zufriedenheit" atmete, will wenig sagen, zumal Fries' zweite Frau Herrnhuterin war und neben ihr als zweite Herrnhuterin seine Schwester waltete. Aber er selbst fühlt sich in seinem geistigen Habitus als Herrnhuter, faßt sich mit Chr. Reichel, seinem lebenslänglichen Freund, noch nach Jahrzehnten als „wir Herrnhuter" zusammen. Das Gefühl des

Fremdseins in der Welt hat er nie ganz überwunden. So s
er 1806 (S. 108) an Reichel, nachdem er seine Wintervorle
in Heidelberg geschlossen: „Du hast keine Vorstellung davon
himmlisch wohl mir Dein tröstender Brief getan hat. Ich flücht
jedesmal zu Dir wie in eine heilige Freistätte der Ruhe, des
und des Guten, wenn die äußern Umgebungen mich zu quäle
gar zu mißhandeln anfangen. Laß Dich immer zum Rang
Seelenpflegers und Trösters erheben und gib mir dafür das
Dir meine Leiden zu klagen, die freilich großenteils selbstverse
sind. Wohl denen, die zu Hause bleiben in der heiligen Fre
Ihr habt neben der Sorglosigkeit noch darin ein herrliches G
für Euch, daß Ihr bei der idealen Ansicht der Dinge ruhig
könnt, zu der uns unsere Erziehung so sehr gestimmt hat; Ih
in der Politik nur das Recht, in der Wissenschaft nur das
denn über eigennützige Privatverhältnisse dazu — seid Ihr erh
1826 klagt er demselben S. 237, mit seiner Laune gehe es
recht. Bei den Brüdern habe er nicht bleiben können, sonde
die Propheten in die Wüste ziehen müssen; „aber dagegen bl
denn doch immer wahr, daß der Schuh ein solches herrnhu
Kind, das davonlief, nie recht zu drücken aufhört; selten daß
einer die rechte Klugheit der Kinder dieser Welt gut genug lern
An dem wachsenden Kreis von Verehrern, den seine Werke b
Brüdern finden, hat er große Freude. Nachdem er von dem
gehört, den sein „Julius und Evagoras“ gefunden, schreibt er S
„Euer Beifall ist gar sehr ermunternd für mich. Ich weiß
daß Euer Beifall immer der stärkste ist, den ich zu erwarten
aber er ist mir auch der teuerste, mit Eurer Sinnesart entwerf
mit dem Gedanken an Euch führe ichs aus. Ich rechne in d
auf Euch am meisten, denn im Grunde versteht Ihr doch alle
seinem guten Geist meiner Lehre. Ich brauche nämlich eine
seine Ausbildung des Gefühls in allen seinen Regionen mit Ge
und ohne alle Ostentation, ohne alles äußere Scheinenwollen, u
ist das Werk der guten herrnhutischen Bildung, weil im gesel
lichen Leben bei uns (den Brüdern; d. V.) keine äußere äst
Form ausgebildet und gebraucht werden kann, also die gute
die Ostentation bleiben, welche der Umgang mit Mädchen sonst
so natürlich macht. Mit dem ersten Teil (des Julius und Eva
d. V.) habe ich die Idee angegeben; helft mir nur den zweiten
Gebt mir Ideen, gebt mir bestimmte Aufgaben ꝛc.“

Brinkmann schrieb 1799 als schwedischer Geschäftsträger in
an R. Früauff, den Inspektor des theol. Seminars: „Wie l
Welt sich aus ihren Angeln gehoben, liebster Freund, seit wir
und einsam in einer Gartenlaube zu Barby Xenophon und Milt
einander lasen. Wie sonderbar sich die Schicksale von Persone
weilen entwickeln, die in der Jugend eben so sehr durch harm

Neigungen wie gleichförmige Verhältnisse verbunden schienen. Der liebliche Zauber der Kunst und Muse fesselte uns früh; Du weißt, wie innig ich Dich liebte, wie tief ich Dein Genie und wieviel zärtlicher noch ich Deinen sanften, edlen Charakter verehrte. Ich fühlte so oft den Wunsch, mit einem solchen Freunde durch das Leben zu gehen; denn selten hat der Umgang eines Menschen wohltätiger auf mich gewirkt." 1800 an denselben, seines Scheidens aus der Gemeine gedenkend: „Manche Bande sind freundlich gelöst, nicht eins ist ohne Schonung zerrissen worden. Kein Sturm hat mich plötzlich von jenem mütterlichen Ufer der Einfalt und Ruhe verschleudert; sanfte Winde vielmehr haben mein Schiffchen nur allmählich in die offne See gefördert, und mit schönen und wehmütigen Erinnerungen blickte ich der Heimat nach, bis ihr blühendes Gestade immer tiefer und tiefer herabsank. Noch jetzt, und vielleicht in diesem Getümmel süßer und reizender als je, tönt jeder Laut von dort her freundlich und wohltuend in meine Seele. Es ist mir von jeher merkwürdig gewesen, daß die freiste Philosophie und der eigentliche Geist der Brüdergemeine, wenn wir uns an die Seele, nicht an die bildliche Sprache halten, durchaus gemeinschaftliche Prinzipien für die sittliche Bildung des Menschen besitzen. Ich weiß wohl, daß die wenigsten bei Euch, wie die wenigsten Philosophen, den Geist ihrer Verfassung und ihrer Systeme kennen. Aber die Besten unter beiden Parteien werden sich bei aller Verschiedenheit metaphysischer und theologischer Dialekte den Empfindungen nach immer verstehen. Ich berufe mich hierbei nicht blos auf meine, sondern eben so sehr auf unseres Freundes Sprecher (von Bernegg, den er eben in Paris getroffen; d. V.) Erfahrung. Uns beiden hat Ernst, nicht Leichtsinn, eine gewisse Unabhängigkeit im Denken und Handeln zum Bedürfnis gemacht, und eben deswegen ist uns beiden die Seele derjenigen Verfassung heilig geblieben, der wir mit Achtung und Liebe noch jetzt unsere frühere moralische Bildung verdanken." (Brüderbote 1874.) —

Schleiermacher vor allem hat diesem Heimweh nach der Gemeine mehrfach ergreifenden Ausdruck gegeben und hat, seiner religiösen Natur entsprechend, tiefer und vielseitiger wie die beiden anderen den Ertrag seiner herrnhutischen Jugend zu formulieren gesucht. 1794 in der SV. meint er nur, sie habe ihm sehr schätzbare religiöse Erfahrungen gebracht; seine Denkungsart habe sich nicht nur wie bei den meisten Menschen aus Theorie und Beobachtung gebildet, sondern sei weit lebendiger das Resultat und der Abdruck seiner eigenen Geschichte. Dann steigern sich, je mehr er persönlich der Religion im allgemeinen und dann einer konkreten Kirche seine Kräfte widmet, seine Urteile. — 1799 das versteckte Zeugnis in den Reden über die Religion, daß er (zum mindesten) sein Idealbild der religiösen Menschen, der religiösen Gemeinschaft, des Kultus nach herrnhutischem Muster entworfen habe. Im gleichen Jahre: Die Selbstbeschauung der Brüder habe ihn eine nachdenkliche Selbstbeobachtung gelehrt in höherem Grade,

als er sie je bei einem anderen Menschen getroffen habe. — 1802 den Herrnhutern verdanke er das Bewußtsein einer höheren Welt; sie hätten die Mystik in ihm entwickelt, die ihn in den Stürmen des Skeptizismus gerettet habe; er sei in seiner Religiosität ein Herrnhuter, nur von einer höheren Ordnung. Eine idealisierte Brüdergemeine wäre ihm drum der liebste Aufenthaltsort — 1803 die herrnhutische Selbstbeschauung habe ihn zum reifen Menschenbeobachter gebildet; sie hätten ihn gelehrt, die Welt von einer Idee aus zu betrachten. Das Exoterische der Brüder, ihre Formulierung der Religion, schrecke ihn ab; ihr Esoterisches, ihre Auffassung vom Wesen der Religion und, wie man hinzusetzen muß, ihr Leben in der Religion ziehe ihn in die alte Heimat zurück. 1804 in den „Gutachten": Der brüderische Kultus sei vorbildlich in Abendmahl, Chorversammlungen, Singstunden; aus der brüderischen religiösen Poesie müsse man übernehmen oder doch lernen. — 1805 Herrnhut die wahrste Gemeine Christi, welche äußerlich existiert und von der er nun abgeschnitten sei. Der Brüderkultus drücke von allen öffentlichen Gottesdiensten christliche Frömmigkeit am würdigsten aus, erwecke sie am sichersten. 1827 im „Gespräch": Die Synodalverfassung der staatsfreien Brüderkirche müsse Vorbild sein bei der Gründung einer Freikirche, einer Brüdergemeine höherer Ordnung, von der er träume. In seine letzten Lebensjahre endlich fallen zwei Äußerungen, die, die Gnadenfreier Äußerung vom Jahre 1802 wiederholend und steigernd, das, was er für sein allerpersönlichstes Leben den Brüdern verdankte, in stärksten Worten zum Ausdruck bringen. Gelzer (Prot. Monatsbl. 1855) erzählt, daß Schleiermacher an einem seiner letzten Geburtstage, als seine Erinnerung bei Albertini, seinem kürzlich verstorbenen Jugendfreunde, geweilt hatte, mit gehobener Stimme und tränenfeuchtem Auge gesagt habe: „Ja, was hätte aus mir werden, wohin hätte es mit mir kommen können, wenn nicht die Gemeinde gewesen wäre." Kosack (Schleiermachers Jugendleben) zitiert eine Äußerung, die Schleiermacher gegen einen seiner älteren Schüler und Freunde getan und die sicher verbürgt sei — das Hypothetische des vorigen Ausspruchs erscheint hier als bestimmte Aussage —: „Wäre ich nicht in der Brüdergemeine erzogen, ich wäre der depravierteste Mensch geworden." — Diese Einwirkungen des Herrnhutianismus auf seine persönliche Frömmigkeit, seine psychologische Schulung, seine Denkarbeit in Religion, Kultus, Kirchenverfassung hat Schleiermacher durch Selbstzeugnisse anerkannt. Es sind die primären. Die sekundären Einwirkungen jener 4 herrnhutischen Jahre sind im Vorhergehenden und Folgenden gelegentlich angedeutet.

III. Gnadenfrei. 5. April — 11. Juni 1783.

Erste Regung des innern Lebens; Entschluß, Herrnhuter zu werden um jeden Preis. Lottes Leben.

Motto: Hier ging mir zuerst das Bewußtsein
auf von dem Verhältnis des Menschen
zu einer höher'n Welt.

Schleiermacher 1802.

Der Geist des Brüdertums begann, nach 5 Jahren indirekter Einwirkung, seine unmittelbare Einwirkung auf die Kinder in Gnadenfrei, wo sie am 5. April, 14 Tage vor Ostern, ankamen und als erste große Festzeit gleich Karwoche und Ostern erlebten. Sie blieben dort 11 Wochen. Der Zweck war, daß die Brüderarbeiter mit den Söhnen bekannt werden sollten, um ein Urteil über die Möglichkeit ihrer Aufnahme in Niesky zu gewinnen. Die zugereiste Familie nutzte die Zeit, um, von allen anderen Beschäftigungen gelöst, in Vorstellungs- und Empfindungswelt der Brüder einzutauchen. SB.: „Hier wurde der Grund zu einer Herrschaft der Phantasie in Sachen der Religion gelegt, die mich bei etwas weniger Kaltblütigkeit wahrscheinlich zu einem Schwärmer gemacht haben würde, der ich aber in der Tat mancherlei sehr schätzbare Erfahrungen verdanke; der ich es verdanke, daß ich meine Denkungsart, die sich bei den meisten Menschen unvermerkt aus Theorie und Beobachtung bildet, weit lebendiger als das Resultat und den Abdruck meiner eignen Geschichte ansehen kann." Die Nieskyer Briefe werden uns von diesem Phantasieleben mit dem Heiland Proben geben. Auch aus Lottes Lebenslauf erkennt man die hohe seelische Spannung der Gnadenfreier Monate, in der Schleiermacher doch schließlich die Geburt seines höheren Lebens sah. Hier begannen den Frühreifen christliche Urprobleme zu quälen. Die orthodoxen Lehren vom natürlichen Verderben des Menschen und den übernatürlichen Gnadenwirkungen wollten die Brüder, denen theoretische Annahme nichts galt, als Gefühle erlebt wissen, als Gefühle des Verlorenseins und Begnadetseins, als Verzweiflung und Beseligung. Letztere, einmal gewonnen, sollte dann im phantasievollen, liebenden Verkehr mit dem Heiland stets neue Anregung erhalten. SB.: „Jetzt

ging ein neuer Kampf an, der durch die Art, wie die Lehre von dem natürlichen Verderben und den übernatürlichen Gnadenwirkungen in der Brüdergemeine behandelt und fast in jeden Vortrag verwebt wird, veranlaßt wurde und fast so lange gedauert hat, als ich ein Mitglied derselben gewesen bin (bis zum Beginn des 3. Barbyer Semesters; d. V.). Meine eigene Erfahrung gab mir zu dem ersten dieser beiden Hauptstützen des asketisch-mystischen Systems Belege genug, und ich kam bald dahin, daß mir jede gute Handlung als verdächtig oder als ein bloßes Werk der Umstände erschien. So war ich also in dem qualvollen Zustande, den man unsern Reformanten so häufig als ihr Werk vorwirft: es war mir etwas genommen, meine Überzeugung von dem eigenen moralischen Vermögen des Menschen, und noch nichts zum Ersatz gegeben. Denn vergeblich rang ich nach den übernatürlichen Gefühlen, von deren Notwendigkeit mich jeder Blick auf mich selbst mit Hinsicht auf die Lehre von dem künftigen Vergeltungszustande überzeugte, von deren Wirklichkeit außer mir mich jeder Vortrag und jeder Gesang, ja jeder Anblick dieser bei einer solchen Stimmung so einnehmenden Menschen überredete und die nur von mir zu fliehen schienen. Denn wenn ich auch einen Schatten davon erhascht zu haben glaubte, so zeigte es sich doch bald als mein eigenes Werk, als eine unfruchtbare Anstrengung meiner Phantasie. Vergeblich bestrebte sich meine vortreffliche Mutter, richtigere Begriffe von jenen beiden Lehrsätzen mit dem, was ich in der Gemeine davon hörte, zu vereinigen und mein Herz zu beruhigen. Daß ich bei diesem Zustande eine unerschütterliche Anhänglichkeit an die Brüdergemeine bekam und es für ein großes Unglück angesehen hätte, kein Mitglied derselben zu werden, ist sehr natürlich; ich faßte sogar den Entschluß, wenn mir der Eintritt in das Pädagogium versagt werden sollte, lieber in der Gemeine eine ehrbare Hantierung zu erlernen, als außer derselben den Weg zu dem gelehrten Ruhm zu betreten, für den mich mein Lehrer in Pleß so zu enthusiasmieren gewußt hatte, und dieser Entschluß setzte mich, als ich ihn recht lebhaft in seiner ganzen Größe dachte, zum ersten Mal in Versuchung, etwas in mir für eine übernatürliche Wirkung zu halten." Doch das Opfer war nicht nötig. Im Mai 1783 erneuerte der Vater sein Gesuch um die Aufnahme der Söhne in Niesky. Da die Gnadenfreier Ältestenkonferenz das Gesuch lebhaft unterstützte und den beiden Kindern „in aller Absicht ein sehr gutes Zeugnis ausstellte", so entschloß sich die Unitätsdirektion in Barby am 17. Mai, in dieser Sache „den Sinn unseres lieben Herrn zu vernehmen." Der Heiland „approbierte" durch das Los die Aufnahme in die Anstalten. So hatten die Eltern nach 8 Monaten endlich ihr Ziel erreicht. Die Brüder hatten es ihnen nach ihren Grundsätzen so schwer wie möglich gemacht. Andere würden den Plan vielleicht haben fallen lassen. Diesen Eltern aber war es ein heiliger Wunsch. Der Vater wollte, wie der Sohn sagte I 314, das Religiöse

in ihm dadurch retten gegen die vereinigte Macht der Welt und des skeptischen Verstandes, den er im Sohne nicht verkannte. Darum seine Zähigkeit in der Festhaltung seines Planes, darum der Dank an die Direktion, daß seine Kinder „der Anweisung des Heilandes zufolge" angenommen seien. Ja, ihm und seiner Gattin war das Los wirklich die göttliche Bestätigung ihrer heiligsten Wünsche, worauf sie die Kinder oft und angelegentlich in den Briefen nach Niesky hinwiesen.

Schleiermacher hat oft die Bedeutung Gnadenfreis für sein inneres Leben hervorgehoben. So 1801 an von Willich, nachdem er dargelegt, daß er kein schlesisches Heimatsgefühl habe, I 281: „Besonders zugetan bin ich nur einer Gegend darin (Niesky gehörte damals nicht zu Schlesien; d. V.), wo ich nicht mehr als ein paar Monate zugebracht habe, aber sehr merkwürdige, in welche die erste Regung des innern Lebens fällt." An Reimer 1802 aus Gnadenfrei I 294: „Ich befinde mich hier sehr wohl bei einer zärtlich geliebten Schwester, in einer herrlichen Gegend, unter den wunderbaren Eindrücken einer früheren Lebenszeit. Es gibt keinen Ort, der so wie dieser die lebendige Erinnerung an den ganzen Gang meines Geistes begünstigte, von dem ersten Erwachen des Bessern an bis auf den Punkt, wo ich jetzt stehe. Hier ging mir zuerst das Bewußtsein auf von dem Verhältnis des Menschen zu einer höheren Welt, freilich in einer kleinen Gestalt; wie man auch sagt, daß auch Geister oft als Kinder und Zwerge erscheinen, aber es sind doch Geister und für das Wesentliche ist es einerlei. Hier entwickelte sich zuerst die mystische Anlage, die mir so wesentlich ist und mich unter allen Stürmen des Skeptizismus gerettet und erhalten hat. Damals keimte sie auf, jetzt ist sie ausgebildet und ich kann sagen, daß ich nach allem wieder ein Herrnhuter geworden bin, nur von einer höheren Ordnung. Sie können denken, wie lebendig und in mir selbst ich hier lebe." — Trotz des in der SV. geschilderten religiösen Ringens oder vielleicht grade infolge davon muß Schleiermacher in Gnadenfrei eine Art pietistischer Erweckung erlebt haben. Er schreibt nämlich 19. August 1802 an die Grunow, daß er sich sogar noch des Spaziergangs mit seinem Vater erinnere, in den „die erste Regung (des Religiösen)" gefallen sei. Diesen Spaziergang wird man nach obigen Zeugnissen — vergleiche den ähnlichen Ausdruck an Willich — nach Gnadenfrei legen müssen. In religiösen Empfindungen lebte Schleiermacher seit frühester Kindheit; es muß dieser Spaziergang also für seine religiöse Entwickelung Epoche gemacht haben, wenn er sich nach 19 Jahren noch auf Ort und Zeit dieses Erlebnisses besann, den Geburtstag seines bewußten religiösen Lebens. — Nun tritt Schleiermacher in seinen Reden ausführlicher für die ein, die den Geburtstag ihres geistigen Lebens, pietistisch ausgedrückt den Durchbruch der Gnade, genau anzugeben wissen. Solcher Menschen hatte er in der Gemeine viele kennen gelernt, selbst unter seinen nächsten Freunden geben Okely

und Zäslin in ihren curricula, die sie beim Austritt aus dem Päd gogium schrieben, die Zeit ihrer Erweckung genau an, Okely z. B. sei 10. Jahr. Aber Schleiermacher spricht offenbar an jener Stelle d Reden aus persönlichster Erfahrung, wie er denn auch 1805 gege Zembsch die Notwendigkeit eines solchen Momentes der Erweckun festhält. Somit dürfen wir wohl jene kurze Briefnotiz über sei Gnadenfreier Erlebnis nach jener Stelle der Reden (SW. I 408/ und namentlich der Anmerkung dazu S. 445) deuten. Ich tue d ausschließlich mit Wendungen der „Reden", in denen freilich a jenem christlich-pietistischen Erlebnis, das der Knabe wohl erlebte, e allgemein religiöses geworden ist, das mit den allgemeinsten We dungen umschrieben wird. Das Religiöse lag danach schon in ih nur chaotisch und unbestimmt. Das sich stets erneuernde Gefühl d Unzulänglichkeit und Unangemessenheit des äußerlich Dargebotenen e weckte ein stilles, inneres Sinnen und Sehnen. Im Verlauf dies Prozesses ward dann sein innerstes Selbst von dem Göttlichen ergriff und ergriff mit diesem zugleich sich selbst. Damit begann für ih ein eigenes, ihm eigentümliches religiöses Leben, dessen besonder Charakter bestimmt war eben durch die Art jener Geburtsstunde, i welcher sein Gemüt zuerst vom Universum begrüßt und umarmt wurd Der besondere Charakter dieses religiösen Lebens erhielt sich dan wieweit es auch hernach in Gemeinschaft mit dem ewigen Urquell üb das hinaus fortschritt, was die erste Kindheit seiner Religion ihm da geboten. So weit die Ausführung in den „Reden". [1])

Lotte bewarb sich sogleich nach der Ankunft in Gnadenfrei u die „Erlaubn s zur Gemeine", d. h. nicht etwa die Aufnahme in d Brüderkirche — so schnell ging das bei den Brüdern nicht — sonde nur die Erlaubnis, in der Kolonie zu wohnen; für Lotte hieß d zugleich Aufnahme ins Schwesternhaus. Erst wenn das Los die Vorerlaubnis gegeben hatte, durfte man die Aufnahme in die Kird nachsuchen. — Da die Konferenz gute Nachrichten über Lottes Herzen zustand erhielt, loste sie den 12. April über ihre „Erlaubnis z Gemeine". Bescheid: Nein. Lotte war niedergeschmettert: „Als i bald darauf die Nachricht erhielt, daß mir der Heiland für die Ze noch keine „Erlaubnis zur Brüdergemeine" erteile, war ich vor B trübnis ganz außer mir, indem ich mir das Verdienst sehr hoch a rechnete, das väterliche Haus verlassen zu haben, und in dem Wa stand, dem Heiland und der Gemeine einen Gefallen damit zu tun. Die Konferenz sah in dieser natürlichen Betrübnis mangelnde Selb

[1]) Noch ein zweites Mal hat Schleiermacher einen solchen beglückend Moment erlebt, da ihm nach langem unbefriedigtem Sinnen und Suchen ei Idee plötzlich wie eine Offenbarung überkam. Er schildert diesen Moment, i er das Bewußtsein der Menschheit in sich aufnahm, um es nie mehr zu ve lieren, im zweiten Monolog mit Ausdrücken, die naturgemäß den oben g brauchten ähnlich sind.

erkenntnis (Prot. 24. Mai), Unempfänglichkeit gegen das, was ihr der Heiland durch dieses Nein sagen wollte, und loste erst wieder, als ihr eine merkliche Veränderung in Lottes Selbsterkenntnis gemeldet wurde. Bescheid: Nein. Lotte schreibt: „Da unterdeß meine Eltern Antwort von Niesky erhielten und entschlossen waren, meine Brüder in einigen Wochen dahin zu bringen, so wurde mein Jammer nur noch größer, so daß ich bei jedermann Mitleid erregte. Die Frau v. Tschirschky[1]) auf Mittel-Peilau, die sehr viel Anteil an uns allen nahm, erbot sich hierauf, mich nach der Abreise meiner Eltern in ihr Haus aufzunehmen, und hat sich damals und auch späterhin als eine wahrhaft mütterliche Freundin an mir bewiesen. (In Gnadenfrei durfte Lotte als Nichtherrnhuterin nicht bleiben; d. B.) Von Peilau aus besuchte ich fleißig die Versammlungen der Gemeine. Was ich damals unterwegs öfters für Segen genossen, bleibt hier unausgesprochen; der Heiland ließ mich seine Liebe so herzhinnehmend fühlen, daß ich am liebsten auf dem freien Felde hätte anbeten mögen." Am 6. Juli gewährte ihr endlich das Los, in das Schwesternhaus nach Gnadenfrei überzusiedeln, was mit Unterbrechungen doch 30 Jahre ihre Heimstätte blieb, bis 1813. In rührender Rückerinnerung an dies bedeutendste Ereignis ihres jungfräulichen Lebens schrieb die 64jährige 1829, als sie in Berlin wohnte, an den Bruder (handschr.): „Schreibe doch . . Deiner alten Lotte, welche am 6. Juli, da Du dieses empfängst, 1783, also vor 46 Jahren, Erlaubnis zur Brüdergemeine erhielt." Nun bewarb sie sich um die Aufnahme in die Brüderkirche; das Los sagte bei der zweiten Befragung am 23. August: Ja, am 24. August ward sie aufgenommen. Damit durfte sie aber noch nicht dem Abendmahl der Gemeine beiwohnen. Dazu war wieder Loserlaubnis nötig. Nach 4 Neins kam endlich das Ja, sie ward „Mitgenossin des heiligen Abendmahls", kurz vor der Konfirmation des Bruders. So war sie nach zwölfmaligem Losen Februar 1784 endlich im Besitz der „Gemeingnaden". Im gleichen Monat kam sie noch unter die Stundenbeter.[2])

---

[1]) Erste Frau des Bruders v. Tschirschky, Herrnhuterin. Eltern wie Söhne, in Niesky und Halle Genossen Brinkmanns und Schleiermachers, begegnen in Briefen des 1. u. 4. Bds., z. B. IV 32, 291. Diese hier nannte Lotte Pflegemutter. Über die zweite Gattin des Bruders v. Tschirschky, die Nachfolgerin der Pflegemutter Lottens, von Brinkmann und Schleiermacher gleich warm verehrt, unten Kap. 7.

[2]) Zur Lostechnik. Ich bin in die Geheimnisse dieses peinlichen Orakelwesens nicht eingedrungen. Es erfordert eingehende Durcharbeitung der Protokolle, um festzustellen z. B., in welchen Abständen eine Anfrage um dieselbe Sache wiederholt werden durfte; wiefern es dabei einen Unterschied machte, ob die letzte Versagung bloß durch leeres, aufschiebendes Los oder durch ein Nein-Los erfolgte. — Bei Lotte 3 Fragen. I. Erlaubnis zur Gemeine, 2 Neins: 12., 19. April. Abstand 1 Woche. Nach 5 Wochen weitere Befragung. Dabei das Kurioſum, daß nicht gleich die Hauptfrage gestellt wird, sondern erst Vorfrage (aber auch durch das Los), ob man in der Hauptfrage heut das Los

Lotte verdiente sich zunächst ihren Unterhalt durch Handarbei Ihre äußere Lage war kümmerlich. Der Bruder unterstützte sie spät nach Kräften. Seine erste Gabe legte sie, anstatt sich einen frohe Tag zu machen, auf Zinsen für schlimme Zeiten. Der Vater scherzte „Diese Maxime ist ganz Gemeinsinn; man ißt Brei und spart dabei was man kann.“ Mit der Stille ihres äußeren Lebens kontrastierte schroff die Bewegungen und Erschütterungen ihrer Seele. Sie ent sprangen aus drei Ursachen. Zunächst der Enttäuschung über ihr Chorgenossinnen, deren Wirklichkeit dem Ideal, das sie sich romanhaf draußen zurechtgemacht hatte, nicht entsprach. Doch das ging vorüber Zweitens der Auflehnung ihrer Natur gegen den freiwillig über nommenen Zwang des Klosterlebens. Diesen Kampf können wir trot der Lückenhaftigkeit unserer Quellen über 9 Jahre verfolgen. Dritten ihrem leidenschaftlichen Streben, ihre widerstrebende Natur in den religiösen Schematismus Herrnhuts hineinzuzwängen. Warum löste si sich bei diesen langdauernden Kämpfen nicht wieder von Herrnhut' Zunächst arbeitete der Vater lebhaft dafür, noch 1792, daß sie dor bliebe. Der Bruder, der sie hätte erleuchten können, schwieg ihr gegen über, da ihm der Vater schlechtweg verboten hatte zu reden und wei er, das ist die Hauptsache, sah, daß sie, von der Richtigkeit des herrn hutischen Ideals im Grunde überzeugt, die Schuld für ihr Nicht einpassen nicht in den ihr letztlich ehrwürdigen Institutionen, sonder in ihrer eignen Unvollkommenheit suchte. Darum erfaßte sie es auch als ihre heilige Aufgabe, mit Vernichtung ihrer Individualität in das Brüdertum sich hineinzuformen.

Das Chorhaus ist das Herrnhutertum in der Potenz. Wer unter gelesen haben wird, was man von herrnhutischen Studenten damals verlangte, mag sich danach ein Bild von der Chordisziplin eines Schwesternklosters machen: Engigkeit im äußeren Leben — Lotte hatte keine eigene Stube, mußte sich nach Befinden der Oberin von einer Stubengesellschaft in die andere versetzen lassen — gegenseitige Beob achtung, Klatsch, geistliche Aufsicht im Hause, peinlichste Hineinzwängung

---

werfen dürfe. Sagte das Los bei der Vorfrage nein, so war die Sache für den Tag erledigt; sagte es bei der Vorfrage ja, dann ward am selben Tag noch die Hauptfrage vorgelegt, die natürlich mit Ja oder Nein herauskommen konnte Wozu diese doppelte Bemühung? Konnte der Heiland nicht mit einem Mal seinen Willen zu erkennen geben? Was dachten sich denn die Brüder, wenn er bei der Vorfrage mit Ja, bei der Hauptfrage mit Nein antwortete? — Bei Lotte ging es so weiter. 24. Mai Vorfrage: Nein. 5. Juli Vorfrage: Ja; Haupt frage: Ja. Summa 5. — II. Aufnahme in die Gemeine. 26. Juli: Nein 23. August: Ja. Summa 2. — III. Zulassung zum Abendmahl. 4 Neins 12. Oktober, 1. November, 29. November u. s. f. in vierwöchentlichem Abstand ohne auszusetzen, bis sie das Ja erhielt. Summa 5. 5+2+5 = 12. Lotte mag einen mittleren Fall darstellen, Schleiermacher den günstigsten mit seinen 4 sofortigen Jas; den ungünstigsten ein Kamerad Brinkmanns, der erst als Barbyer Student im 2. Semester unter Brinkmanns Dankgebet für die unend liche Gnade und Huld des Heilandes Abendmahlserlaubnis erhielt.

aller der verschiedenen Personen, ob Aristokratin, ob Waschschwester, in das religiöse und sittliche Normalschema. Alles Selbständige, Selbstbewußte, ja auch nur Besondere, Reservierte war verdächtig, unpopulär, wenn nicht gar sündig. Vergleiche unten das herrnhutische Urteil über Lotte. Der Ausdruck der inneren Uniformierung war die äußere Uniform, das damals ständig und als einzige Kopfbedeckung getragene weiße Häubchen. Daneben Seligkeit im Phantasieverkehr mit dem himmlischen Freund und der Freundschaft mit den Mitschwestern.

Von den Kämpfen Lottes gegen den Geist der Kaserne steht wenig in ihrem Lebenslauf. Er ist nach 14 Jahren der Eingewöhnung geschrieben. Andeutungen geben nur die Briefe des Vaters und Sohnes. So schreibt ersterer April 1792, nach neun Jahren des Schwesternlebens: „Charlotte ist jetzt zufriedener, nachdem sie dem Ideengang und den Empfindungen, welche zur Erhaltung der Gemütsruhe in einem Chorhause schlechterdings unentbehrlich sind, sich mehr ergeben hat.“ Der Sohn entgegnet: Gemütsruhe sei freilich die Hauptsache; aber sie müsse, um Bestand zu haben, dem Wesen des Betreffenden entsprechen, seine eigene sein; die Empfindungen, auf denen sie beruhe, müßten dem Betreffenden natürlich sein. Das sei bei Lotte nicht der Fall. „Sie muß sich mit Gewalt in diese Empfindungen hineinversetzen, und eine solche Spannung hält die Seele nicht lange aus.“ Die Täuschung zerfließe, Mißmut folge. Zudem sei auch die beste, in ihrem Betragen vorsichtige Seele im Chorhause bisweilen Unannehmlichkeiten ausgesetzt, die, um nicht verstimmend zu wirken, eine sehr starke Überzeugung voraussetzten, daß man auf gar keine andere Weise glücklich sein könne. Lotte solle aus dem Chorhause in eine Familie, doch ohne Schwächung ihrer Verbindung mit der Gemeine, die „wohl zu ihrer Ruhe notwendig“ ist. — So wenig behagte dem Bruder die Klosterexistenz der Schwester. Er beurteilte damals wie später die Auswanderung Lottes von Anhalt ins Schwesternhaus doch wohl als „wunderliche Verirrung.“ [1])

[1]) Dieser Ausdruck Eduards in Schleiermachers „Weihnachtsfeier,“ die anknüpfend an das Kind Sophie eingehend über römisch-herrnhutisches Nonnenwesen handelt, mag wohl das bleibende Urteil Schleiermachers selbst darstellen. — Leonhard, Moralist und Rationalist, kennt die Gemeine nur flüchtig, hat sich da einen Sattel gekauft, Fabriken besichtigt und sich nebenbei die hübschen Kinder des Schwesternhauses vorstellen lassen. Ihn schaudert vor dem Religiösen in Sophie; sieht sie im Geist als Nonne oder Schwester, „eingehüllt in das zurückstoßende Häubchen und in die anmutslose Tracht, vom freien und frohen Lebensgenuß ausgeschlossen, in einem herrnhutischen Schwesternhause dumpf und untätig hinbrüten.“ Er liebt das Schöne der Frömmigkeit, wenn es innerlich bleibe; trete es äußerlich hervor, eigentümliche Verhältnisse im Leben bildend, so entstehe versteinernde Absonderung und geistlicher Stolz, namentlich wenn Laien sich einer ausgezeichneten Frömmigkeit befleißigen. Das sei wie ein Rausch; der solcher Katholiken bestehe in einem Übermaß ganz äußerlicher frommer Werke, der solcher Protestanten in folgendem: der Buchstabe der Bibel werde auf den Thron erhoben, in den die ungezügelte Willkür hineinlege, was nie darin lag;

Die Hauptgemütsbewegungen Lottes liegen im Religiösen, dem das Sittliche hier eingegliedert ist, begründet. Sie jagt nach all' den Gefühlen, die der herrnhutische Sang ihr preist, die scharf begrifflich zu fassen und von einander abzuheben oft nicht leicht ist. Sie jagt nach der herrnhutischen Vollkommenheit, die unter Nichtberücksichtigung der Unterschiede von Geschlecht, Alter, individuellen Temperamenten und Anlagen aus allen Menschen Miniatur-Heilande gleichen Stils machen wollte nach dem Bild, das sie sich vom unerreichbaren Original konstruierten. Bald gehen ihr in jenem ersten Streben Gefühle auf, die sie noch nicht geschmeckt; bald findet sie in ihrem zweiten Streben ungeahnte Schlechtigkeiten in sich, die sie „zu den Füßen des Heilands beweint". Sie strebt nach „heiliger Vorsichtigkeit". So ist sie bald selig, bald verzweifelt; ein peinliches Aufundnieder der Stimmungen herrscht, wie es natürlich ist bei einer Gemeinschaft, die alles in das Gefühl legt. — Allmählich wird sie denn auch wirklich zu einer Art Nonne. Sie ist unglücklich, daß sie 1786 einige Monate im Elternhause, einem Pfarrhause, fern von den täglichen Gottesdiensten der Gemeine und des Chorhauses verbringen muß. Das kontemplative Leben im Chorhause erscheint ihr nicht nur als frömmigkeitsfördernder, sondern als frömmer wie die Hausarbeit in der Pfarre. Auswärtige Konditionen, die ihr angeboten werden, sind ihr Versuchungen, für deren

---

das Mirakulöse nähre den Aberglauben, das Mythische die Phantasie; wunderlich verworrene sinnliche Bilder setzen sich fest; der Unzusammenhang begünstige jede Täuschung der eigenen Schwärmerei und jeden Betrug eines angelernten Systems. Für ein Mädchen doppelt gefährlich, wenn sein Herz an solchen Glauben hängt, sein Leben danach geordnet werden soll. Ein Knabe arbeitet sich eher los; sei es gar arg mit ihm geworden, so heile ihn gewiß ein Jahr theologisches Studium. (So beurteilte Schleiermacher selbst in seiner rationalistischen Epoche Herrnhut und Schwesternwesen. Man sieht hinter jedem Satz persönliche Erfahrung: Dienst des geheiligten Buchstabens, der in diesem Verein von rein Religiösen wirklich absoluter Herrscher war; Phantasieleben mit dem Heiland, das er auch sonst als Täuschung der eigenen Schwärmerei bezeichnet; Heilung durch ein Jahr Theologie, während Lotte ungeheilt blieb.) — Ernestine: Es liege stets, wenn jemand Nonne oder Schwester werde, „innere Verschrobenheit" zu Grunde. — Caroline lehnt die Gleichstellung Katholisch-Herrnhutisch ab; fraglich, „ob beides auch nur in irgend einer Hinsicht dasselbe" sei. Verschroben sei das Herrnhutische jedenfalls nicht; ihre herrnhutischen Freundinnen hätten ebenso graden Sinn und Verstand als tiefe Frömmigkeit. — Eduard: Die Gleichstellung solle kein allgemeines Urteil über Wert und Charakter der beiden Kirchen geben — da wäre sie falsch — sondern sei geschehen in Rücksicht auf Sophie und ihre Zukunft. Und gerade als Kennerin der Sache werde Caroline zugeben, daß abgesehen von besonderen Fällen eine „wunderliche Verirrung" dazu gehöre, damit ein Mädchen Nonne oder Schwester werde; ein Mädchen nämlich, das seinen religiösen Sinn in der Familie zu befriedigen vermöge, das, selbst unschuldig und unbefangen, die Welt garnicht so gefährlich finde und dabei an fröhliche Tätigkeit in freiem Leben gewöhnt sei. Für ein von früh auf religiöses Mädchen sei dieser Weg nur durch Verirrung denkbar; natürlicher sei er für die, die nach einem unreligiösen Leben plötzlich ins entgegengesetzte Extrem umschlügen. Zu letzteren gehörten die meisten Proselyten der Klöster und Schwesternhäuser.

glückliche Abwendung sie dem Heiland im Lebenslauf besonders dankt. 1810 schlug sie sich am Vorabend ihres Geburtstages ein Gesangbuchslied auf. Sie traf den Vers: „O wie selig sind die Seelen, die sich einzig Jesum wählen". Das wirkt auf ihr trotz ihres Bruders im katholischen Nonnenideal lebendes Herz so stark, daß sie ihre Stellung als Gesellschafterin — außerhalb der Gemeine, aber in einer herrnhutischen Familie — aufgibt und ins Schwesternhaus zurückkehrt.

Hier einige Proben ihrer religiösen Art. Sie war bei ihr vielleicht durch ihre ständige Kränklichkeit in besonderer Richtung entwickelt, gibt aber trotz dessen gewiß das Typische einer ledigen, fein organisierten Herrnhuterin jener Zeit. Diese Proben geben uns zugleich einen Vorschmack davon, wie das religiöse Leben des Bruders in seiner Nieskyer Phantasieperiode verlief. — Nach der Schilderung einer gesegneten Karwoche heißt es: „Ich war nun selig und fröhlich in dem Heiland und konnte mit ihm umgehen, wie ein Kind mit seinem Vater. So verbrachte ich meine Zeit einige Monate, als auf einmal eine Decke von meinen Augen gezogen wurde. Ich sollte mich als ein verdorbenes Menschenkind kennen lernen, wobei mir jedoch meine eigene Gerechtigkeit viele Hindernisse in den Weg legte. Als ich aber endlich doch inne werden mußte, daß ich ungeachtet meines tugendhaften Wandels voller Sünde sei, so wollte ich verzweifeln und wußte mir keinen Rat. Meine Chorpflegerin wies mich zwar, so oft ich ihr mein Herz ausschüttete, liebreich zum Sünderfreunde und tröstete mich, so viel Menschen es im Stande sind. Auch fehlte es mir nicht an treuen Seelen, die liebend teilnahmen an meiner Lage; allein die wahre kindliche Einfalt, mich als Sünderin zu Jesu Füßen zu werfen und ihm alles Gute und Schlechte hinzugeben, ging mir noch ab. — Nachdem ich auf Begehren meines Vaters 1786 ein Vierteljahr im elterlichen Hause verbracht hatte, beschäftigte sich der Freund meiner Seele auf eine mir unvergeßliche Weise mit mir und führte mich Schritt vor Schritt in die mir so heilsame Selbsterkenntnis, an welcher wichtigen Lektion ich nie ganz ausgelernt habe. Im Frühjahr 1787 wurde mir angetragen, als Gesellschafterin und Lehrerin der Tochter des Herrn von Seidlitz nach Gnadenfeld zu gehen. Mit ihnen zog ich im Spätherbst wieder nach Gnadenfrei, was mir vornehmlich deswegen erwünscht war, weil mein Herz eine besondere Anfassung nötig hatte. Aber es dauerte lange, ehe mich der heilige Geist von meinem verkehrten Sinn zurückbringen und die eingeschlichne Trägheit und Kälte gegen den Heiland mir recht vor Augen stellen konnte; endlich aber gelang es ihm, nachdem ich mich lange mit Fleisch und Blut besprochen und meine eigene Gerechtigkeit gar zu gern wieder hervorgesucht hätte. Der Vers: „Nichts ist so empfindlich, und nichts geht so gründlich, als wenn unser Freund nach der Liebe fraget und das Herz ihm saget, wie man's damit meint; da erscheint die Wahrheit ganz, da bleibt niemand unbetrübet, der

nicht liebet" — lag mir immer im Sinne, und ich sah wohl ein, daß alles Andere gut, aber die Liebe das Größte sei. Daher ist und bleibt es mein sehnlicher Wunsch, mich recht fest an Ihn zu halten, Ihn täglich als meinen Versöhner zu betrachten, der auch mich aus erbarmender Liebe zu sich gezogen und zu seinen Kranken gebracht hat. Er halte mich an Seiner Hand, der mich nichts mehr entreißen soll, bis Er mich in ewiger Sicherheit hat! — Zu Ende des Jahres 1790 hatte ich in einer Gesellschaft von jungen Schwestern nicht Mut genug, gegen einen Zeitvertreib etwas zu sagen, der sich für Kinder Gottes nicht schickte, was daher bei mir billig scharf geahndet wurde (durch Ausschluß vom Abendmahl; d. V.). Dies war dann die Veranlassung für mich, einen recht gründlichen, sehr schmerzhaften Blick in mein verdorbnes Herz zu tun, dessen Falten sich mir so öffneten, daß ich vor mir selbst erschrak und alles wegwerfen wollte, was ich bereits erfahren und genossen hatte. Das Ausschließen vom heiligen Abendmahl wirkte sehr heilsam auf mein Herz, und da ich kurz zuvor von einem heftigen Fieber genesen war, so fühlte ich, bei dem mir heilsamen Kummer über mich, eine ausnehmende körperliche Schwäche, doch nicht wie sonst den Trieb, von hinnen zu scheiden; da ich wohl inne wurde, daß ich noch ganz anders werden müsse, ehe ich mich unter die zählen könnte, die reinen Herzens sind; denn nur die werden Gott schauen. Aber noch in der Ewigkeit werde ich dem treuen Heiland einen besonderen Dank darbringen für diese heilsame Läuterungszeit. . . . Der Verlust meines zärtlich geliebten Vaters (1794) beugte mich tief und ließ sehr lange eine gewisse Schwermut in mir zurück, verbunden mit einer Sehnsucht nach der ewigen Heimat, die mein göttlicher Freund allein von Zeit zu Zeit lindern konnte. Während meines Wohnens in der Anstalt (als Internatslehrerin; d. V.) ließ mich der Heiland noch tiefere Blicke als je in mein Inneres tun. Meine Eigengerechtigkeit, die ich ganz ertötet glaubte, kam hier sehr laut zum Vorschein und machte mir viel zu schaffen. Meine Temperamentsfehler mußte ich oft zu seinen Füßen beweinen; und wohl mir, wenn ich das kindlich tat und nicht ungeduldig über mich wurde, da mein heftiges Wesen oft unnötig auf meine Untergebnen einwirkte. — Die mir angebotenen auswärtigen Konditionen, die für mich sehr anziehend waren, machten mir viel Not, und dem Heiland gebührt ein besonderer Dank dafür, daß Er mit mächtiger Hand über mir hielt, als der mitleidige Hohepriester Geduld hatte mit meiner Schwachheit und als der unermüdlich treue Hirte mich immer wieder auf die gesunde Weide Seiner Kranken liebend zurückführte. O! welch' einen unvergleichlichen Heiland haben wir!" — Ihr Lebensgang folgender. Bis 1787 Nähterin im Schwesternhause; 1787—91 Hauslehrerin, 1791—94 wieder im Schwesternhaus, zugleich Lehrerin in der Pensionsmädchenanstalt. 1794—97 als Internatslehrerin ganz in der Mädchenanstalt. 1797—1806, da sie körperlich dem Anstaltsdienst nicht gewachsen war, zum

drittenmal im Schwesternhaus. Damals schrieb sie 1797, 32jährig, die erste Hälfte ihres Lebenslaufes, aus der die bisher angeführten Stellen stammen. Den Unterricht behielt sie bei. In diese Zeit des Lebens im Schwesternhaus fallen die gedruckten Briefe des Bruders August 1797 bis Mai 1802, abgesehen von den Jugendbriefen aus Pädagogium und Seminar (1783—86) und dem einen aus Landsberg (Oktober 1794). Nach einem ersten Besuch 1795 oder 96 machte ihr der Bruder 1802 einen längeren Besuch in Gnadenfrei, der bedeutsam ist durch die vielen dadurch angeregten Äußerungen über das Herrnhutertum und seine Stellung zu ihm. Er schreibt von der Schwester selbst an Willich Mai 1802: „Bei meiner Schwester habe ich mir sehr wohl sein lassen. Sie hat sich seit den sechs Jahren, da ich sie nicht gesehen, sehr vollendet. Ich wußte das freilich schon aus ihren Briefen, aber die Anschauung ist doch noch ein ganz eigner und schönerer Genuß. Die größere Reife befördert allemal auch bei der größten Verschiedenheit der Menschen das gegenseitige Mitteilen und Verstehen, und so haben wir uns auch jetzt vollkommner und ungestörter genossen als je. Auch über die Monologe, die sie sehr liebt, haben wir viel gesprochen. Außer ihr habe ich mich mit meinem Bruder, der einige Tage auch dort war, mit manchem alten Bekannten (den Predigern Dober, Schneider, Schwester von Tschiersky z. B.; d. B.), mit der Erinnerung früher, aber sehr entscheidender Jahre und mit der köstlichen Gegend gar sehr erfreut. Recht in der Fülle des besten und edelsten Genusses habe ich oft Euch alle, die ich liebe, zu mir gewünscht." — 1806—1810 Lotte wieder Hauslehrerin im von Seydlitzschen Hause. 1810—13 zum vierten Mal im Schwesternhaus. 1813 verließ sie nach 30 Jahren Gnadenfrei und zog zum Bruder nach Berlin, dessen Kinder sie unterrichtete (bis 1825.) Aus diesem Besuch ward eine dauernde Trennung vom Schwesternhaus, nicht der Gemeine. Sie blieb als einzige von den dreien ihr treu, ja zog 60jährig, 1825, wieder ganz in die Brüdergemeine, das Gemeinhaus in Berlin Wilhelmstraße, unweit des Bruders. Letzterer schreibt nach ihrer Ankunft in Berlin III 307: „Wir haben seit 30 Jahren nicht eigentlich mit einander gelebt; daher wird mir durch sie meine ganze erste Lebensperiode wieder lebendig, eine Menge verloschener Erinnerungen werden wieder wach. Sie ist auch sonst eine merkwürdige Person und ein ganz neues Element in unserm Leben." Noch beim Bruder schrieb sie den zweiten Teil ihres Lebenslaufes, der so schließt:

„Nun kommen mir in meiner Einsamkeit die verschiedenen Lebensläufe heimgegangner Geschwister und andere Auszüge, die ich in früherer Zeit zu sammeln bemüht gewesen bin, sehr zu statten, und öfters erinnere ich mich der Äußerung mehrerer meiner Bekannten, ich müsse wohl eine Ahnung haben, dereinst auf eine wüste Insel verschlagen zu werden, da ich mir nicht genug abschreiben könne.

Wohl komme ich mir jetzt öfters so vor! Aber wie segensreich verherrlicht auch in dieser Hinsicht mein Erbarmer jene trostvollen Worte an mir, die ich in den ersten Wochen meines Aufenthaltes in Gnaden frei mir aufschlug: „Ich will Dich nicht verlassen noch versäumen!“ — Du, der Du am besten meine Sehnsucht nach Vollendung kennest, die seit der ersten Entwickelung meines Geistes in mir sich regte, Du kennest sie in ihren verschiednen Abstufungen und Quellen des Unmutes, der Zaghaftigkeit und der Ungeduld mit mir selbst; o Du barmherziger Herr und Heiland, Du wußtest sie zu läutern und zu reinigen und mich auch in den letzten Jahren beim Kampf von peinigenden und wechselnden Schmerzen zur Geduld zu verweisen. O mein Erbarmer! Du hast mein Flehen in Gnaden erhört und mir klar gemacht, was mir bei meiner Sehnsucht nach Vollendung noch im Wege steht. Du hast angefangen, in schlaflosen Nächten mir so manches zu zeigen, womit ich in früheren Jahren Dich und Deinen guten Geist betrübt habe. Ach, fahre fort, mir alles das aus Gnaden aufzudecken, was damals mir noch nicht als Irrtum und Sünde klar war. Ach, verherrliche Dich immer mehr an mir als den Versöhner meiner Sünden, die Du ja alle am Ölberg gebüßet hast an meiner Statt, alle Dir genannten und bekannten und auch die, für welche ich keine Worte habe! O Herr Jesu! Laß Gnade für Recht ergehn! O Du Gnadenvoller! gib Gnade, daß ich die noch übrigen Tage und Jahre, die Du für mich nötig erachtest, als eine heilsame Frist ansehen möge, um mich noch tiefer in Dich zu versenken und alles dasjenige abzutun, was Dir, Du Heiliger! mißfällig an mir sein kann. Schenke es mir, die noch übrige Zeit meines Hierseins als einen Sabbat anzusehen, der Dir geheiligt ist. So laß mich auch alle körperlichen Leiden, die Du mir noch zur Läuterung auferlegst, Deiner würdig tragen, der Du mich durch Liebe und Schmerz so einzig und magnetisch an Dich ziehst. Dir ist es am besten bekannt, wie ich im Grundgefühl meiner Schlechtigkeit aller Art dennoch mit der tiefsten Innigkeit meines Wesens zum Schluß meiner Lebensgeschichte in folgende Verse des mir unvergeßlichen Mannes Gottes einstimme: Du Allgenugsamer als Arzt, als Freund und Herr! Mein Hort, mein Fels, mein Stab! Müßt' ich vollkommen einsam sein, so hätt' ich g'nug an Dir allein. Wenn ich an Dir mich lab' und Dich stets hab', so g'nügt mirs bis ins Grab. . .“

Mit dieser Schwester, vor Albertinis Auftreten der Hauptgenossin seines Lebens, stand Schleiermacher dauernd in innigster Verbindung, in einem „sehr offenen und tief eingreifenden Briefwechsel“. 1783 machten sie gemeinsam ihre ersten Erfahrungen im Bereich des Herrnhutertums. Es wäre sehr lehrreich, mit den Pädagogiumsbriefen Schleiermachers die gleichzeitigen der Schwester zu vergleichen. Ich habe sie jedoch im Nachlaß nicht gefunden. — Lotte hatte eine gute geistige Begabung. Das Gefühlsleben, die religiöse Erregbarkeit war in ihr

wie im Bruder außerordentlich entwickelt, nur daß bei ihm der kühle Verstand ein Gegengewicht war gegen die leicht entflammte Empfindung. Die ganze lebhafte, heftige Art der Mutter war auf sie übergegangen und machte ihr in ihrem Vollkommenheitsstreben viel zu schaffen. Just (Brüderbote. 1869) schreibt von ihr: „Äußerlich von Person unansehnlich und trotz ihrer geistigen Begabung nicht sonderlich beliebt wegen ihres etwas anspruchsvollen Wesens im Umgang mit ihren Chorgenossen, interessierte sie mich doch sehr durch ihre Deklamationsgabe, mit welcher sie uns zuweilen mit Vorlesungen aus Klopstocks Messias oder aus Goetheschen und Schillerschen Gedichten höchst geistvoll unterhielt.“ Der Reichtum und die stete Bewegung ihres religiösen Empfindens ließ sie die Enge der Klostermauern, nachdem sie sich langsam hineingewöhnt hatte, nur selten einmal empfinden. Nach dem Unterricht des Tages schrieb sie unendliche Briefe an den Bruder, veranstaltete sie mit den Freundinnen behagliche Tees, in denen sie mit Begeisterung sich in Literatur und Musik vertieften. Im innigen Austausch des Denkens und Fühlens mit einigen vertrauten Freundinnen fand sie, auch darin eine echte Schwester ihres Bruders, das Glück ihres stillen Lebens.

Und nun gingen — ich spreche von der späteren Korrespondenz 1797—1802 — nicht Briefe, sondern ganze Tagebücher zwischen den Geschwistern hin und her. Man bedenke den Gegensatz: er im reichsten Leben in Berlin, in der Zeit der ersten literarischen Produktion, umgeben von Geist, Gelehrsamkeit und Schönheit; sie eine bescheidene Schwester in einem stillen Landstädtchen, das Leben eines Perpendikels führend, wie der Bruder, sich einem gejagten Hasen vergleichend, scherzt. Aber grade hier zeigt sich die Tiefe und der Adel seiner Liebe. Arbeit, Unruhe und Fülle seines Lebens vermag nicht ihr bescheidenes geliebtes Bild aus seiner Seele zu drängen. An allem, was sie bewegt, nimmt er zartesten Anteil. Ihre Kränklichkeit läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. Ihr schickt er seine ersten Ersparnisse. Jedes leise Weh, das durch ihre Briefe weht, vermag ihn tagelang niederzuschlagen. Eine kleinste Angelegenheit, ihren Umzug von einer Schwesternstube auf eine andere, empfindet seine Liebe in der Größe, die sie für die Schwester hat: „Deine Stubenveränderung ist mir eine recht traurige und herzzerschneidende Begebenheit gewesen und zugleich eine, die mich böse machen könnte auf die Leute dort. Wissen sie denn, was sie einer solchen Menschenseele wie Du durch so etwas wehe tun? Und was hatten sie für Not, Dich aus Deinem lieben Winkel herauszuziehen? Und was für ein Recht haben sie, Dich so zu martern? Und nun gar zu ungebildeten Leuten? Wie lange wird es dauern, ehe Du da oben wieder ein Wesen findest, dem Du eine Stelle in Deinem Herzen anweisen kannst?“ — Jede kleine Freude der Schwester ist auch ihm eine solche, über jede Freundin will er genauen Bescheid. „Diese schlesischen Gestirne tragen nicht

wenig bei, mir meinen hiesigen Himmel zu erheitern, und des Abends im Freien, wenn der Mensch gestimmt ist, in ferne Welten zu schauen, seh' ich gar oft nicht weiter als nach Gnadenfrei und was daran liegt, nicht ohne Wünsche, denen ich gar oft die Flügel beschneiden muß. Durch das Teleskop, womit Du meine Sternwarte ausrüstest und unterhältst, mache ich immer neue Entdeckungen in jenen lieblichen Sternbildern, neue Vollkommenheiten gehen mir oft auf, wie ungesehene Nebelflecke bisweilen vor das Rohr treten, und Stunden ausgezeichneter Glückseligkeit nehme ich wahr, wie der Beobachter das wachsende Licht mancher Sterne sieht." I 149. Mai 1802, als die kranke Lotte ihm durch die Hand einer Freundin geschrieben: „La Charmante ist aber wirklich ganz charmant, und ich weiß nicht, wie ich ihr genug danken soll, daß sie sich Deiner und also auch meiner so angenommen hat. Ich erkenne indeß darin nur die Fortsetzung aller der lieblichen Aufmerksamkeiten, die sie uns bei meinem Dortsein erwies. Sage ihr doch, wie dankbar ich ihr bin und wie wert ich es halte, so viel von ihrer Hand zu besitzen. Also — Du kannst ihr auch sagen, ich stellte mir recht lebhaft vor, wie sie mit ihren Augen und ihren göttlichen Augenwimpern, die ihresgleichen suchen, dazu aussehn wird, wenn Du ihr das sagst. Aber sagt mir nur, was soll ich denn mit dem Beinamen der Erhabene machen? Ich fürchte, er kommt aus den Monologen; aber er ist mir auf alle Weise lächerlich, und ihr müßt mir einen andern geben, wenn ich nicht glauben soll, daß sich la charmante aus Stolz neben diesem Erhabenen la soumise nennt."

Natürlich macht er die Schwester zur Teilhaberin seines Reichtums in langen, nächtlichen Briefen. Ihr gibt er die prächtige Charakteristik Schlegels; von allen Freunden hört sie; er schreibt ihr Stellen aus seiner Lektüre aus, läßt ihr Noten abschreiben, versieht sie mit Büchern. Aus den Fragmenten des Athenäums soll sie seinen Anteil herauswittern. Wie sie seine Werke aufnimmt, interessiert ihn besonders. Daß ihr frommes Gemüt an den „Reden" keinen Anstoß genommen, ist ihm besondere Freude. Kaum etwas aber zeigt die Liebe und Hochachtung vor der schlichten Herrnhuterin so stark als die Art, wie er ihren Bedenken über seinen Verkehr mit Henr. Herz begegnet. Es sind ihm das nicht beschränkte Vorurteile einer alten Jungfer, über die er höflich leicht hinweggleitet, sondern es war ihm „etwas recht Heiliges", ihr in einem langen, feinsinnigen Aufsatz alle Sorgen zu nehmen. Kein Wunder, daß Lotte mit diesen Briefen „abgöttisch geizig war" nach Vaters Ausdruck. Vaters Geburtstag, den dieser gern bei ihr verlebte, schmückte sie durch Vorlesung derselben. Bei einer solchen Lesung Mai 1790 ging dem Vater an dem Reichtum und Frohsinn dieser Briefe auf, wie sehr das Herz des Sohnes ihm fehlte, wie steif die Briefe des Sohnes an ihn seien. Er bat den Sohn, auch ihm so zu schreiben, nicht als finsterm Vater, sondern als zärtlichstem Freund. So führten diese Briefe die lang Entfremdeten

wieder zusammen. Nach des Vaters Tod schrieb er Lotte: „Mit uns bleibt es übrigens dabei, daß wir das Band unserer Freundschaft noch enger zusammenziehen, daß wir uns noch fester aneinander halten, da wir eine solche Stütze verloren haben.“ Bei ihrem Brief habe er sich daran erfreut, „daß wir so recht für einander gemacht sind, daß unsere Seelen einander immer näher kommen, je näher jedes dem gemeinschaftlichen Ziel rückt, nach dem wir steigen. Die Verschiedenheiten schleifen sich soweit ab, daß sie sich nicht mehr unsanft berühren können, die Ähnlichkeiten entwickeln sich immer mehr, und so wird uns nichts von einander trennen können.“ So haben sich die Geschwister die Treue gehalten bis an den Tod.

Auch dem Ort Gnadenfrei bewahrte Schleiermacher eine tiefinnerliche Liebe, nicht nur wegen der Schönheit der Gegend, die er mehrfach gepriesen, am schönsten in dem Brief an die Grunow 1802 (Dilthey 539), nicht nur wegen Lotte, sondern vor allem wegen der Bedeutung, die der Ort für sein inneres Leben gewonnen hatte. 5 Besuche von ihm finde ich bei oberflächlicher Prüfung: 1795, 1802, anscheinend der längste, jedenfalls der bedeutsamste, von dem 4 bedeutsame Zeugnisse Schleiermachers vorliegen, 1805, 1809, 1811. Wenn diese Liste vollzählig wäre, hätte er Gnadenfrei nach Lottes Wegzug 1813 nicht mehr besucht.

Wir kehren zu unserer Erzählung, dem Jahr 1783, zurück. Als der Zweck des Gnadenfreier Aufenthalts erreicht war, reisten die Eltern mit den beiden Söhnen am 11. Juni ab. Am 14. kamen sie in Niesky an, wo sie Karl der Unitäts-Knäbchenanstalt, Fritz „mit vieler Zuneigung und großen Hoffnungen“ dem Pädagogium, der Fortsetzung der Anstalt, übergaben. Dann reisten die Eltern in ihr nun kinderloses Heim nach Anhalt zurück. Für Fritz war das ein Abschied für immer; weder Vater noch Mutter sollte er wiedersehen.

Lotte verdiente sich zunächst ihren Unterhalt durch Handarbeit. Ihre äußere Lage war kümmerlich. Der Bruder unterstützte sie später nach Kräften. Seine erste Gabe legte sie, anstatt sich einen frohen Tag zu machen, auf Zinsen für schlimme Zeiten. Der Vater scherzte: „Diese Maxime ist ganz Gemeinsinn; man ißt Brei und spart dabei, was man kann.“ Mit der Stille ihres äußeren Lebens kontrastierten schroff die Bewegungen und Erschütterungen ihrer Seele. Sie entsprangen aus drei Ursachen. Zunächst der Enttäuschung über ihre Chorgenossinnen, deren Wirklichkeit dem Ideal, das sie sich romanhaft draußen zurechtgemacht hatte, nicht entsprach. Doch das ging vorüber. Zweitens der Auflehnung ihrer Natur gegen den freiwillig übernommenen Zwang des Klosterlebens. Diesen Kampf können wir trotz der Lückenhaftigkeit unserer Quellen über 9 Jahre verfolgen. Drittens ihrem leidenschaftlichen Streben, ihre widerstrebende Natur in den religiösen Schematismus Herrnhuts hineinzuzwängen. Warum löste sie sich bei diesen langdauernden Kämpfen nicht wieder von Herrnhut? Zunächst arbeitete der Vater lebhaft dafür, noch 1792, daß sie dort bliebe. Der Bruder, der sie hätte erleuchten können, schwieg ihr gegenüber, da ihm der Vater schlechtweg verboten hatte zu reden und weil er, das ist die Hauptsache, sah, daß sie, von der Richtigkeit des herrnhutischen Ideals im Grunde überzeugt, die Schuld für ihr Nichteinpassen nicht in den ihr letztlich ehrwürdigen Institutionen, sondern in ihrer eignen Unvollkommenheit suchte. Darum erfaßte sie es auch als ihre heilige Aufgabe, mit Vernichtung ihrer Individualität in das Brüdertum sich hineinzuformen.

Das Chorhaus ist das Herrnhutertum in der Potenz. Wer unten gelesen haben wird, was man von herrnhutischen Studenten damals verlangte, mag sich danach ein Bild von der Chordisziplin eines Schwesternklosters machen: Engigkeit im äußeren Leben — Lotte hatte keine eigene Stube, mußte sich nach Befinden der Oberin von einer Stubengesellschaft in die andere versetzen lassen — gegenseitige Beobachtung, Klatsch, geistliche Aufsicht im Hause, peinlichste Hineinzwängung

---

werfen dürfe. Sagte das Los bei der Vorfrage nein, so war die Sache für den Tag erledigt; sagte es bei der Vorfrage ja, dann ward am selben Tag noch die Hauptfrage vorgelegt, die natürlich mit Ja oder Nein herauskommen konnte. Wozu diese doppelte Bemühung? Konnte der Heiland nicht mit einem Male seinen Willen zu erkennen geben? Was dachten sich denn die Brüder, wenn er bei der Vorfrage mit Ja, bei der Hauptfrage mit Nein antwortete? — Bei Lotte ging es so weiter. 24. Mai Vorfrage: Nein. 5. Juli Vorfrage: Ja; Hauptfrage: Ja. Summa 5. — II. Aufnahme in die Gemeine. 26. Juli: Nein; 23. August: Ja. Summa 2. — III. Zulassung zum Abendmahl. 4 Neins: 12. Oktober, 1. November, 29. November u. s. f. in vierwöchentlichem Abstand, ohne auszusetzen, bis sie das Ja erhielt. Summa 5. 5+2+5 = 12. Lotte mag einen mittleren Fall darstellen, Schleiermacher den günstigsten mit seinen 4 sofortigen Jas; den ungünstigsten ein Kamerad Brinkmanns, der erst als Barbyer Student im 2. Semester unter Brinkmanns Dankgebet für die unendliche Gnade und Huld des Heilandes Abendmahlserlaubnis erhielt.

ter, Weimar, Hoffmann 1839). In anderer Beziehung ſtimmt ſer Vergleich garnicht. Die Jeſuiten wollten Weltbeherrſchung, die über Weltvereinung. Den Wetteifer, den erſtere zum Haupt- trieb bei ihren Schülern machten, unterdrückten die Brüder etwas Natürliches, Niederes, letztlich Sündhaftes. Die Liebe zum iland, der Wunſch, ihm Freude zu machen, ſollte einziger Antrieb dieſer Schule ſein, wie im Ganzen der Gemeine. Darum gab es ne Anreizungen des Ehrgeizes, keine Schauſtellungen (Aktus), keine ämien, keine Examina weder im Pädagogium noch Seminar, ſodaß brüderiſcher Beamter wie Albertini nie eine Prüfung machte. Nur den oberſten Klaſſen wurde nach der Güte der ſchriftlichen Arbeiten Primus feſtgeſtellt; auch ſchon ein Abfall vom Prinzip. Als die k. 1787, nach Schleiermachers Abgang, Examina und Aktus im zſten Kreiſe des Hauſes einführte, empfand ſie das ſelbſt als eine nzeſſion an den Weltgeiſt, ein Sinken von der alten Höhe, wo den hülern die Liebe zum Heiland genügender Anſporn geweſen war.

Die religiöſe Idee herrſchte im Pädagogium mit derſelben Ein- ligkeit und Ausſchließlichkeit wie in der ganzen Brüdergemeine. Die ttesdienſte waren drum wichtiger als die Schulſtunden; trafen beide ammen z. B. bei Begräbniſſen, die ja ſämtlich Gemeindefeiern waren, war es ſelbſtverſtändlich, daß die Schule zu Gunſten des Gottes- nſtes ausfiel. Alle Lehrer, Inſpektor, Direktor ſtanden im geiſtlichen nt; die Aufſeher bereiteten ſich dort für den Miſſionsdienſt vor. e Lehrer waren nicht in erſter Linie Lehrer, ſondern geiſtliche eunde, Seelſorger. Ja in der geiſtlichen „Geſellſchaft", der etwa Schüler und 2 Vorgeſetzte zugehörten, war ſozuſagen amtlich der terſchied zwiſchen Lehrern und Schülern aufgehoben; ſie ſuchten neinſam den Herrn. Das Übergewicht, das auch dabei die Lehrer jaupteten, entſtammte ihrer größeren Reife, nicht ihrer äußeren ellung. Außerdem verſichern viele herrnhutiſche Lehrer, grade von en Schülern den kindlichen Umgang mit dem Heiland gelernt zu ben, ſodaß wirklich ſo auch die Schüler ihre Lehrer lehrten. (Boſſart.)

Der Miniſter von Moſer, ein Pietiſt und Freund der Klettenberg, rd bei dem Anblick einer ſolchen Brüderſchule hingeriſſen von Er- unen, Bewunderung, Begeiſterung; es ſei ein Himmel auf Erden, e Gottesfamilie von Menſchen. (Anh. 3). Wichtiger ſind uns hleiermachers Urteile, der den Geiſt des Pädagogiums nicht nur rachtend in ſich aufgenommen. Er hat zweimal ſich ausdrücklich rüber ausgeſprochen, obgleich alle ſeine Urteile über das Weſen der rnhutiſchen Religioſität zugleich Urteile über dieſe Seite der Päda- giumserziehung enthalten. — In der SB. ſagt er bei Erwähnung nes Eintritts in das Gedickeſche Seminar für gel. Schulen in rlin: Darin habe er ſich als völliger Neuling gefühlt; denn „ich tte ſeit meinem 16. Jahre keine große Schulanſtalt gekannt, als nur e ſolche, welche von einem ganz eigentümlichen Geiſt regiert wurde,

Die Hauptgemütsbewegungen Lottes liegen im Religiösen, dem das Sittliche hier eingegliedert ist, begründet. Sie jagt nach all' den Gefühlen, die der herrnhutische Sang ihr preist, die scharf begrifflich zu fassen und von einander abzuheben oft nicht leicht ist. Sie jagt nach der herrnhutischen Vollkommenheit, die unter Nichtberücksichtigung der Unterschiede von Geschlecht, Alter, individuellen Temperamenten und Anlagen aus allen Menschen Miniatur-Heilande gleichen Stils machen wollte nach dem Bild, das sie sich vom unerreichbaren Original konstruierten. Bald gehen ihr in jenem ersten Streben Gefühle auf, die sie noch nicht geschmeckt; bald findet sie in ihrem zweiten Streben ungeahnte Schlechtigkeiten in sich, die sie „zu den Füßen des Heilands beweint". Sie strebt nach „heiliger Vorsichtigkeit". So ist sie bald selig, bald verzweifelt; ein peinliches Aufundnieder der Stimmungen herrscht, wie es natürlich ist bei einer Gemeinschaft, die alles in das Gefühl legt. — Allmählich wird sie denn auch wirklich zu einer Art Nonne. Sie ist unglücklich, daß sie 1786 einige Monate im Elternhause, einem Pfarrhause, fern von den täglichen Gottesdiensten der Gemeine und des Chorhauses verbringen muß. Das kontemplative Leben im Chorhause erscheint ihr nicht nur als frömmigkeitsfördernder, sondern als frömmer wie die Hausarbeit in der Pfarre. Auswärtige Konditionen, die ihr angeboten werden, sind ihr Versuchungen, für deren

---

das Mirakulöse nähre den Aberglauben, das Mythische die Phantasie; wunderlich verworrene sinnliche Bilder setzen sich fest; der Unzusammenhang begünstige jede Täuschung der eigenen Schwärmerei und jeden Betrug eines angelernten Systems. Für ein Mädchen doppelt gefährlich, wenn sein Herz an solchem Glauben hängt, sein Leben danach geordnet werden soll. Ein Knabe arbeite sich eher los; sei es gar arg mit ihm geworden, so heile ihn gewiß ein Jahr theologisches Studium. (So beurteilte Schleiermacher selbst in seiner rationalistischen Epoche Herrnhut und Schwesternwesen. Man sieht hinter jedem Satz persönliche Erfahrung: Dienst des geheiligten Buchstabens, der in diesem Verein von rein Religiösen wirklich absoluter Herrscher war; Phantasieleben mit dem Heiland, das er auch sonst als Täuschung der eigenen Schwärmerei bezeichnet; Heilung durch ein Jahr Theologie, während Lotte ungeheilt blieb.) — Erneſtine: Es liege stets, wenn jemand Nonne oder Schwester werde, „innere Verschrobenheit" zu Grunde. — Caroline lehnt die Gleichstellung Katholisch-Herrnhutisch ab; fraglich, „ob beides auch nur in irgend einer Hinsicht dasselbe" sei. Verschroben sei das Herrnhutische jedenfalls nicht; ihre herrnhutischen Freundinnen hätten ebenso graden Sinn und Verstand als tiefe Frömmigkeit. — Eduard: Die Gleichstellung solle kein allgemeines Urteil über Wert und Charakter der beiden Kirchen geben — da wäre sie falsch — sondern sei geschehen in Rücksicht auf Sophie und ihre Zukunft. Und gerade als Kennerin der Sache werde Caroline zugeben, daß abgesehen von besonderen Fällen eine „wunderliche Verirrung" dazu gehöre, damit ein Mädchen Nonne oder Schwester werde; ein Mädchen nämlich, das seinen religiösen Sinn in der Familie zu befriedigen vermöge, das, selbst unschuldig und unbefangen, die Welt garnicht so gefährlich finde und dabei an fröhliche Tätigkeit in freiem Leben gewöhnt sei. Für ein von früh auf religiöses Mädchen sei dieser Weg nur durch Verirrung denkbar; natürlicher sei er für die, die nach einem unreligiösen Leben plötzlich ins entgegengesetzte Extrem umschlügen. Zu letzteren gehörten die meisten Proselyten der Klöster und Schwesternhäuser.

glückliche Abwendung sie dem Heiland im Lebenslauf besonders dankt. 1810 schlug sie sich am Vorabend ihres Geburtstages ein Gesangbuchslied auf. Sie traf den Vers: „O wie selig sind die Seelen, die sich einzig Jesum wählen". Das wirkt auf ihr trotz ihres Bruders im katholischen Nonnenideal lebendes Herz so stark, daß sie ihre Stellung als Gesellschafterin — außerhalb der Gemeine, aber in einer herrnhutischen Familie — aufgibt und ins Schwesternhaus zurückkehrt.

Hier einige Proben ihrer religiösen Art. Sie war bei ihr vielleicht durch ihre ständige Kränklichkeit in besonderer Richtung entwickelt, gibt aber trotz dessen gewiß das Typische einer ledigen, fein organisierten Herrnhuterin jener Zeit. Diese Proben geben uns zugleich einen Vorschmack davon, wie das religiöse Leben des Bruders in seiner Nieskyer Phantasieperiode verlief. — Nach der Schilderung einer gesegneten Karwoche heißt es: „Ich war nun selig und fröhlich in dem Heiland und konnte mit ihm umgehen, wie ein Kind mit seinem Vater. So verbrachte ich meine Zeit einige Monate, als auf einmal eine Decke von meinen Augen gezogen wurde. Ich sollte mich als ein verdorbenes Menschenkind kennen lernen, wobei mir jedoch meine eigene Gerechtigkeit viele Hindernisse in den Weg legte. Als ich aber endlich doch inne werden mußte, daß ich ungeachtet meines tugendhaften Wandels voller Sünde sei, so wollte ich verzweifeln und wußte mir keinen Rat. Meine Chorpflegerin wies mich zwar, so oft ich ihr mein Herz ausschüttete, liebreich zum Sünderfreunde und tröstete mich, so viel Menschen es im Stande sind. Auch fehlte es mir nicht an treuen Seelen, die liebend teilnahmen an meiner Lage; allein die wahre kindliche Einfalt, mich als Sünderin zu Jesu Füßen zu werfen und ihm alles Gute und Schlechte hinzugeben, ging mir noch ab. — Nachdem ich auf Begehren meines Vaters 1786 ein Vierteljahr im elterlichen Hause verbracht hatte, beschäftigte sich der Freund meiner Seele auf eine mir unvergeßliche Weise mit mir und führte mich Schritt vor Schritt in die mir so heilsame Selbsterkenntnis, an welcher wichtigen Lektion ich nie ganz ausgelernt habe. Im Frühjahr 1787 wurde mir angetragen, als Gesellschafterin und Lehrerin der Tochter des Herrn von Seidlitz nach Gnadenfeld zu gehen. Mit ihnen zog ich im Spätherbst wieder nach Gnadenfrei, was mir vornehmlich deswegen erwünscht war, weil mein Herz eine besondere Anfassung nötig hatte. Aber es dauerte lange, ehe mich der heilige Geist von meinem verkehrten Sinn zurückbringen und die eingeschlichne Trägheit und Kälte gegen den Heiland mir recht vor Augen stellen konnte; endlich aber gelang es ihm, nachdem ich mich lange mit Fleisch und Blut besprochen und meine eigene Gerechtigkeit gar zu gern wieder hervorgesucht hätte. Der Vers: „Nichts ist so empfindlich, und nichts geht so gründlich, als wenn unser Freund nach der Liebe fraget und das Herz ihm saget, wie man's damit meint; da erscheint die Wahrheit ganz, da bleibt niemand unbetrübet, der

nicht liebet" — lag mir immer im Sinne, und ich sah wohl ein, daß alles Andere gut, aber die Liebe das Größte sei. Daher ist und bleibt es mein sehnlicher Wunsch, mich recht fest an Ihn zu halten, Ihn täglich als meinen Versöhner zu betrachten, der auch mich aus erbarmender Liebe zu sich gezogen und zu seinen Kranken gebracht hat. Er halte mich an Seiner Hand, der mich nichts mehr entreißen soll, bis Er mich in ewiger Sicherheit hat! — Zu Ende des Jahres 1790 hatte ich in einer Gesellschaft von jungen Schwestern nicht Mut genug, gegen einen Zeitvertreib etwas zu sagen, der sich für Kinder Gottes nicht schickte, was daher bei mir billig scharf geahndet wurde (durch Ausschluß vom Abendmahl; d. V.). Dies war dann die Veranlassung für mich, einen recht gründlichen, sehr schmerzhaften Blick in mein verdorbnes Herz zu tun, dessen Falten sich mir so öffneten, daß ich vor mir selbst erschrak und alles wegwerfen wollte, was ich bereits erfahren und genossen hatte. Das Ausschließen vom heiligen Abendmahl wirkte sehr heilsam auf mein Herz, und da ich kurz zuvor von einem heftigen Fieber genesen war, so fühlte ich, bei dem mir heilsamen Kummer über mich, eine ausnehmende körperliche Schwäche, doch nicht wie sonst den Trieb, von hinnen zu scheiden; da ich wohl inne wurde, daß ich noch ganz anders werden müsse, ehe ich mich unter die zählen könnte, die reinen Herzens sind; denn nur die werden Gott schauen. Aber noch in der Ewigkeit werde ich dem treuen Heiland einen besonderen Dank darbringen für diese heilsame Läuterungszeit. . . . Der Verlust meines zärtlich geliebten Vaters (1794) beugte mich tief und ließ sehr lange eine gewisse Schwermut in mir zurück, verbunden mit einer Sehnsucht nach der ewigen Heimat, die mein göttlicher Freund allein von Zeit zu Zeit lindern konnte. Während meines Wohnens in der Anstalt (als Internatslehrerin; d. V.) ließ mich der Heiland noch tiefere Blicke als je in mein Inneres tun. Meine Eigengerechtigkeit, die ich ganz ertötet glaubte, kam hier sehr laut zum Vorschein und machte mir viel zu schaffen. Meine Temperamentsfehler mußte ich oft zu seinen Füßen beweinen; und wohl mir, wenn ich das kindlich tat und nicht ungeduldig über mich wurde, da mein heftiges Wesen oft unnötig auf meine Untergebnen einwirkte. — Die mir angebotenen auswärtigen Konditionen, die für mich sehr anziehend waren, machten mir viel Not, und dem Heiland gebührt ein besonderer Dank dafür, daß Er mit mächtiger Hand über mir hielt, als der mitleidige Hoheprieſter Geduld hatte mit meiner Schwachheit und als der unermüdlich treue Hirte mich immer wieder auf die gesunde Weide Seiner Kranken liebend zurückführte. O! welch' einen unvergleichlichen Heiland haben wir!" — Ihr Lebensgang folgender. Bis 1787 Nähterin im Schwesternhause; 1787—91 Hauslehrerin, 1791—94 wieder im Schwesternhaus, zugleich Lehrerin in der Pensionsmädchenanstalt. 1794—97 als Internatslehrerin ganz in der Mädchenanstalt. 1797—1806, da sie körperlich dem Anstaltsdienst nicht gewachsen war, zum

drittenmal im Schwesternhaus. Damals schrieb sie 1797, 32jährig, die erste Hälfte ihres Lebenslaufes, aus der die bisher angeführten Stellen stammen. Den Unterricht behielt sie bei. In diese Zeit des Lebens im Schwesternhaus fallen die gedruckten Briefe des Bruders August 1797 bis Mai 1802, abgesehen von den Jugendbriefen aus Pädagogium und Seminar (1783—86) und dem einen aus Landsberg (Oktober 1794). Nach einem ersten Besuch 1795 oder 96 machte ihr der Bruder 1802 einen längeren Besuch in Gnadenfrei, der bedeutsam ist durch die vielen dadurch angeregten Äußerungen über das Herrnhutertum und seine Stellung zu ihm. Er schreibt von der Schwester selbst an Willich Mai 1802: „Bei meiner Schwester habe ich mir sehr wohl sein lassen. Sie hat sich seit den sechs Jahren, da ich sie nicht gesehen, sehr vollendet. Ich wußte das freilich schon aus ihren Briefen, aber die Anschauung ist doch noch ein ganz eigner und schönerer Genuß. Die größere Reife befördert allemal auch bei der größten Verschiedenheit der Menschen das gegenseitige Mitteilen und Verstehen, und so haben wir uns auch jetzt vollkommner und ungestörter genossen als je. Auch über die Monologe, die sie sehr liebt, haben wir viel gesprochen. Außer ihr habe ich mich mit meinem Bruder, der einige Tage auch dort war, mit manchem alten Bekannten (den Predigern Dober, Schneider, Schwester von Tschiersky z. B.; d. V.), mit der Erinnerung früher, aber sehr entscheidender Jahre und mit der köstlichen Gegend gar sehr erfreut. Recht in der Fülle des besten und edelsten Genusses habe ich oft Euch alle, die ich liebe, zu mir gewünscht." — 1806—1810 Lotte wieder Hauslehrerin im von Seydlitzschen Hause. 1810—13 zum vierten Mal im Schwesternhaus. 1813 verließ sie nach 30 Jahren Gnadenfrei und zog zum Bruder nach Berlin, dessen Kinder sie unterrichtete (bis 1825.) Aus diesem Besuch ward eine dauernde Trennung vom Schwesternhaus, nicht der Gemeine. Sie blieb als einzige von den dreien ihr treu, ja zog 60jährig, 1825, wieder ganz in die Brüdergemeine, das Gemeinhaus in Berlin Wilhelmstraße, unweit des Bruders. Letzterer schreibt nach ihrer Ankunft in Berlin III 307: „Wir haben seit 30 Jahren nicht eigentlich mit einander gelebt; daher wird mir durch sie meine ganze erste Lebensperiode wieder lebendig, eine Menge verloschener Erinnerungen werden wieder wach. Sie ist auch sonst eine merkwürdige Person und ein ganz neues Element in unserm Leben." Noch beim Bruder schrieb sie den zweiten Teil ihres Lebenslaufes, der so schließt:

„Nun kommen mir in meiner Einsamkeit die verschiedenen Lebensläufe heimgegangner Geschwister und andere Auszüge, die ich in früherer Zeit zu sammeln bemüht gewesen bin, sehr zu statten, und öfters erinnere ich mich der Äußerung mehrerer meiner Bekannten, ich müsse wohl eine Ahnung haben, dereinst auf eine wüste Insel verschlagen zu werden, da ich mir nicht genug abschreiben könne.

Wohl komme ich mir jetzt öfters so vor! Aber wie segensreich verherrlicht auch in dieser Hinsicht mein Erbarmer jene trostvollen Worte an mir, die ich in den ersten Wochen meines Aufenthaltes in Gnadenfrei mir aufschlug: „Ich will Dich nicht verlassen noch versäumen!“ — Du, der Du am besten meine Sehnsucht nach Vollendung kennest, die seit der ersten Entwickelung meines Geistes in mir sich regte, Du kennest sie in ihren verschiednen Abstufungen und Quellen des Unmutes, der Zaghaftigkeit und der Ungeduld mit mir selbst; o Du barmherziger Herr und Heiland, Du wußtest sie zu läutern und zu reinigen und mich auch in den letzten Jahren beim Kampf von peinigenden und wechselnden Schmerzen zur Geduld zu verweisen. O mein Erbarmer! Du hast mein Flehen in Gnaden erhört und mir klar gemacht, was mir bei meiner Sehnsucht nach Vollendung noch im Wege steht. Du hast angefangen, in schlaflosen Nächten mir so manches zu zeigen, womit ich in früheren Jahren Dich und Deinen guten Geist betrübt habe. Ach, fahre fort, mir alles das aus Gnaden aufzudecken, was damals mir noch nicht als Irrtum und Sünde klar war. Ach, verherrliche Dich immer mehr an mir als den Versöhner meiner Sünden, die Du ja alle am Ölberg gebüßet hast an meiner Statt, alle Dir genannten und bekannten und auch die, für welche ich keine Worte habe! O Herr Jesu! Laß Gnade für Recht ergehn! O Du Gnadenvoller! gib Gnade, daß ich die noch übrigen Tage und Jahre, die Du für mich nötig erachtest, als eine heilsame Frist ansehen möge, um mich noch tiefer in Dich zu versenken und alles dasjenige abzutun, was Dir, Du Heiliger! mißfällig an mir sein kann. Schenke es mir, die noch übrige Zeit meines Hierseins als einen Sabbat anzusehn, der Dir geheiligt ist. So laß mich auch alle körperlichen Leiden, die Du mir noch zur Läuterung auferlegst, Deiner würdig tragen, der Du mich durch Liebe und Schmerz so einzig und magnetisch an Dich ziehst. Dir ist es am besten bekannt, wie ich im Grundgefühl meiner Schlechtigkeit aller Art dennoch mit der tiefsten Innigkeit meines Wesens zum Schluß meiner Lebensgeschichte in folgende Verse des mir unvergeßlichen Mannes Gottes einstimme: Du Allgenugsamer als Arzt, als Freund und Herr! Mein Hort, mein Fels, mein Stab! Müßt' ich vollkommen einsam sein, so hätt' ich g'nug an Dir allein. Wenn ich an Dir mich lab' und Dich stets hab', so g'nügt mirs bis ins Grab. . .“

Mit dieser Schwester, vor Albertinis Auftreten der Hauptgenossin seines Lebens, stand Schleiermacher dauernd in innigster Verbindung, in einem „sehr offenen und tief eingreifenden Briefwechsel“. 1783 machten sie gemeinsam ihre ersten Erfahrungen im Bereich des Herrnhutertums. Es wäre sehr lehrreich, mit den Pädagogiumsbriefen Schleiermachers die gleichzeitigen der Schwester zu vergleichen. Ich habe sie jedoch im Nachlaß nicht gefunden. — Lotte hatte eine gute geistige Begabung. Das Gefühlsleben, die religiöse Erregbarkeit war in ihr

wie im Bruder außerordentlich entwickelt, nur daß bei ihm der kühle Verstand ein Gegengewicht war gegen die leicht entflammte Empfindung. Die ganze lebhafte, heftige Art der Mutter war auf sie übergegangen und machte ihr in ihrem Vollkommenheitsstreben viel zu schaffen. Just (Brüderbote. 1869) schreibt von ihr: „Äußerlich von Person unansehnlich und trotz ihrer geistigen Begabung nicht sonderlich beliebt wegen ihres etwas anspruchsvollen Wesens im Umgang mit ihren Chorgenossen, interessierte sie mich doch sehr durch ihre Deklamationsgabe, mit welcher sie uns zuweilen mit Vorlesungen aus Klopstocks Messias oder aus Goetheschen und Schillerschen Gedichten höchst geistvoll unterhielt.“ Der Reichtum und die stete Bewegung ihres religiösen Empfindens ließ sie die Enge der Klostermauern, nachdem sie sich langsam hineingewöhnt hatte, nur selten einmal empfinden. Nach dem Unterricht des Tages schrieb sie unendliche Briefe an den Bruder, veranstaltete sie mit den Freundinnen behagliche Tees, in denen sie mit Begeisterung sich in Literatur und Musik vertieften. Im innigen Austausch des Denkens und Fühlens mit einigen vertrauten Freundinnen fand sie, auch darin eine echte Schwester ihres Bruders, das Glück ihres stillen Lebens.

Und nun gingen — ich spreche von der späteren Korrespondenz 1797—1802 — nicht Briefe, sondern ganze Tagebücher zwischen den Geschwistern hin und her. Man bedenke den Gegensatz: er im reichsten Leben in Berlin, in der Zeit der ersten literarischen Produktion, umgeben von Geist, Gelehrsamkeit und Schönheit; sie eine bescheidene Schwester in einem stillen Landstädtchen, das Leben eines Perpendikels führend, wie der Bruder, sich einem gejagten Hasen vergleichend, scherzt. Aber grade hier zeigt sich die Tiefe und der Adel seiner Liebe. Arbeit, Unruhe und Fülle seines Lebens vermag nicht ihr bescheidenes geliebtes Bild aus seiner Seele zu drängen. An allem, was sie bewegt, nimmt er zartesten Anteil. Ihre Kränklichkeit läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. Ihr schickt er seine ersten Ersparnisse. Jedes leise Weh, das durch ihre Briefe weht, vermag ihn tagelang niederzuschlagen. Eine kleinste Angelegenheit, ihren Umzug von einer Schwesternstube auf eine andere, empfindet seine Liebe in der Größe, die sie für die Schwester hat: „Deine Stubenveränderung ist mir eine recht traurige und herzzerschneidende Begebenheit gewesen und zugleich eine, die mich böse machen könnte auf die Leute dort. Wissen sie denn, was sie einer solchen Menschenseele wie Du durch so etwas wehe tun? Und was hatten sie für Not, Dich aus Deinem lieben Winkel herauszuziehen? Und was für ein Recht haben sie, Dich so zu martern? Und nun gar zu ungebildeten Leuten? Wie lange wird es dauern, ehe Du da oben wieder ein Wesen findest, dem Du eine Stelle in Deinem Herzen anweisen kannst?“ — Jede kleine Freude der Schwester ist auch ihm eine solche, über jede Freundin will er genauen Bescheid. „Diese schlesischen Gestirne tragen nicht

wenig bei, mir meinen hiesigen Himmel zu erheitern, und des Abends im Freien, wenn der Mensch gestimmt ist, in ferne Welten zu schauen, seh' ich gar oft nicht weiter als nach Gnadenfrei und was daran liegt, nicht ohne Wünsche, denen ich gar oft die Flügel beschneiden muß. Durch das Teleskop, womit Du meine Sternwarte ausrüstest und unterhältst, mache ich immer neue Entdeckungen in jenen lieblichen Sternbildern, neue Vollkommenheiten gehen mir oft auf, wie ungesehene Nebelflecke bisweilen vor das Rohr treten, und Stunden ausgezeichneter Glückseligkeit nehme ich wahr, wie der Beobachter das wachsende Licht mancher Sterne sieht." I 149. Mai 1802, als die kranke Lotte ihm durch die Hand einer Freundin geschrieben: „La Charmante ist aber wirklich ganz charmant, und ich weiß nicht, wie ich ihr genug danken soll, daß sie sich Deiner und also auch meiner so angenommen hat. Ich erkenne indeß darin nur die Fortsetzung aller der lieblichen Aufmerksamkeiten, die sie uns bei meinem Dortsein erwies. Sage ihr doch, wie dankbar ich ihr bin und wie wert ich es halte, so viel von ihrer Hand zu besitzen. Also — Du kannst ihr auch sagen, ich stellte mir recht lebhaft vor, wie sie mit ihren Augen und ihren göttlichen Augenwimpern, die ihresgleichen suchen, dazu aussehn wird, wenn Du ihr das sagst. Aber sagt mir nur, was soll ich denn mit dem Beinamen der Erhabene machen? Ich fürchte, er kommt aus den Monologen; aber er ist mir auf alle Weise lächerlich, und ihr müßt mir einen andern geben, wenn ich nicht glauben soll, daß sich la charmante aus Stolz neben diesem Erhabenen la soumise nennt."

Natürlich macht er die Schwester zur Teilhaberin seines Reichtums in langen, nächtlichen Briefen. Ihr gibt er die prächtige Charakteristik Schlegels; von allen Freunden hört sie; er schreibt ihr Stellen aus seiner Lektüre aus, läßt ihr Noten abschreiben, versieht sie mit Büchern. Aus den Fragmenten des Athenäums soll sie seinen Anteil herauswittern. Wie sie seine Werke aufnimmt, interessiert ihn besonders. Daß ihr frommes Gemüt an den „Reden" keinen Anstoß genommen, ist ihm besondere Freude. Kaum etwas aber zeigt die Liebe und Hochachtung vor der schlichten Herrnhuterin so stark als die Art, wie er ihren Bedenken über seinen Verkehr mit Henr. Herz begegnet. Es sind ihm das nicht beschränkte Vorurteile einer alten Jungfer, über die er höflich leicht hinweggleitet, sondern es war ihm „etwas recht Heiliges", ihr in einem langen, feinsinnigen Aufsatz alle Sorgen zu nehmen. Kein Wunder, daß Lotte mit diesen Briefen „abgöttisch geizig war" nach Vaters Ausdruck. Vaters Geburtstag, den dieser gern bei ihr verlebte, schmückte sie durch Vorlesung derselben. Bei einer solchen Lesung Mai 1790 ging dem Vater an dem Reichtum und Frohsinn dieser Briefe auf, wie sehr das Herz des Sohnes ihm fehlte, wie steif die Briefe des Sohnes an ihn seien. Er bat den Sohn, auch ihm so zu schreiben, nicht als finsterm Vater, sondern als zärtlichstem Freund. So führten diese Briefe die lang Entfremdeten

wieder zusammen. Nach des Vaters Tod schrieb er Lotte: „Mit uns bleibt es übrigens dabei, daß wir das Band unserer Freundschaft noch enger zusammenziehen, daß wir uns noch fester aneinander halten, da wir eine solche Stütze verloren haben.“ Bei ihrem Brief habe er sich daran erfreut, „daß wir so recht für einander gemacht sind, daß unsere Seelen einander immer näher kommen, je näher jedes dem gemeinschaftlichen Ziel rückt, nach dem wir steigen. Die Verschiedenheiten schleifen sich soweit ab, daß sie sich nicht mehr unsanft berühren können, die Ähnlichkeiten entwickeln sich immer mehr, und so wird uns nichts von einander trennen können.“ So haben sich die Geschwister die Treue gehalten bis an den Tod.

Auch dem Ort Gnadenfrei bewahrte Schleiermacher eine tiefinnerliche Liebe, nicht nur wegen der Schönheit der Gegend, die er mehrfach gepriesen, am schönsten in dem Brief an die Grunow 1802 (Dilthey 539), nicht nur wegen Lotte, sondern vor allem wegen der Bedeutung, die der Ort für sein inneres Leben gewonnen hatte. 5 Besuche von ihm finde ich bei oberflächlicher Prüfung: 1795, 1802, anscheinend der längste, jedenfalls der bedeutsamste, von dem 4 bedeutsame Zeugnisse Schleiermachers vorliegen, 1805, 1809, 1811. Wenn diese Liste vollzählig wäre, hätte er Gnadenfrei nach Lottes Wegzug 1813 nicht mehr besucht.

Wir kehren zu unserer Erzählung, dem Jahr 1788, zurück. Als der Zweck des Gnadenfreier Aufenthalts erreicht war, reisten die Eltern mit den beiden Söhnen am 11. Juni ab. Am 14. kamen sie in Niesky an, wo sie Karl der Unitäts-Knäbchenanstalt, Fritz „mit vieler Zuneigung und großen Hoffnungen“ dem Pädagogium, der Fortsetzung der Anstalt, übergaben. Dann reisten die Eltern in ihr nun kinderloses Heim nach Anhalt zurück. Für Fritz war das ein Abschied für immer; weder Vater noch Mutter sollte er wiedersehen.

IV. Niesky.

Schleiermacher wird äußerlich und innerlich ein Herrnhuter.

a) Die Gemeine und ihre Geistlichen.

Der böhmische Name Niesky heißt niedrig und ist, wie die Namen der meisten Herrnhuterkolonien, ein religiöses Programm. Die Geistlichen erinnerten gern an die Bedeutung des Namens; Albertini sang als dortiger Geistlicher von dem Ort, den er den Wundergarten Gottes in der öden Haide nennt: Du Niedrige, bleib' treu dem Namen, den dir der Väter Demut gab. Ein Enkel des hier oft genannten Schneider hat einer Erzählung, die das Nieskyer Schülerleben reizvoll schildert, den Titel gegeben Tapeinon = niedrig = Niesky. Damit hat er angedeutet, daß das wesentlichste Merkmal der Nieskyer Schulen nicht in ihrer wissenschaftlichen Organisation oder den Ordnungen des Internatslebens liegt, sondern in ihrer Lage eben in Niesky, einer Brüdergemeine. Das war zu Schleiermachers Zeiten, wo kein Nichtherrnhuter in Niesky wohnen durfte, noch viel mehr als später wirklich das Wesentliche des Pädagogiums, das diesem innerhalb der deutsch-protestantischen Gymnasien seinen ganz eigenartigen, um nicht zu sagen einzigartigen Charakter gab. Ich schreibe das mit Bedenken nieder; Mosers und Schleiermachers Äußerungen zwingen mich dazu.

Das Pädagogium war ein Gymnasium im Prinzip nur für künftige Theologen uud zwar für solche der Gemeine. Es war Studienkloster, wie es Fries mit Vorliebe nennt; aber nicht ein solches wie andere protestantische und katholische, das auf den Eintritt in die Welt vorbereitete, sondern das seine Schüler zum dauernden Austritt aus der Welt in die Brüdergemeine, den Sonderstaat des Heilands, willig machen sollte. Nicht für das Leben in der Welt wurden drum die Schüler gebildet, sondern eingewöhnt in das Leben mit dem Heiland. — Das geschah durch Unterricht, durch tausend kleine Lieblichkeiten des häuslichen Lebens, durch weitgehendste Einzelseelsorge seitens des dazu bestellten Pflegers, durch Seelsorge und Vorbild der Stubenlehrer, durch mehrfache gefühlsreiche Gottesdienste an jedem Tag. In letzterer Beziehung vergleicht mit Recht M. Cunow, ein Schüler des Pädagogiums, dieses mit den Jesuitenschulen (Die Herrn-

huter, Weimar, Hoffmann 1839). In anderer Beziehung ſtimmt dieſer Vergleich garnicht. Die Jeſuiten wollten Weltbeherrſchung, die Brüder Weltverneinung. Den Wetteifer, den erſtere zum Hauptantrieb bei ihren Schülern machten, unterdrückten die Brüder als etwas Natürliches, Niederes, letztlich Sündhaftes. Die Liebe zum Heiland, der Wunſch, ihm Freude zu machen, ſollte einziger Antrieb in dieſer Schule ſein, wie im Ganzen der Gemeine. Darum gab es keine Anreizungen des Ehrgeizes, keine Schauſtellungen (Aktus), keine Prämien, keine Examina weder im Pädagogium noch Seminar, ſodaß ein brüderiſcher Beamter wie Albertini nie eine Prüfung machte. Nur in den oberſten Klaſſen wurde nach der Güte der ſchriftlichen Arbeiten ein Primus feſtgeſtellt; auch ſchon ein Abfall vom Prinzip. Als die Nvk. 1787, nach Schleiermachers Abgang, Examina und Aktus im engſten Kreiſe des Hauſes einführte, empfand ſie das ſelbſt als eine Konzeſſion an den Weltgeiſt, ein Sinken von der alten Höhe, wo den Schülern die Liebe zum Heiland genügender Anſporn geweſen war.

Die religiöſe Idee herrſchte im Pädagogium mit derſelben Einſeitigkeit und Ausſchließlichkeit wie in der ganzen Brüdergemeine. Die Gottesdienſte waren drum wichtiger als die Schulſtunden; trafen beide zuſammen z. B. bei Begräbniſſen, die ja ſämtlich Gemeindefeiern waren, ſo war es ſelbſtverſtändlich, daß die Schule zu Gunſten des Gottesdienſtes ausfiel. Alle Lehrer, Inſpektor, Direktor ſtanden im geiſtlichen Amt; die Aufſeher bereiteten ſich dort für den Miſſionsdienſt vor. Die Lehrer waren nicht in erſter Linie Lehrer, ſondern geiſtliche Freunde, Seelſorger. Ja in der geiſtlichen „Geſellſchaft", der etwa 8 Schüler und 2 Vorgeſetzte zugehörten, war ſozuſagen amtlich der Unterſchied zwiſchen Lehrern und Schülern aufgehoben; ſie ſuchten gemeinſam den Herrn. Das Übergewicht, das auch dabei die Lehrer behaupteten, entſtammte ihrer größeren Reife, nicht ihrer äußeren Stellung. Außerdem verſichern viele herrnhutiſche Lehrer, grade von ihren Schülern den kindlichen Umgang mit dem Heiland gelernt zu haben, ſodaß wirklich ſo auch die Schüler ihre Lehrer lehrten. (Boſſart.)

Der Miniſter von Moſer, ein Pietiſt und Freund der Klettenberg, ward bei dem Anblick einer ſolchen Brüderſchule hingeriſſen von Erſtaunen, Bewunderung, Begeiſterung; es ſei ein Himmel auf Erden, eine Gottesfamilie von Menſchen. (Anh. 3). Wichtiger ſind uns Schleiermachers Urteile, der den Geiſt des Pädagogiums nicht nur betrachtend in ſich aufgenommen. Er hat zweimal ſich ausdrücklich darüber ausgeſprochen, obgleich alle ſeine Urteile über das Weſen der herrnhutiſchen Religioſität zugleich Urteile über dieſe Seite der Pädagogiumserziehung enthalten. — In der SB. ſagt er bei Erwähnung ſeines Eintritts in das Gedickeſche Seminar für gel. Schulen in Berlin: Darin habe er ſich als völliger Neuling gefühlt; denn „ich hatte ſeit meinem 16. Jahre keine große Schulanſtalt gekannt, als nur eine ſolche, welche von einem ganz eigentümlichen Geiſt regiert wurde,

und mußte also erst mancherlei zum Teil unangenehme Erfahrungen machen, ehe ich wußte mein Terrain richtig zu beurteilen.“ Diesen ganz eigentümlichen Geist des Pädagogiums bestimmt er IV 87 dahin, daß er zeitig gelernt habe, „die Welt von einer Idee aus zu betrachten“ und, was er in dem dort zitierten Gespräch nicht mehr aussprechen konnte, gefühlsmäßig in dieser Idee zu leben und alle praktischen Schlußfolgerungen aus dieser Idee rücksichtslos zu ziehen. Daß er diese Idee nachher wieder habe fahren lassen, sei ihm unwesentlich gegen den Vorteil, einmal ganz einer Idee gelebt zu haben.

Niesky war 1742 als Kolonie böhmischer Emigranten gegründet worden in tiefster Wald- und Haideeinsamkeit, 3 bis 4 Stunden Marsch von Görlitz entfernt. „Es liegt mitten auf einem aus dürren Kiefernwäldern geschlagenen Felde über kiesichten Höhen, die alles Wasser abfließen lassen, also stets unfruchtbar bleiben; jede Blüte, jeder Zweig vermochte in dieser Armut schon zu ergötzen.“ (Fries.) Die schwermütige Eintönigkeit der Gegend weicht nur im Süden einer reicheren Natur; dort, am Flüßchen Schöps, in einer halben Stunde erreichbar, lösen den Kiefernwald schöne, eichenbestandene Wiesen ab. Dorthin in das Maiblumenwäldchen, nach Quitzdorf, Jänkendorf, windige Dämme, zog Okely jede Woche einmal. Dort öffnet sich auch der Blick auf die Berge, die Königshainer und Radischer u. s. w., die schon damals jedes Jahr mehrere Male erwandert wurden.

Der Ort gewann größere Bedeutung seit 1760, in welchem Jahre das Pädagogium der Unität dorthin verlegt ward. Niesky hatte 1782 nur 624 Einwohner, darunter rund 100 Schüler; unterschied sich aber von einem gleich großen Dorfe doch sehr wesentlich, namentlich durch die Höhe des gewerblichen, geistigen und geistlichen Lebens. Namentlich die beiden Chorhäuser der ledigen Brüder und ledigen Schwestern waren Sitze der mannigfachsten Manufakturen. Der Leipziger Dozent Leske gibt in seiner „Reise durch Sachsen“ 1785 ein Schilderung des Orts, den er 1782 besuchte. Als Nieskyer Sehenswürdigkeiten bespricht er namentlich das Pädagogium, den Totenacker und die beiden genannten Chorhäuser. „So steril immer die Gegend ist, so hat sie doch der Fleiß der Einwohner um den Ort her sehr verbessert und angenehm gemacht. Das einfache und natürliche Betragen, das in allen Handlungen der Brüder- und Schwestergemeinde herrschet, die Ordnung, mit welcher alle ihre Anstalten eingerichtet sind, die Tüchtigkeit und Güte ihrer Arbeiten ist sehr empfehlend und einnehmend. . . Die merkwürdigsten Gebäude des Orts sind das Brüder- und Schwesternhaus. Unter den Professionisten zeichnen sich vorzüglich die Tischler durch dauerhafte, künstliche und schöne Arbeit aus. Beträchtlich ist die Würkerei von verschiedenen leinenen, gestreiften, halbseidenen und baumwollenen Zeugen. Ferner ist eine Manchesterfabrik, eine Strumpfwirkerei und Gerberei daselbst, auch werden gute lederne Handschuhe bereitet. Im Schwesternhause wird Baumwolle gesponnen, sie nähen,

ſtricken, ſticken beſonders ſchön. Auch muß ich der Stärkmacherei beſonders gedenken". Das gewerbliche Leben ſtand in allen Gemeinorten auf einer Höhe, die merkwürdig kontraſtierte mit der Kleinheit der Kolonien. So heißt es in der JB.: „Was ihre Arbeiten und Fabrikwaren betrifft, ſo muß man geſtehen, daß wohl nirgends in Deutſchland von Deutſchen verfertigte Waren den engliſchen ſo gleich kommen als bei ihnen. Sie ſind dauerhaft, ſchön, aber doch ſimpel, fleißig gearbeitet; kommen aber auch darin mit den engliſchen überein, daß ſie teuer ſind." Nach Sinapius' kaufmänniſchen Heften hat ein Geſchäft in Herrnhut, Dürninger, 1777 für mehr Geld Leinwand und leinene Zeuge ausgeführt als Görlitz oder Löbau, jede Stadt als Ganzes genommen. Wie heute viele die Herrnhuter nur kennen durch ihren Wein- und Zigarrenverſand, ſo damals durch „Herrnhuter Leinen" Handſchuhe u. ſ. w.

Niesky wurde wie alle Gemeinen viel von Fremden, namentlich Ariſtokraten, beſucht, die das Herrnhutertum kennen lernen wollten; ſie beſahen ſtets auch das Pädagogium, häufig wurde ihnen zu Ehren ſelbſt unter Wegfall der Schulen ein Collegium musicum — Orcheſter- und Kammermuſik — abgehalten. Im Diarium der Gemeine, namentlich aber in den Tagebüchern der Schüler finden dieſe Beſucher, die das ſtille Leben unterbrechen, eingehende Erwähnung. Die Schülerfama dichtet ihnen gern die wunderbarſten Schickſale an, wogegen der verſtändige Okely leidenſchaftlich, wenn auch ohne Hoffnung auf Erfolg, eifert. Nicht ſelten ſind Männer der Unitätsdirektion da, die denn auch die Pädagogiumsſtuben durchwandern; ſo von Bruiningk, Köber, der mit Spannung erwartete Finanzmann der Unität. Auch Spangenberg, der Nachfolger Zinzendorfs in der Leitung der Unität, erſchien einmal. Der 81jährige ſaß, ſo erzählt Okely, im Großvaterſtuhl in Bruder Gregors Stube; die Schüler traten einzeln vor ihn und küßten ihn. „Ein erſtaunliches Kompliment machte uns Joſeph (= Spangenberg; d. V.) zur Vertröſtung für die Mühe, daß er uns zu ſich kommen ließ und nicht ſelbſt zu uns käme: „Ihr werdet einmal eben das zu genießen haben." Sollte unter uns einer ſein, der einmal wie Joſeph geehrt würde? Gott gebe, daß nur einer in der ganzen Unität gefunden werde, der ſeine Stelle zu vertreten imſtande wäre."

Natürlich waren bei dem mehrfachen täglichen Gottesdienſtbeſuch die Perſönlichkeiten der Geiſtlichen für die Schüler von gleicher Bedeutung wie die der Lehrer. Das zeigen auch die Tagebücher namentlich der jüngeren Schüler, die neben der Angabe des in den Schulen Behandelten ſtets die drei täglichen Gottesdienſte, wer ſie gehalten und gelegentlich was ſie behandelt, aufzählen.

Der erſte Geiſtliche zu Schleiermachers Zeiten, Gemeinhelfer genannt, war von Wobeſer (1727—95); er war zugleich Direktor des Pädagogiums, trat freilich als ſolcher ganz hinter dem Inſpektor Jembſch zurück. Von Wobeſer war Laie; er war, wie Fries' Seel-

sorger Forestier, Offizier gewesen und nach seiner Erweckung mit 39 Jahren Mitglied der Brüdergemeine geworden. Die Sitte, Laien von religiöser Kraft in das geistliche Amt zu berufen, übte die Direktion damals in absteigendem Grade aus, wenn auch damals noch solche Laien bis zu den höchsten geistlichen Würden, z. B. dem Bischofsamt, aufstiegen. So Christian Gregor und Moore. Die Predigt, zu der auch viele Nichtbrüder aus der Umgegend kamen, war schon damals studierten Theologen vorbehalten; aber in den engeren, spezifisch herrnhutischen Gottesdiensten, den Abendstunden, Singstunden, Chorfestversammlungen, Abendmahlen u. s. w. wirkten diese Laien in gleicher Weise wie die Theologen. Nach den Ausführungen in Schleiermachers „Reden" möchte man glauben, daß diese Laien, die nicht das Brotstudium, sondern der innere Trieb in das geistliche Amt geführt hatte, ihm als eine sehr wesentliche Bereicherung erschienen.

Von Wobeser gehörte zu der damals aussterbenden älteren Generation von Gemeinarbeitern, die nicht in der Unität geboren worden waren, sondern ihr aus innerster Überzeugung beigetreten waren. Er besaß ein bedeutendes dichterisches Talent, wovon nicht nur seine reizend natürliche Horazübersetzung (1779 und 80 bei Kummer in Leipzig) und seine mit vielem Beifall aufgenommene metrische Übersetzung der Psalmen (Winterthur 1793) zeugen, sondern auch manches fromme Lied. Gregor hat mit ihm und von Bruining das Gesangbuch der Gemeine, aus dem Schleiermacher sang, redigiert, und auch in landeskirchliche Gesangbücher ist das schöne Passionslied übergegangen: „Du meines Lebens Leben", das Wobeser und Bruining gemeinsam gedichtet haben. Brinkmann feierte als Barbyer Student Wobesers Geburtstag, so wie er Rousseaus und Klopstocks Geburtstage festlich beging. Er schreibt 29. November 1784: „Schulzer, Beyer und ich, die dichterische Zaspel, feierten abends Wobsers Geburtstag recht solenn. Auf einem weiß umhängten Tisch lag Wobsers Übersetzung von Homer und Horaz mit seinem und des Mäoniden Bildnis; ein großer Packet mit Rheinwein mit einem schönen Kranz lebendiger Blumen umwunden und ein Teller Biscuitt waren für den Genuß, und für das Gehör zwei Kantaten von Schulzer und von mir, die Gebhard beide sehr schön komponiert hatte." Wobeser wird Schleiermacher in die Gemeine aufgenommen haben.

Wobesers interimistischen Nachfolger, Christian Gregor (1723 bis 1801), den bekannten Liederdichter und Komponisten, den die Brüder in Würdigung seiner großen Verdienste um die Unität den Assaph der Gemeine nannten, erlebte Schleiermacher anderthalb Jahre als Nieskyer Gemeinhelfer und Direktor. Schleiermacher ward von ihm mit Handauflegung in das Brüderchor aufgenommen. Auch Gregor war Laie; ursprünglich zum Schullehrer gebildet, war er damals seit rund 20 Jahren Mitglied der Oberbehörde, aus der er 1784 nach Niesky zur Aushilfe kam. 1778 war das von ihm redigierte Gesangbuch

der Gemeine erschienen, das rund 100 Jahre in Gebrauch blieb. Es enthielt 308 eigne Lieder von ihm, von denen freilich nur wenige in den landeskirchlichen Gebrauch übergegangen sind. Tiefe der Empfindung, kindliche Einfalt der Gedanken, Schlichtheit der Form, ja oft geradezu Vernachlässigung der Versifikation, die viele seiner Lieder zu frommen Reimereien herabdrückt, kennzeichnen seine Dichtungen. Zu vielen Liebesmahlen dichtete er eigene Psalmen. Die Nieskyer Diarien enthalten z. B. solche für Liebesmahle der Pädagogiumslehrer und Aufseher, bei denen es freilich den Anwesenden nicht immer leicht geworden sein mag, den Ernst zu wahren. Auf einer mehrjährigen Visitationsreise in Amerika (1770—72) hatte Gregor nach Gemeinsitte seinem Töchterchen ein launiges Geburtstagsgedicht über den Ozean geschickt, worin er ihr seine Missionsreise an den Susquehanna schilderte, auf der er irdisch Manna (Reis) gegessen habe. Goethe, dem es zuflog, hat, ergötzt durch den possierlich treuherzigen Ton, dies Lied in Ton und Versmaß nachgeahmt in einem Karlsbader Geburtstagslied an Sylvia von Ziegesar, das so beginnt:

„Nicht vom Susquehanna, der durch Wüsten fließt,
Wo zum ird'schen Manna Geist'ges man genießt,
Nicht vom Gnadentale, nicht von Herrenhut,
Wo beim Liebesmahle Tee man trinkt für Blut;
Nein vom Tepelstrande . . ."

Gregor gab gerade in dem Jahre, als er nach Niesky übersiedelte, auch das Choralbuch der Brüdergemeine heraus, wodurch er für alle Gemeinen in allen Erdteilen einheitlichen Choralgesang ermöglichte. Auch von den Choralmelodien stammen eine Anzahl von ihm. Er hat außerdem auch eine große Zahl von Chorsätzen komponiert, von denen zwei, schon zu Schleiermachers Zeiten üblich, das Hosianna der Kinder an Palmarum und ersten Advent und das „Herr, Herr Gott" der Neujahrsnacht, sich bis auf den heutigen Tag behauptet haben. 1791 schenkte er der Unität auch ein neues Liturgienbuch. — Er war ein kindlich frommer, liebenswerter Mann, der in selbstlosem Dienersinn sich überall und zu allem verwenden ließ. Sein Nieskyer Aufenthalt ward namentlich auch für das ohnehin reiche musikalische Leben der Gemeine und des Pädagogiums bedeutsam, dessen Musikaliensammlung lange Zeit Originalpartituren von ihm enthielt. Okely gedenkt seiner im Gegensatz zu seinem Sohn in seinem Tagebuch, das doch nur einen Monat umfaßt, dreimal mit Achtung, sowohl seiner Bibelerklärung als namentlich der Findigkeit, mit der er bei der Todesanzeige eines „alten Tropfes" im Kirchensaal gleich den passenden Vers zur Hand hat: „Kein Menschenkind ist zu geringe dem Gott und Schöpfer aller Dinge."

Des ersten Predigers der Gemeine und Konfirmators Schleiermachers Kohlreif gedenken wir bei Schleiermachers Konfirmation. Er war zugleich Religionslehrer von Pädagogium und Anstalt. Neben

ihm stand als zweiter Pfohl, ein schwacher Geist, mit dem Schleiermacher sich einmal humoristisch in Parallele stellt nach dem Erscheinen seiner „Grundlinien“. Das erste Buch derselben sei schlecht. „Dafür lege ich mir den Ruhm des guten Herzens bei und glaube, ich denke gar nicht an meinen eignen Ruhm, sondern nur an die Ehre Gottes und rede eben, wenns mir der heilige Geist befiehlt, sollte es auch manchmal nicht besser sein als Bruder Pfohl in Niesky.“ IV 84.

Neben diesen standen noch die beiden unverheirateten Brüderpfleger, von denen der zweite, der „Mithelfer“, die Seelsorge der Pädagogisten, namentlich das monatliche „Sprechen“ aller Schüler vor dem Abendmahl zu besorgen hatte. Mit allen diesen Leuten standen die Pädagogisten durch die häufigen Gottesdienste, durch die Seelsorge in enger Beziehung; die Schüler luden zu ihren Geburtstagsliebesmahlen oft den Pfleger, auch andere Geistliche und Missionare ein. So war es denn nichts Überraschendes, daß nach dem Tode des Pflegers Grafen Wittgenstein jedem von Brinkmanns Klasse die Schulaufgabe gestellt wurde, sowohl in einem lateinischen Brief, als in einem Epitaphium und Epigramm seine Empfindungen über diesen Verlust auszusprechen. — Wenn man erwägt, daß außer den 3 Geistlichen und 2 Brüderpflegern noch der Inspektor und sämtliche älteren Lehrer der beiden Institute und viele Besuchende in den Gottesdiensten mitwirkten, so kann man sich einen Begriff machen von dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit der religiösen Darbietungen, die zu der Kleinheit des Ortes in gar keinem Verhältnis standen.

b) Das Pädagogium.[1])

1. Als Internat.

Das Pädagogium hatte Namen und Organisation von seinem großen Vorbild in Halle übernommen. An die Stelle der Familie trat die Institutserziehung mit ihren Nachteilen und Vorzügen. Die

[1]) Hauptquellen die eingangs genannten Selbstbiographien und Tagebücher; für das Pädagogium als Schule der Bericht von Zembsch, geschrieben in Schleiermachers Schülerzeit, den 25. Februar 1785 (N. 1785 unter Titel „Von den Unitätsanstalten in Niesky“), der anscheinend in Gammerts Geschichte des Pädagogiums nicht benutzt ist. — JB. mit eingehender Besprechung des Pädagogiums. — Acta matutina primae classis latinae in paedagogio Niskyensi, Handschrift, reichend von September 1781 bis Oktober 1782, geschrieben von Brinkmanns Klasse. Die Einrichtung von Cunow getroffen, der nachmals Brinkmanns und Schleiermachers naturwissenschaftlicher Lehrer in Barby war. Wöchentlich mußten 3 Schüler eine lateinische Inhaltsangabe des in der letzten Woche in der Lateinstunde Gelesenen anfertigen; Cunow wählte die beste oder die zwei besten aus und ließ sie in dieses Buch eintragen. Lehrreich für den Lateinbetrieb, aber auch für das Internatsleben. Von Schülern, die in unserer Schrift begegnen, sind da vertreten Brinkmann, Schneider, Schulzer, von Sprecher-Bernegg, Fr. R. Früauff, Mahler. — Die Protokolle der Nvk. 1787. — Die Herrnhuter. Weimar, Hoffmann 1839. Anonym; von M. Cunow.

meisten Schüler sahen ihre Eltern, so lange sie in Niesky waren, nicht. Dazu waren die Ferien zu kurz und wohnten die Eltern zumeist zu weit. So hat denn auch Schleiermacher in den $2^1/_4$ Jahren seines dortigen Aufenthalts anscheinend keine Nacht außerhalb Nieskys verbracht, abgesehen von der Mulusreise nach Herrnhut-Oybin. Die Abschließung von der Welt war somit so durchgreifend als nur irgend denkbar.

Je acht bis zwölf Schüler waren zu einer Stubengesellschaft unter zwei Aufsehern, einem Theologen und einem „ungelehrten Bruder," zusammengeschlossen. Im ganzen gab es damals zehn solche Stubengesellschaften, sechs bildeten das Pädagogium, vier die Knäbchenanstalt. Nur die vier ersten Gesellschaften wohnten in dem jetzt als Direktorwohnung dienenden „alten Pädagogium," die sechs andern im Hinterhause, der Anstalt. So gab es 20 Aufsichtsbeamte, darunter stets etwa neun Theologen. Da aber der Gemeinhelfer als Direktor, der Prediger als Religionslehrer und Konfirmator, der Mithelfer der ledigen Brüder als Seelsorger in engster Verbindung mit den Schülern standen, da ferner in allen Ämtern ein sehr häufiger Wechsel eintrat, so traten eine Menge verschiedener Typen vor das Auge des aufmerksamen Beobachters.

Bewahrung vor allem Bösen durch ununterbrochene Aufsicht war strengster Grundsatz. Darum schliefen die Lehrer mit auf den Schlafsälen, selbst die Primaner waren auf der Stube und den Spaziergängen unter steter Aufsicht. Alle Bücher unterlagen einer strengen Kontrolle; ein- und ausgehende Briefe konnten gelesen werden. Zembsch befragte selbst seine Lehrer um ihre Lektüre und war unzufrieden, daß einige den Werther und Oberon lasen.

Die ängstliche Beaufsichtigung, bei den ältesten eben so streng wie bei den jüngeren, erregte bei selbständigen Naturen mit wachsenden Jahren wachsenden Widerspruch. Brinkmann notiert 15jährig: „Früh Hausordnungen bekannt gemacht: Zusammen von Schlafsaal gehen, nichts lesen ohne Wissen der Brüder, die unsere besten Freunde sein sollen — meine sind es nicht — alle Briefe müssen gezeigt werden. Werde ich nicht befolgen. Man muß sich nicht putzen, immer stubenweise gehen, gut schreiben, gerne dienen. Verboten über diese ganze Sache mit andern zu reden. Jeden Sonntag morgen Stubenprozeß, da jeder anklagen kann, wen er will, und der sich dann verteidigen. O singularem sapientiam! Ich tat den ganzen Tag nichts, als daß ich darüber spottete." — Fries erklärt den „bedeutenden Widerwillen", den er in seinen letzten Pädagogiumsjahren empfunden, so: „Bis ins 19. Jahr waren wir nämlich wie Kinder auf das Zimmer gesperrt, und ohne ein bestimmtes Geschäft durften wir kein anderes Zimmer des Hauses besuchen. Nie durften wir allein das Haus verlassen, sondern draußen geleitete stets ein Lehrer die ganze Schar miteinander."

Naturgemäß hing das Wohlbefinden der einzelnen Gesellschaften

ganz von den Persönlichkeiten wie der Kameraden, so der beiden Stubenlehrer ab. Sie konnten das Zusammenleben den Schülern zum Himmel und zur Hölle machen. Die ungelehrten Brüder, zumeist gewesene Handwerker, die sich hier zum Missionsdienst vorbereiteten, erregten schon damals vielfach die Klagen der Schüler. „Sie wurden, etwa um besonderer Frömmigkeit willen, meist aus der Reihe gemeiner Handwerksgesellen gewählt, und waren damals zum Teil Menschen ohne alle Bildung" sagt Fries, der es darauf seltsamer Weise zurückführt, daß ihn das religiöse Leben bis zum 16. Jahre nicht berührte. Man denke sich z. B. einen früheren Hirten als Aufseher von Primanern. Aber merkwürdig, grade von seinem Tiedemann, der eben Hirte gewesen war, einem witzigen Mann, der sich zu den Schülern mehr als älterer Freund stellte, spricht Okely z. B. mehr und in wärmeren Worten als von seinem „gelehrten Bruder" Hilmer. Er läßt sich von ihm belehren, inwiefern Hornvieh anders frißt wie Schafe und Pferde, er freut sich auf Spaziergängen der lustigen Art, wie Tiedemann mit Leuten aus dem Volk anknüpft, ja er trägt lustige Geschichten, die ihnen Tiedemann erzählt, gar in sein Tagebuch ein. — Die entscheidende Persönlichkeit war natürlich der Theologe. Häufig verband Lehrer und Schüler die wärmste Freundschaft. Wie warm gedenkt nicht Fries seiner „unvergeßlichen Lehrer" Hüffel und K. Garve, Schleiermacher Hilmers, Okely Treschows! Ich habe kaum ein Tagebuch und Lebenslauf jener Epoche gelesen, in dem nicht einer oder der andere der Lehrer mit höchster Verehrung genannt würde. Viele von den Lehrern gingen ganz in den Interessen ihrer Schüler auf, die ja auch ihnen die Familie ersetzten. Bei vielen war es natürlicher Zug des Herzens, bei allen letztlich religiöses Pflichtbewußtsein. Schneider z. B. stand im Sommer, täglich wechselnd, mit einem seiner Schüler, eine Stunde vor der offiziellen Zeit, um $^1/_2 5$, auf und machte mit ihm, zumeist von „Herzensangelegenheiten" redend, einen längeren Spaziergang oder las mit ihm Fremdsprachliches. Als er auf die Idee kam, nach dem Zubettgehen mit einzelnen bei einer Tasse Tee bis Mitternacht geistlich und ungeistlich zu reden, schritt freilich Zembsch bald ein.

In dem Stilleben des Hauses feierte man die festlichen Ereignisse mit doppeltem Eifer und sinniger Teilnahme. Der Geburtstag des Lehrers war ein Festtag für seine Stube. Sie gab ihm morgens ein „Liebesmahl," ein gemeinsames Frühstück mit Butterbrot und Tee, wenns luxuriös war mit Schokolade, wozu sie ihm seine Freunde, auch den Inspektor, einluden. Auf den Geburtstagstisch legten sie ihm ihre Glückwünsche in deutscher, lateinischer, griechischer, englischer Prosa und Versen. In gleicher Weise wurden auch die Schülergeburtstage begangen. Auch diesen Feiern wohnte Zembsch stets bei und sprudelte dabei über von lustigen Paradoxieen, die Schneider, den Lehrer, bald in helle Freude, bald in halbe Verlegen-

heit versetzten. Lehrer wie Kameraden erfreuten das Geburtstagskind natürlich auch mit einem schriftlichen Glückwunsch, wenn irgend möglich in eigenen Versen. Daß dem Geburtstagskind beim Frühliebesmahl ein Segensvers gesungen ward, versteht sich nach Brüdersitte von selbst. — Brinkmann lud an seinen Geburtstagen stets den Inspektor Zembsch, seine Stubenlehrer und noch einen oder den andern Lehrer ein. Übrigens „invitierte er auch lächerlich genug" Zembsch gelegentlich an freien Nachmittagen zum Kaffee auf die Stube, was dieser in seiner großen Liebenswürdigkeit nicht ablehnte. Die Autoren seiner Geburtstagsgedichte notiert Brinkmann stets, einmal sind es sechs Kameraden und zwei Lehrer. „Ich bekam Verse von" ist dafür die stehende Formel. Auch Horne, Schleiermachers nachmaliger Stubenlehrer, erfreut ihn bei solcher Gelegenheit durch englische Strophen. Schneider als Lehrer dichtete stets für solche Tage und auch andere Feiern seiner Stubengesellschaft, z. B. religiöse Lieder für die Neujahrsnacht. Im Tagebuch notiert er, welcher seiner Schüler ihm Verse oder schriftliche Glückwünsche in Prosa gemacht, nicht selten fügte er sie auch seinem Tagebuch ein. — Die Früheinladungen, so viel ich sehe, eine spezifisch herrnhutische Internatssitte, brachten den Schülern manche Anregung. So lud Schneider als Lehrer nicht selten durchreisende Freunde, auch Missionare, z. B. Wieniger aus Ägypten, zu seinen Schülern auf die Stube ein, die diesen durch ihre Erzählungen nicht selten einen frohen Morgen oder Nachmittag machten.

Grade auch Lehrertagebücher wie das Schneiders zeigen, wie stark das Interesse der Erzieher für die ihnen Anvertrauten war. Von allen seinen Schülern gibt er, von manchen mehrfach, Charakteristiken. Hier zwei, die er vom Jenenser Fries gibt. 23. August 1788: „Ich schrieb an Fries, der heut 15 Jahre wird." (Gemeint das Geburtstagslied; d. V.) „Er ist eine kleine Person von großem Verstand, ein wahrer mathematischer Kopf, ganz unmusikalisch, hager und mager, voll Ungezogenheiten, voll Blödigkeit, voll Trägheit. Alles schiebt er auf die lange Bank. Er ißt wenig. Er zieht viel Grimassen. Was er an der Gemeine hat, weiß er noch nicht; aber Gnadenbesuche vom Heiland hat er oft erfahren. Sein Fleisch hat ihn schon manchmal geneckt. Seine hohe Stirn, seine tiefliegenden Augen machen ihn anmerklich." Juli 1789: „Eine erhabene Stirn mit großen Augen, scheinen garnicht zu dem Duodezgesicht zu gehören. Sein Verstand vermag viel, sein Gedächtnis fast nichts. Er ist witzig und liebt über alles die Mathematik; ganz harmonielos, wünscht er sich doch Freunde, deren er keinen hat. Er schmeichelt hübsch, aber wird leicht aufgebracht, und dann vergißt er Wohlanstand und Dankbarkeit. Langsam in allen seinen Arbeiten, gibt er ihnen doch nicht die Güte, die diese lange Währung erwarten läßt. Der Heiland steht bei ihm etwas im Hintergrunde; kein Wunder, daß er ihn da manchmal nicht sieht. Er ist einer von denen, die mir in trüben Stunden viel Trost gewähren

und hängt an mir sehr, so viel es einer kann, den nicht Geheimnisse an mich binden."

Auch das geistige Leben der Stubengesellschaft war natürlich stark vom Lehrer abhängig. Da der deutsche Unterricht damals ganz fehlte, Zeitungen den Schülern nicht zugänglich waren, so war der Lehrer der einzige Vermittler der Neuigkeiten in der Politik und namentlich der schönen Literatur. Er las vor Sonntag morgen beim Frühstück, an den freien Nachmittagen, im Sommer dann draußen mit ihnen lagernd, nach dem Abendessen. Es ist erstaunlich, mit welchem Eifer Schneider seinen Leuten vorlas; er nennt da: 1001 Nacht, Gellerts Fabeln, Archenholz, Ossian, Popes sterbenden Christ, Uz, Ramlers Oden, Kleists Frühling. Überhaupt war der Kreis dieser Lektüre, da der Lehrer ja Streichungen vornehmen konnte, weiter gezogen, als man in diesem Hause erwartet; es begegnen noch in den Tagebüchern Klopstock, Herder, Shakespeare, Goethes Götz, Blumauers Äneis, Mendelssohns Phädon, Göcking usw.

Noch bedeutsamer war natürlich der Einfluß der Schüler auf einander. Die Schule war sehr international. Unter den 98 Schülern vom 1. Dezember 1784 waren zehn aus dänischen Landen, sieben Engländer, zwei Holländer, drei Schweizer, mehrere aus den Ostseeprovinzen, elf Missionskinder aus verschiedenen Teilen Amerikas. Der Adel, namentlich aus der Lausitz, Schlesien und den Ostseeprovinzen, war stark vertreten. Von Schleiermachers Kolonne waren über die Hälfte Aristokraten. Das gab denn die erwünschte geistige, gesellschaftliche, ja auch politische Reibung. Okely eifert in fingierten Briefen an einen Herrn Mondbewohner, Einlagen seines Tagebuches, mit Ironie, Haß, Verachtung gegen die deutsche Hörigkeit und den deutschen Adel, „eine verderblichere Plage als die Heere verwüstender Insekten, die wir Heuschrecken und dergleichen nennen." Der Herr Mondbürger in Gestalt seines Kameraden Aschenberg führt Deutschlands Sache in einem Antwortschreiben: Von England wollten die Mondmenschen seit den Bürgerkriegen unter Karl I. nichts mehr wissen; dagegen sähen sie mit Freuden auf Deutschland und könnten seine Klage kaum glauben. Er müsse wohl seine Beobachtungen in einem Grenzland Deutschlands gemacht haben. Darauf wieder ein langes Schreiben Okelys an den gnädigen Herrn Mondbewohner: Er entdecke in der Antwort desselben deutschen Phlegmatismus; es fehle darin die Leidenschaft, die Mängel als Unbill empfinde und zu beseitigen suche. Nein, es stehe wirklich schlimm in Deutschland und zwar überall; die Rheinlande unter Pfaffenherrschaft, selbst die Reichsstädte unter einer Patrizierclique. England dagegen sei das glücklichste Land der Erde; Mendelssohn preise es als solches, da dort Aufklärung und Kultur in gleichem Schritt vorwärts gingen. — Man mag danach die Hitze der politischen Erörterungen ermessen.

Äußerste Einfachheit und Regelmäßigkeit des Lebens ward an-

gestrebt. Jeder arme Pädagogist zahlte jährlich 90, jeder Anstalter 65 Reichstaler Pension alles in allem. Dafür war freilich der Unterhalt sehr einfach: zum Frühstück Butterbrot und Tee, mittags Gemüse und Fleisch, abends Suppe und Butterbrot; reine Wäsche durfte nur einmal wöchentlich genommen werden. Wer in Kost und Wäsche mehr begehrte, konnte es gegen besonderes Entgelt haben. Zu Tisch wurde übrigens stets nach Hallischem Muster vorgelesen: Cooks Reisen, Schröcks Biographieen, Oldendorps westindische Missionsgeschichte, wie denn überhaupt die brüderische Literatur, namentlich die Missionsliteratur, bei der Tischlektüre weitgehende Berücksichtigung fand.

Die ländliche Stille des Lebens, in der die Natur die vorzüglichste Freudenspenderin war, sollte die Gemüter zu stiller Sammlung gewöhnen, den Blick von der Außenwelt auf das Innenleben richten, die Kräfte auf die wissenschaftliche Arbeit konzentrieren. Das regelmäßige Spiel, jetzt charakteristisch für die Nieskyer Erziehung, fehlte damals trotz der vielen Engländer unter Lehrern und Schülern bei den Älteren ganz. Baden und Schlittschuhlaufen war verpönt, wie übrigens auch solch' harmlose Spiele wie Schach und Dame; letztere wohl weniger, weil man sie für schädlich hielt, als weil man von ihnen keinen Nutzen sich versprach. Doch lehnte man die neuen philanthropischen Bestrebungen nicht ganz ab; die Pädagogisten schufen sich mitten in ödester Haide eine eigene, 26 Morgen große Anlage, Monpläsir; dort hatten Lehrer und Schüler ihre Felder, die sie eigenhändig bestellten mit Erbsen, Erdbeeren usw. und gegen die Räubereien der Dorfjugend leidenschaftlich verteidigten. Monpläsir spielt in den Tagebüchern eine große Rolle wegen der Felder, wegen der Spiele, wegen der Freiheit der Bewegung und mancher sonstiger sinniger, echt brüderischer Bräuche. Dort frühstückte an festlichen Tagen, z. B. Zembschs Geburtstag, das ganze Institut im Freien, an schönen Sommerabenden luftwandelte man dort, während Blasmusik von dem eben damals aufgeworfenen „Berg" durch die Wipfel herabtönte. Brinkmann notiert, wann er an seinem Feld gearbeitet, wann und was er dort gespielt, z. B. 30. Juni 1779: Nach Stunde (= Abendgottesdienst) in Monpläsir Wettlaufen, Werfen, überhaupt Olympische Spiele. Schneider erwähnt oft als Lehrer das Ballschlagen dort und namentlich heftige Baumspiele (= Kämmerchen vermieten?) — In Monpläsir wenigstens konnten die sonst stets überwachten Schüler sich frei ergehen und mit ihren Freunden ungestört schwärmen, lesen, dichten. Dort läßt sich im Pavillon Okely von seinem Freunde Quandt den Messias vorlesen; er selbst liest seinem braven Freddy in der Meierischen Hütte Miltons Erziehungsentwurf vor und bemerkt dazu: Jener zeige darin unglaublich viel reinen Verstand. Klassiker, Mathematik, Astronomie, Mechanik, Chemie. Wenn zu Miltons Zeit in der Physik schon so viel geleistet worden wäre wie jetzt, würde er so viel Verstand gehabt haben, Physik voranzusetzen. Außerdem Musik, Zeichnen, Künste. In

den letzten Jahren praktische Übung in den Waffen. „Was wären das nicht für Männer, die ein jetziger Milton bilden würde. Schämt euch, Philanthropisten."

Einige Male im Jahre wurden ganztägige Ausflüge gemacht auf die Landeskrone, Königshainer, nach Baruth usw. An den freien Nachmittagen unternahm man regelmäßig einen mehrstündigen Spaziergang; meist nahmen die Schüler Bücher mit und lasen dann, an einem schönen Punkt gelagert. Über dies viele Spazierengehen in der nicht anmutigen Gegend klagt Schleiermacher. Dies Leben in der Natur und schönen Literatur erzeugte bei den durch den Brüderkultus gefühlig Gemachten einen ins Kleine gehenden Enthusiasmus wie für schöne Blumen, einen rieselnden Bach, einen charaktervollen Baum, so auch für jeden dichterischen Gedankenflug. So erzählt Okely: „Diesen Nachmittag erreichten wir ohnerachtet der großen Hitze die Sägemühle; so viel Nachsatz gab uns unsre Sehnsucht nach diesem herrlichen Lagerplatz. Wir hielten uns für unsre saure Mühe reichlich durch den hübschen Wasserfall belohnt, der unter der Brücke wegrauschte. Ich konnte mich kaum daran satt sehen und hören, bald lagerte ich mich dicht am Ufer, bald ging ich herum und betrachtete den seelenerhebenden Fall von allen Seiten. Ich bemühte mich, mir die entsetzliche Gewalt des Wassers, von der Professor Meiner bei dem Rheinfall u. a. m. so oft redete, im kleinen wenigstens recht lebhaft vorzustellen." Die lebhaften botanischen Neigungen von Lehrern und Schülern führten zu systematischer Durchforschung der ganzen Umgegend. Die Phantasie der Wanderer gab allem Namen, den Höhlen, Brüchen, auffallenden Bäumen, Felspartieen. Einige davon haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten, wie Cacus, windiger Damm, Edelknabe, Lathräa, sind sogar in die Generalstabskarten übergegangen; andere wieder sind verschwunden, wie das Maiblumenwäldchen, das damals oft aufgesucht ward — rechts hinter der Schöpsbrücke der Jänkendorfer Straße — der Ossiansweg nach Quitzdorf usw.

Das Hauptziel der Erziehung, dem alles andre untergeordnet ward, war die Aneignung der brüderischen Jesusreligion, der ständige, trauliche, einfältige Umgang mit dem unsichtbaren Freund. Dem diente der ganze religiöse Zuschnitt des Lebens. Die Schüler wurden morgens auf den Schlafsälen von ihrem Aufseher mit einem Choral aufgesungen. An Festtagen zog ein Quartett umher und geigte mit religiösen Melodien die Schlafenden aus dem Schlummer. Am Brüderfest, dem Chorfest ihrer Lehrer, sangen die Schüler jene aus dem Schlaf, häufig mit eigens dazu gedichteten Versen. Das erste Frühstück auf den einzelnen Stuben ward mit einem Choral eröffnet. Von $^1/_2$9 bis 9, nach der ersten Schulstunde, waren alle in der Kirche zur Kinderstunde; abends von 7 bis $^1/_2$8 war dann täglich Abendstunde, von 9 bis $^1/_2$10 Singstunde in der Kirche mit anschließendem Abendsegen im Brüderhause. Jeder vierte Sonnabend war als Abendmahlstag schulfrei; in

nerer Prüfung sollten die Schüler sich auf die Feier des Abend=
ahls vorbereiten. Stets ward vorher jeder Schüler vom Seelsorger
sprochen. Befand dieser etwas bei ihm nicht richtig, so gab er ihm
n Rat freiwillig vom Abendmahl fernzubleiben; lag irgend etwas
hlimmeres vor, dann schloß der Pfleger ihn von sich aus vom Abend=
ihl aus. Man versäumte das Abendmahl ungern nicht nur der
ebenden Feier wegen, sondern weil jeder Fehlende leicht in den
f kam, daß bei ihm ein innerer Grund für das Fernbleiben vor=
ge. Als Brinkmann 1785 sich einmal selbst als Seminarist vom
endmahl ausschloß, bemerkt er, daß er seit 1777, da er Abend=
hlsmitglied wurde, das erste Mal dieser monatlichen Feier fern=
ibe.

2. Das Pädagogium als Schule.

Das Pädagogium der achtziger Jahre befand sich im langsamen
ergang von dem Franckeschen Schulideal zu dem des Neuhumanis=
s. Auf der einen Seite war zwar z. B. noch das Neue Testa=
nt der erste Lesestoff der 4 Fremdsprachen, doch war die griechische
türe schon weit über das alte hallische Maß erweitert. Man lernte
iechisch nicht mehr um des Neuen Testamentes willen, sondern um
Plato und den griechischen Dichtern zugelangen.

Die Lehrer, Theologen, waren alle jung; sie traten zumeist als
ge Zwanziger unmittelbar aus dem theologischen Seminar in die
stalt ein, die sie von unten nach oben durchliefen, um nach 6 bis
Jahren ins geistliche Amt überzutreten. Sie schieden also gerade,
nn sie in ihrem Lehrstoff leidlich heimisch geworden waren; diesem
chteil stand jedoch der Vorteil gegenüber, daß es stets junge, frische
änner waren, die mit der Begeisterung der Jugend ihre Arbeit und
en Internatsdienst, der hohe Anforderungen an sie stellte, verrich=
n. Da man zudem meist die tüchtigsten Studenten, die ja auch in
rby klassische Sprachen, Mathematik, Naturwissenschaften und Ge=
ichte gelehrt bekamen, an das Pädagogium berief, so ist das warme
b verständlich, das z. B. Fries seinem Lehrerkollegium spendet. Die
k. tadelte im allgemeinen, daß zu viel doziert, zu wenig examiniert
rde trotz des methodischen Kollegs, das Baumeister in Barby hielt.

Die Anstalt mußte wegen der vielen armen Schüler, die da
ren, so billig als möglich arbeiten. So gab es wenig gedruckte
tfäden; weder in der Mathematik, noch Geschichte gab es einen
chen, sondern die Schüler mußten den vom Lehrer ausgearbeiteten
ttel abschreiben.

Es herrschte nicht das Klassen=, sondern Fachsystem. Die Ver=
ung erfolgte anderthalbjährig, da die Versetzung auf das theologische
minar jeweils in diesem Abstand stattfand. Doch fanden nicht selten
ischenein Versetzungen einzelner statt, wenn oben Plätze frei wurden
r das schnelle Reifen eines Schülers es wünschenswert machte. Die

Schule umfaßte 8 Klaſſen nebſt einer Vorklaſſe der Kleinſten. Hier die Stundenverteilung, ſo weit ſie ſich ermitteln ließ. Die Vorklaſſe der Kleinſten — das Brüderpaar Fries trat z. B. infolge überſeeiſcher Anſtellung der Eltern 5- und 3jährig in die Anſtalt ein — übergehe ich.

Lehrgegenſtand	Anſtalt.			Pädagogium.				
	VIII.	VII.	VI.	V.	IV.	III.	II.	I.
Religion	1	1	1	1	1	1	1	1
Latein	6	10	10	10	10	10	10	10
Griechiſch				4	4	4	4	4
Franzöſiſch				2	2	2	2	2
Geſchichte, Erdkunde	3	3	3	3	3	3	3	3
Rechnen, Mathematik	3	3	3	3	3	3	3	3
Leſen, Deutſch, Schreiben	8	4	4					
Wahlfrei { Hebräiſch						2	2	2
Wahlfrei { Engliſch						2?	2?	2?

Die Höchſtzahl war 27 Stunden wöchentlich. Die geringe Stundenzahl in der Religion war bei dem häufigen Kirchenbeſuch geboten, zumal in den 4 Fremdſprachen das Neue Teſtament der erſte oder einer der erſten Lehrſtoffe war. $^2/_5$ aller Stunden fiel dem Latein zu. Die Langeſche Grammatik ward zu Grunde gelegt. Die Lektüre umfaßte Nepos, Curtius, Eutropius, Cäſar, Plinius' Briefe, Ciceros Reden, Briefe, Pflichten, orator und de oratore, Livius, Freyers fasciculus poem. lat., Vergil, Horaz. Von der Art der lateiniſchen Arbeiten in der erſten Klaſſe geben die Acta matutina ein Bild: wöchentlich zwei Exerzitien, deren Text meiſt genommen war aus Erneſtis Opuscula phil. et orat. oder aus Murets scripta selecta. Extemporalien etwa vierteljährlich. Dazu traten dann gelegentliche freie Ausarbeitungen namentlich in den Ferienzeiten, die ja alle in Niesky verbrachten: Berichte über Geleſenes, Lebensabriſſe der Schüler ſelbſt, ein lateiniſcher Abriß der Kranzrede, Gedichte, Briefe. Metriſche Aufgaben wurden in regelmäßigen Zwiſchenräumen geſtellt. Dazu kamen noch lateiniſche Reden. So hatten die Schüler, die die Acta verfaßten, zweimal wöchentlich eine Disputation über das, was ſie in der Zwiſchenzeit geleſen hatten. Der Referent erzählte den Stoff nach und beurteilte ihn, worin ihn ſein Mitreferent zu unterſtützen, gegebenen Falls zu kritiſieren hatte. Verſionen aus dem Lateiniſchen ins Deutſche begegnen in den Acta nur zweimal. Baumeiſter forderte auf der Nvk. Beſchränkung der Lektüre auf einen kleineren Kreis von Schriftſtellern, Steigerung des grammatiſchen und ſtiliſtiſchen Betriebes. Zembſch entgegnete: er habe in der 1. Klaſſe ſolche Übungen gemacht; das Imitieren erſcheine aber den Schülern als zu läppiſch und Übungen im ordentlichen Periodenbau als ſchulfüchſig.

Im Griechiſchen wurde in den beiden oberſten Klaſſen geleſen

die vom Inspektor Zembsch herausgegebene Sylloge graeca, die in einen poetischen und prosaischen Teil zerfiel. Obgleich Baumeister, der Direktor des theologischen Seminars, gegen die Drucklegung des Werkes sich aussprach, da er die Beschränkung des Griechischen auf das Neue Testament nach althallischem Prinzip wünschte, hatte die Unitätsdirektion doch den Druck genehmigt. Die beiden Bände erschienen 1780 und 81. Die prosaica enthielt 2 Stücke von Xenophon, Platos Kriton und Phädon, auffallend viel Lucian (somnium, piscator, Hermotimus, navigium, Cynicus), Demosthenes' Kranzrede; die poetica 42 Epigramme, einige Idyllen des Theokrit, Aristophanes' Wolken, Sophokles' Ajas, Euripides' Hekuba und Phönissen, Ilias 1—12. Hier hatte man jedenfalls die alte pietistische Ängstlichkeit gründlich aufgegeben.

Der klassische Unterricht scheint sehr erfolgreich gewesen zu sein. Die Privatlektüre von Römern und namentlich Griechen ward leidenschaftlich betrieben. Für Okely sind Cäsars Kriege, die er kurz vor seiner Übersiedelung nach Barby morgens zu seinem Privatvergnügen las, ein „unschätzbares Buch", der Verfasser „der größte Held und das größte Genie aller Zeiten". Dabei ist er von einer Überschätzung der Alten weit entfernt; an einer Stelle bemerkt er: „Daß sich ja niemand einfallen lasse, wenn ich die Alten lobe, ich wäre nicht mit den Vorzügen der Neuern bekannt. Ich weiß, wie sehr sie jener Meister in tiefsinnigem Denken sind und daß es unter den Alten keinen Wolf und keinen Newton gegeben hat, so wie es unter uns keinen Homer und nicht einmal einen Schatten eines Cicero oder Demosthenes gibt". — Karl Garve, der Kirchenliederdichter, ein älterer Kamerad Brinkmanns, ließ 1831 eine Horazübersetzung bei Reimer erscheinen. Lateinische und griechische Geburtstagsgedichte waren stehend, wovon unten Proben folgen. Brinkmann schrieb in Barby nicht selten sein Tagebuch und auch Briefe lateinisch. Ende der 1790er Jahre hörte er als schwedischer Geschäftsträger in Paris bei Villoison ein Kolleg über Pindar und übte sich mit Marron in lateinischen Versen. Und 1803 schrieb er als Attaché in Berlin an Zembsch, sein Beruf habe ihn von der Antike abgeführt, aber „glauben Sie ja nicht, daß ich die eigentliche Philologie etwa vernachlässigt hätte. Es würde mir leid tun, wenn ich nicht noch alle Tage im Stande wäre, eine Klasse in Ihrem Pädagogio zu übernehmen und den Horaz oder Xenophon zu Ihrer Zufriedenheit zu erklären". — Schleiermacher endlich übersetzte den Plato, zwar beileibe nicht infolge seiner Nieskyer Ausbildung, aber sicher doch nicht ohne Zusammenhang mit ihr.

Das völlige Fehlen des deutschen literarischen Unterrichts in den höheren Klassen ist auffällig, doch bot dafür überreichen Ersatz das viele Vorlesen der Lehrer und für die stilistische Schulung die eigenen Ausarbeitungen der Schüler in ihren Tagebüchern, Gedichten, Kameradenbriefen, selbstverfaßten Zeitungen, wissenschaftlichen Abhandlungen.

Es herrschte ein merkwürdiger „Schreibegeist", wie bei den Herrnhutern im allgemeinen, so auch bei den Pädagogisten, der in dem Reichtum ihres Seelenlebens und wohl auch in der verhältnismäßigen Fernhaltung von Gedrucktem seinen Grund hat. Schon amtlich hatten die Schüler viel zu schreiben; sie mußten die Gemeinnachrichten gegen Entgelt mit vervielfältigen, — „ich expedierte mich bald" ist eine häufige Formel von Brinkmann; sie mußten die fehlenden Schulleitfäden durch Abschrift des zirkulierenden „Zettels" sich zusammenschreiben. Jeder mußte endlich monatlich einen Bericht an Zembsch einreichen über seine Fortschritte in Schulen und Privatstudien, die Zembsch genau beurteilte, weil er täglich nur 2 bis 3 erhielt. Die Hauptsache war jedoch die freie Produktion, und darin standen wieder obenan die Tagebücher. Ihrer seien so viele, spottet Okely, daß man durch ihre Verbrennung sich den letzten kalten Winter hätte erträglicher machen können. 5 Gattungen von Pädagogiumstagebüchern läßt er im Vorwort zu seinem Revue passieren. 1. Die kahlen Nieskyschen oder Pädagogiumschroniken, die gröbste Gattung, die da meldet, wer täglich die Gottesdienste gehalten, welche Herrschaften angekommen, ob mit Apfelschimmeln oder Mohrenköpfen. 2. die, die in bündiger Kürze die Ereignisse erwähnen, kritisch beleuchten, witzig beurteilen. Sie erfordern Witz, Genie und Wahl. 3. Die Tagebücher zur Unterhaltung der Freunde. Dem Geselligkeitstrieb entsprungen, erfordern sie Geschicklichkeit in der Auswahl der wenigen, ausführlich zu schildernden Dinge und Geschicklichkeit, die Lücken mit eignem Witz und Einfällen zu füllen. 4. Tagebücher „zur Erbauung und Beförderung der christlichen Gemeinschaft". „Die Materie ist mir zu ehrwürdig, als daß ich die Absicht nicht loben möchte, und doch weiß ich zum voraus, daß, wenn ich von den Werken, die in dieser Art erschienen sind, reden möchte, ich wohl zum Tadeln möchte verleitet werden." Sie näherten sich vielfach Gattung 1. Das sei naturgemäß; denn „traurig ist es, aber es ist doch Wahrheit, daß wenige bei uns immer in der Fassung sind, daß sie alle Tage, ohne sich im Geringsten Gewalt anzutun, etwas Rührendes oder Interessantes von geistlichen Sachen sagen könnten". So wolle er denn nicht zur Erbauung schreiben, wenn er gleich Herzensmaterien nicht vermeiden wolle. Die 5. Gattung, daß man nämlich schreibe, um seinen Witz oder Belesenheit zu zeigen, sei die niederste; sie verrate „ekelhaften Stolz", und was so absichtlich gesagt werde, komme leicht gezwungen heraus. Okely vermißt solche Tagebücher, die das Wachstum der Erkenntnisse aufzeigen, endlich solche, die als Grundlage einer vertrauten Korrespondenz dienen. (Ein Journal zum Zweck einer leichten, naturvollen, ungekünstelten Korrespondenz mit den Eltern sollte Schleiermacher in Niesky nach seines Vaters Wunsch führen.) In seinem eigenen Tagebuch will Okely versuchen, alle die verschiedenen Gesichtspunkte zu vereinigen und es dann nach einem Monat der Kritik der Freunde aussetzen, denen er zuruft: Let such teach others,

who themselves excell, and censure freely, who have written well. — Gattung 1 und 4 entsprechen dem eigentümlichen Geist grade dieser Schule. Die Tagebücher waren übrigens vielfach zugleich Exzerptensammlung.

Neben die Prosaisten treten die Poeten, die in diesem gefühlvollen Kreise massenhaft erstanden und an Geburtstagen regelmäßig auf dem Plan erschienen. Okely scheint sie nicht recht gemocht zu haben. Er ist entzückt über ein witziges Totengespräch seines Freundes Aschenberg, der seinen Witz auf Gegenstände wende, die es verdienten, so bestürmt zu werden. „Aber wie schade, daß die Dichter und Sammler des Pädagogiums von allen den Angriffen und dem Kriegslärm, welcher gegen sie gerichtet ist, nichts hören oder merken. Gewiß, sie bleiben virtute sua involuti.“ — Dann, eine Sitte, die mir sonst nirgends begegnet ist, die Kameradenbriefe. Sie korrespondierten, selbst wenn sie auf einem Gang, auf einer Stube lebten, vielfach und eifrig miteinander. So Brinkmann, der vielgeschäftige, der gelegentlich z. B. anmerkt, daß er den 16. Brief an Schneider geschrieben, an Hartley den zweiten, von Okely sen. den zweiten erhalten usw. Von handschriftlichen Zeitungen zirkulierte zu Brinkmanns Zeiten der „Menschenfreund“. Wissenschaftliche Abhandlungen, die Schleiermacher und Albertini schrieben „mit großem Triumph, strotzend von Zitaten, die nichts enthielten, als was die ganze Welt wußte,“ scheinen selten gewesen zu sein. Das Belletristische, die anschauliche Erzählung, die witzige Plauderei, Darstellung und Kritik des täglichen Lebens stand im Vordergrund. Okely ist in Schleiermachers Zeit der Repräsentant eines solchen Pädagogiumsliteraten, der Mittelpunkt eines eifrig produzierenden Kreises. Er rezensiert Tagebücher, Gedichte, Essays von Kameraden und schreibt selbst im Bewußtsein, kritisiert zu werden.

Diese Fülle eigner, freister, frohster Produktion in vielen Gattungen schriftstellerischer Äußerung ergab für die stilistische, literarische Bildung unendlich viel mehr, als selbst der beste deutsche Unterricht zu geben vermocht hätte. Okely, dem seines Kameraden Zäslin Tagebuch genügt, ihm einen frohen Tag zu machen, sieht mit reifem Urteil dessen Vollkommenheit begründet in der geschickten Auswahl der besprochenen Gegenstände, in der netten und einfältigen Einkleidung, in der Mäßigung des Witzes, dessen nicht zu viel, nicht zu wenig sei, in der reinen, ungekünstelten Schreibart. Kein Wunder, daß in Barby sich dieser literarische Wetteifer noch steigerte und manche Glieder des Brinkmannschen und Okelyschen Klubs schon dort der lebhafte Wunsch plagte, sich gedruckt zu sehen. Den Albertini suchte Beyer gar der Gemeine abtrünnig zu machen durch das reizende Gemälde von dem Vergnügen der Autorschaft, das er dem jungen Lehrer entwarf. Brinkmann ließ schon 1786 15 Gedichte seines Freundes K. Garve drucken und noch als Hallenser Student seine eigenen Ge-

dichte erſcheinen. So fragt auch Albertini den in Droſſen lebenden Schleiermacher, der noch vor ſeinem theologiſchen Examen ſteht, nach den Plänen ſeiner Schriften. „Ob Du nicht bald etwas herausgeben wirſt? Denn ich muß geſtehen, daß ich Deinem nonum prematur in annum nicht recht traue und mich ſchon hie und da in Zeitungen und Intelligenzblättern nach Deinem Namen umgeſehen habe.“ III 26. — Auch ſpäter lag der Wunſch, Lehrhaftes nicht in rein wiſſenſchaftlicher, ſondern künſtleriſcher Form zu geben, dieſen Leuten im Blute; es war eine Folge des Zeitgeiſtes, aber auch des literariſchen Getriebes, in dem ſie von früh auf in Niesky und Barby geſtanden hatten. Garve veröffentlichte mehrere Lehrgedichte, ſelbſt ſeinen „Volksvertreter“ in Jamben. Brinkmann meinte ſcherzhaft, ſeine ganze Poeterei ſei nichts als die Fähigkeit, Ideen zu poetiſieren. Fries veröffentlichte ſeinen „Julius und Evagoras oder die neue Republik,“ einen phantaſtiſchen „philoſophiſchen Roman“, und bewahrte manches Derartige, Verſe, Dramatiſches, novellenartige Erzählungen ungedruckt in ſeinem Pult. L. D. von Schweinitz, den wir gleich als Albertinis Freund (um 1805) und Begründer der Pilzwiſſenſchaft Amerikas kennen lernen, legte ſeine Gedanken über das Herrnhutertum in ſeinem Roman „Friedheim“ nieder, Schleiermacher endlich trug ſich mit dem Gedanken (an Lotte 27. Dezember 1800), in einem Roman auszuſprechen, was er von der Gemeine und Welt, vom Menſchen und menſchlichen Leben zu verſtehen glaubte. Den hat er nun freilich nicht geſchrieben, aber doch die ſtreng wiſſenſchaftliche Form der Darlegung gern mit einer künſtleriſchen vertauſcht, nicht nur unter dem Einfluß Platos in dialogiſchen Schriften, ſondern auch in der rhetoriſchen Proſa der Reden, der lyriſchen der Monologen. In den letzteren hat er, ein Dichter in Proſa, die künſtleriſche Arbeit erſtreckt bis auf das Vorherrſchen beſtimmter Silbenmaße in den einzelnen Monologen, des Jambus im zweiten nnd vierten, des Daktylus und Anapäſt im 5. (An Brinkmann IV 67.)

Schleiermacher findet, daß er vom Schreibegeiſt der Gemeine, des Pädagogiums zu wenig abbekommen habe. Er beklagt ſeine „Fingerträgheit“ (Auguſt 1797 an Lotte), die faſt ſeine größte Verdammnis und ſein größter Schade in der Welt ſei. „Aber Du lebſt in einem ſo ſchönen Schreibegeiſt, der bei Euch ganz beſonders einheimiſch iſt. Die großen Tagebücher, welche die meiſten halten, die vielen Auszüge, die man ſich macht, wenn man einen ſo flüchtigen Büchergenuß hat, die lieblichen Korreſpondenzen, die oft von einem Tiſch zum andern geführt werden, das alles gibt einem jeden, der länger dort geweſen, eine Leichtigkeit und Geläufigkeit im Schreiben, um die ich Brinkmann z. B. ſo oft beneide, als ich ſein Weſen mit anſehe.“

Mit der Erwähnung dieſer ſtarken literariſchen Produktion der Pädagogiſten ſind wir ſchon auf den bedeutſamſten Zug der ganzen

damaligen Pädagogiumsbildung gekommen, daß sie es nämlich meisterhaft verstand, die Selbsttätigkeit der Schüler zu wecken, private Studien bei ihnen in weitgehendstem Maße anzuregen. 27 Stunden war das Höchstmaß der wöchentlichen Schulstunden; viel aufgegeben ward anscheinend im ganzen nicht. Das äußere Leben war still, aufs strengste geregelt in Arbeit und Erholung. Die Ferienzeiten verlebten beinahe alle in Niesky. So war die Zeit da für private Studien. Was wichtiger noch ist: es herrschte das Fachsystem, es fehlte das Abiturientenexamen, es fehlte jeder staatliche Druck, die Lehrerschaft war völlig selbstherrlich. Sie entließ zur Universität, wen sie für reif befand; sie verlangte dafür keine für alle geltende Normalbildung, sondern beurteilte jeden in weitgehender Weise als Einzelpersönlichkeit. Ein Mitmulus Schleiermachers, ein Aristokrat, scheint überhaupt keinen griechischen Unterricht gehabt zu haben, ein anderer gesteht selbst in seinem curriculum, daß er über die Anfangsgründe des Griechischen (Grammatik, Neues Testament, Cebes) nicht hinausgekommen sei; wieder ein anderer bekennt, daß er in der Mathematik stets sitzen geblieben sei und nicht einmal bis zur Trigonometrie gediehen sei. Von Albertini erzählt Schleiermacher selbst, daß er — d. h. doch wohl sein Vater — sich wunderbarer Weise von der Mathematik ganz dispensiert hatte und erst durch seinen Einfluß dafür gewonnen worden sei. Kurz eine Mannigfaltigkeit der Bildungsmöglichkeiten an einer und derselben Schule, auf die man nur mit Neid blicken kann. — Das Manko in einem Fach mußte durch besondere Leistungen in einem anderen ausgeglichen werden. Auch das gab den Privatstudien bei manchen noch besonderen Nachdruck. Der leidenschaftliche Betrieb derselben drängte in den Oberklassen gerade bei den Begabtesten die Schularbeit weit in den Hintergrund. Bei Albertini und Schleiermacher ist das zwischen den Zeilen zu lesen in den curricula und der SB., Christl. Reichel und Fries bezeugen das ausdrücklich für sich; letzterer lebte in den 3 letzten Schuljahren, 1789—1792, vor allem in Naturgeschichte, Mathematik, Philosophie.[1]) Das Ziel des Schulunterrichts, sich selbst überflüssig zu machen, erreichte das Pädagogium in hohem Grade.

[1]) Fries SB. „In den alten Sprachen wurden die Fortschritte nach und nach sehr gering; aber Albertini weckte das Interesse an der Geschichte und mir blieben die ästhetischen Anregungen, für welche ich mit vieler Liebe die Baukunst studierte, und die von Hüffel gegebene Vorliebe für Mathematik und Naturwissenschaften. Besonders beschäftigte ich mich gern, aber oberflächlich, mit Naturgeschichte. Manche gute Stunde vertändelte ich mit Blumeneinbringen und indem ich mit Coloquintenabsud, Schwefeldampf und Kampfer in unserm Naturalienkabinett Krieg mit dessen kleinen Zerstörern führte; besonders blieb ich der reinen Mathematik treu, gefördert durch die Anregung des Engländers Gambold, eines guten Mathematikers und talentvollen Musikers, der mir besonders auch die Rätsel der Akustik und Theorie der Musik stellte, mit welchen ich nachher so manches Mal im Leben zu tun bekam; damals indem ich Eulers Akustik und ohne irgend eine praktische Kenntnis der Musik Kirnbergers Kunst des reinen Satzes studierte. — In der letzten Zeit dieser Periode fing ich

Bei vielen Schülern gingen natürlich die verschiedensten Privatstudien neben einander her. Das deutsch-literarische Interesse, das bei der Ängstlichkeit der Brüder auf diesem Gebiet im wesentlichen nur durch das viele Vorlesen der Lehrer, nicht durch freie Lektüre der Schüler selbst, befriedigt werden konnte, und die dadurch geweckte eigene literarische Produktion der Schüler haben wir schon genannt. Ich zähle im folgenden die anderen Hauptgebiete des Privatfleißes damaliger Zeit auf.

Das zweite Hauptgebiet war die Antike und da anscheinend mehr die Griechen als die Römer. Wir sehen unten bei Schleiermacher, welchen Umfang diese klassische Privatlektüre zu erreichen vermochte.

Das dritte Gebiet, was ganz dem Privatfleiß überlassen war und sehr lebhafte Verehrer fand, war die Naturwissenschaft. Für Okely sind Newton, Euler, Dollond, Montgolfier heilige Namen, die Physik die Wissenschaft, die in einem Erziehungsentwurf den ersten Platz verdient. Praktisch betätigen konnten freilich die Pädagogisten ihr naturwissenschaftliches Interesse nur in der Mineralogie und vor allem der Botanik. In letzterem Fach kamen ihre Lehrer sehr gut gebildet aus Barby von Scholler her, der selbst eine Flora Barbiensis hatte erscheinen lassen (Lpzg. 1775). Diese Freude an der Botanik wußten die Lehrer, damals namentlich Gambold und Hilmer, die als „Choragen" der Nieskyer Botaniker gepriesen werden, auch bei ihren Schülern zu wecken. Brinkmann stellte 1782 eine Flora Niskyensis zusammen, die er dem Leipziger Dozenten Leske mitteilte, der Brinkmann daraufhin in seinem Reisewerk rühmend erwähnte.[1]) Diese Brinkmannsche Flora ist in den handschriftlichen Florä der Bibliothek des Pädagogiums häufig zitiert. Diese botanischen Studien gingen über dilettantenhafte Liebhaberei weit hinaus und haben reiche Früchte

---

dann auch an zu philosophieren. Die Logik erschien mir als eine lächerliche, langweilige Sache, in welcher man weitläufig Dinge besprach, die sich von selbst verstehen. Hätte mir damals jemand angeboten, Lehrer der Logik zu werden, ich würde mich bestens bedankt haben. Gelegentlich lasen wir Platons Phädon; ich mühte mich viel damit, fand das Räsonnement aber falsch und unbedeutend. Als der Lehrer uns dagegen Mendelsohns Phädon vorlas, wurde ich sehr davon angezogen und befriedigt. Außerdem lasen wir besonders Eulers Briefe an eine deutsche Prinzessin. Alles Metaphysische erschien mir aber, wie Ciceros Gespräche, unzulänglich und willkürlich. Leibnitzens Monadenlehre z. B. als ein willkürlich ersonnener, unbegründeter Traum."

[1]) S. 183 „Das Pädagogium stehet unter der Aufsicht des würdigen Gelehrten, Herrn Inspektor Zembsch, in blühendstem Zustand, und es freute mich unter den Pädagogisten einen jungen hoffnungsvollen Schweden, den Herrn von Brinkmann, anzutreffen, welcher die Botanik mit vielem Eifer studierte und der mir ein Verzeichnis der seit verschiedenen Jahren von ihm und andern Pädagogisten in hiesiger Gegend gesammelten Pflanzen mitteilte. Da ich in der Sammlung des Herrn Doktor Dürftig (Arzt in Niesky; d. V.) die meisten derselben in Natur selbst gesehen habe, so nehme ich keinen Anstand davon im Anhange Gebrauch zu machen. Doch zeichne ich Ihnen davon einige ganz nahe um Niesky gefundene Pflanzen hier schon zuvor aus". Folgen 7 Pflanzen.

getragen. So hat F. W. Kölbing auf Grund der verschiedenen handschriftlichen Florä seine „Flora der Oberlausitz“ erscheinen lassen. (Görlitz 1828. XVI. 118.) Albertini und L. D. von Schweinitz ließen 1805 in Leipzig erscheinen den „Conspectus fungorum in Lusatiae superioris agro Niskyensi crescentium. (XXIV. 376. 12 Tafeln.) Ich gebe ein fachmännisches Urteil über dies Werk, namentlich über Schweinitz, der nachmals der Begründer der Pilzwissenschaft Amerikas geworden ist. Es ist entnommen aus Schröters Pilzflora (in Cohns Kryptogamenflora von Schlesien): „Zu gleicher Zeit waren in der Lausitz die Vorsteher der Herrnhutergemeinde in Niesky, von Albertini und von Schweinitz, eifrig bemüht, die Pilze in der Umgegend ihres Wohnsitzes zu studieren, und schon 1805 erschien von ihnen unter dem bescheidenen Titel eines Verzeichnisses der in der Umgegend von Niesky wachsenden Pilze ein Werk, welches nicht allein für Schlesien von großer Bedeutung ist, sondern überhaupt in der mycologischen Literatur einen angesehenen Platz einnimmt.

„In dem Verzeichnisse führen die Verfasser 1130 Arten auf, von denen sie 127 als neue Arten selbst aufgestellt und auf den 12 Tafeln 93 . . abgebildet haben. Sie lehnen sich in der Darstellung eng an Persoons Synopsis an, übergehen dabei alle dort angewandten Beschreibungen, ergänzen diese aber oft durch Anführung hervorstechender Merkmale. Bei allen Arten ist das Substrat, auf dem der Pilz gefunden wurde, der spezielle Fundort und die Vegetationszeit angegeben, häufig auch die Entwicklung, soweit sie durch die schwachen Hülfsmittel der Zeit beobachtet werden konnte, erwähnt. Bei den Agaricus-Arten wird zum ersten Mal auf die Wichtigkeit der Sporenfarbe für die Systematik hingewiesen und eine Einteilung in Leucospermi, Erythrospermi, Melaspermi 2c. als Aufgabe für die Zukunft hingestellt. . .

„Die neu aufgestellten Arten sind sämtlich sehr genau beschrieben und die Abbildungen gut kenntlich, auch jetzt noch dürfen all diese Arten als gut umgrenzte Spezies anerkannt werden. Es finden sich unter ihnen verschiedene sehr interessante Formen. (Folgt Aufzählung; d. V.)

„Die Tafeln sind von v. Schweinitz gezeichnet; diesen dürfen wir auch als den Haupturheber des Werks ansehen, wie sich aus seiner späteren Tätigkeit schließen läßt. Er war 1780 zu Bethlehem in Pennsylvanien geboren und kehrte, nachdem er längere Zeit in Deutschland auf den Herrnhuter Kolonien gewirkt, wieder nach Amerika zurück, wo er in S. Carolina, später in Pennsylvanien eifrig dem Studium der Mycologie oblag. Durch seine von Schwägrichen herausgegebene Übersicht der in S. Carolina gesammelten Pilze (Synopsis fungorum Carolinae. Schriften d. naturf. Gesellschaft zu Leipzig VI. 20) und die 1831 von ihm zusammengestellte Übersicht amerikanischer Pilze wurde er der Begründer der Mycologie Amerikas. (Synopsis fungorum in America boreali media degentium. Secundum observationes Ludovici D. de

Schweiniz communicated to the American Philosophical Society, Philadelphia, 15. April 1831. Es werden hier 3068 Spezies aufgeführt, wovon über 1200 von L. v. Schweinitz neu aufgestellt sind.) J. B. von Albertini hat sich ebenfalls später noch mit dem Studium der Kryptogamen beschäftigt und ein Verzeichnis der kryptogamischen Gewächse, welche er 1814—1817 bei Gnadenberg, Kreis Bunzlau, und 1819—1820 bei Gnadenfrey, Kreis Reichenbach, gefunden hat, zusammengestellt, welches sich als Manuskript im Besitz der Schlesischen Gesellschaft (und der Pädagogiumsbibliothek; d. V.) befindet. Es sind darin nur wenige Pilze angeführt; die dort genannten Standorte sind in die nachfolgende Darstellung aufgenommen." Soweit Schröter.

Als vierte Privatbeschäftigung ward mit besonderem Eifer die Musik, Vokal- und Instrumentalmusik, getrieben, vor allem, weil sie für die reich ausgebildete Kirchenmusik der Brüder unentbehrlich war. Der Musiklehrer war Freydt. (N. 1853.) Mittwoch von 10—12, Sonntag von 6—7 hielt er das Collegium musicum ab. Leske, der auf seiner Reise durch Sachsen einem nach Pädagogiumssitte ihm und seinem Begleiter zu Ehren veranstalteten Konzert beiwohnte, spricht mit hoher Anerkennung von Freydt: „Es sind unter ihnen sehr geschickte Musici und wir hatten das Vergnügen einem Konzerte beizuwohnen, deren noch wenige von mir in dem sogenannten großen Konzerte in Leipzig gehöret worden. Der Vortrag und der Ausdruck des Herrn Freydt, der auf dem Violoncell spielte, war äußerst rührend, und meinem ich glaube nicht unrichtigen Gefühl nach zeigte er dadurch weit mehr Kunst als der berühmte Herr Mara; wenn ich auch zugebe, daß dieser mit einer zu bewundernden Geschwindigkeit die Kunst verbinde, mehr Schwierigkeiten zu überwinden."

Freydt, Sohn eines preußischen Unteroffiziers, hatte seinen ersten tiefen religiösen Eindruck in einer Aufführung von Grauns Tod Jesu empfangen bei den Worten: „Und Jesus neigte sein Haupt und verschied." Nach der Rückkehr aus dem Siebenjährigen Kriege erzählte ihm sein Vater unter Tränen von den „wahren Gläubigen", die er während des Krieges in den Brüdergemeinen kennen gelernt habe. Als Fagottist bei der Fußgarde in Hannover erweckt, trat der Sohn in Verbindung mit der dortigen Brüdersozietät und faßte nach einem Abendmahl den Entschluß, ganz zur Brüdergemeine zu gehen. So ward er Musiklehrer am Pädagogium. Er war selbst Komponist und jahrzehntelang hat sich seine Passionsmusik „Seh' ich in Deinem Seelenschmerz" in der Gemeine behauptet. Die sehr reichhaltige Musikaliensammlung des Pädagogiums hat nur noch eine handschriftliche Partitur von ihm „Motetto. Ich hatte viel Bekümmernis" 1792.

Neben ihm waren noch als Musiker und Komponisten zu Schleiermachers Zeiten tätig die theologischen Lehrer, beides Engländer, Chr. J. Latrobe und Gambold; beide stellten sich ganz in den Dienst der Musica sacra. Von Latrobe sind später eine Anzahl von Kompo-

sitionen im Druck erschienen. Die Musikaliensammlung des Pädagogiums enthält von seinen gedruckten Kompositionen ein Dies irae für vier Stimmen und Pianoforte von 1799 und 1813, dann Six airs, endlich Original Anthems for one, two or more voices. Dazu kommt eine Sammlung von Choral-Kompositionen verschiedener Autoren, die Latrobe herausgab. Gambolds Original-Partituren, die sich früher in der Musikaliensammlung befanden, habe ich nicht mehr gefunden. Er hat, vielleicht infolge seines frühen Todes, nichts von seinen Kompositionen veröffentlicht. Sein wundervolles Orgelspiel in den Gottesdiensten rühmt Schneider mehrfach. —

Den Übungen des Collegium musicum, der Name ist von Halle übernommen, durften sämtliche Schüler beiwohnen. Brinkmann tat es oft, weil im Sommer häufig Fremde es besuchten und er da etwas von der Welt und den Frauen sehen konnte, die ihm sonst versagt waren. Er notiert z. B. 18. Mai 1779: „Im Colleg etwa 20 Offiziers von den weißen Husaren und nicht weniger vom schönen Geschlecht." 8. Juni 1779: „Im Colleg sehr viele Fremde, weswegen ich mich da aufhielt." Er erwähnt öfters, daß die Nachmittagsschulen ausfielen, um für Besuchende ein Colleg abzuhalten. Welch' glückliche Freiheit! So fielen auch gelegentlich die Schulen aus wegen zu schönen Wetters, und das ganze Institut flog aus. Okely, der unmusikalische, rationale erzählt, wie er einmal ganz gegen seine Gewohnheit, statt mit seinem Freund zu plaudern, Sonntag nach dem Abendessen auch auf den Musiksaal ins Colleg gegangen sei. Aber er habe in diesem Konzert einen tödlichen Haß gegen alle Symphonien gefaßt. Er wisse nicht, was eine Symphonie eigentlich vorstellen solle. Was würde ein Grieche oder Römer dazu sagen? Das auf die Symphonie folgende Stabat mater von Haydn gefiel ihm dagegen außerordentlich. „Darinnen fand ich etwas Beschäftigung für die Seele. Der Zweck dieser Musik war deutlich und schien mir erreicht zu sein." Dann folgten Quartette desselben Meisters. Er sei nur um Haydns willen, der ihm eben solchen Eindruck gemacht, geblieben. „Aber ich konnte nicht mehr ertragen als das bloße Thema zu hören, das übrige kam mir wie trocken Brod vor. Wer ist Richter in der Musik, ob ein Stück schön ist? Die, welche wissen, ob ein fünftechstel Akkord geschlagen wird und an dem mechanischen Bau eines Stückes wie echte Grübler Lust und Gefallen finden; oder die, welche etwas geübte Ohren, lebhafte Einbildungskraft, Gefühl und einen guten Verstand haben? Manche von diesen Stücken möchten mir fehlen; aber ich glaube doch, solche Leute gesehen zu haben, und keinem einzigen haben Quadros gefallen. Was soll man dazu denken?"

Selbst große geistliche Gesangswerke wurden in Niesky nicht selten aufgeführt, so Grauns Tod Jesu. Bei Schneider begegnen Wolfs Osterkantate, mehrere Werke von Händel z. B. Atalja, Bachs Heilig nebst Auferstehung und Himmelfahrt Christi. Das waren

für einen Ort von nicht 700 Einwohnern sehr achtungswerte Leistungen.

Das Komponieren lag in diesem Kreise durch das Vorbild der komponierenden Vorgesetzten — damals Gregor, Freydt, La Trobe Gambold — ebenso in der Luft wie das Schriftstellern und die religiöse Lyrik. Die musikalischen Produktionen mögen häufig ebenso dilettantenhaft gewesen sein als die dichterischen. Ihren hohen bildenden Wert für die Schöpfer wie für die teilnehmenden Kameraden hatten sie trotzdem; denn eine einzige eigne Schöpfung, mag sie noch so schlecht sein, lehrt den Schaffenden mehr als die passive, kritische Betrachtung von einem Dutzend fremder Werke. — So war es für Brinkmann als Barbyer Studenten ganz selbstverständlich, daß seine und Schulzers Oden für festliche Tage von Kameraden, Gebhard oder Nielsen, in Musik gesetzt und bei der Feier dann so vorgetragen wurden.

Als fünfte und letzte Privatbeschäftigung ward dann noch im Pädagogium Zeichnen und Malen sehr stark betrieben. Der Jurist Schulz (v. Schw. I 352) war schon während seiner städtischen Anstellung in Görlitz als Lehrer der Malerei tätig gewesen; sein bedeutendster Schüler dort war Nathe, der nachmals von den Lausitzer Aristokraten viel beschäftigt ward und auch mit Niesky in lebhafter Verbindung stand. Die Bibliothek des Pädagogiums enthält noch ein Heft mit 39 Skizzen von Nathe in Bleistift, Tusche, Aquarell, Federzeichnung aus den Jahren 1799—1802. Dieser Schulz zog 1780—1782 nach Niesky, trat der Gemeine bei und hob den dortigen Kunstbetrieb mächtig. Von 1794 an las er am theologischen Seminar über bürgerliche Baukunst. — Es ward viel gezeichnet und gemalt; auf keinem größeren Spaziergang in Pädagogium und Seminar fehlten die Skizzenbücher. Von Schleiermachers Kameraden waren die tüchtigsten Zeichner und Maler Ren. Früauff, Quandt, von Gavel. Schöne Proben ihrer Kunst enthält die „Harzreise“ und der 4. Band von C. Spielwergs Zeichnungen und Malereien, nämlich farbige Federzeichnungen Quandts aus Schleiermachers letztem Nieskyer Sommer. Der eben genannte Spielwerg mag uns, da von Schleiermachers künstlerischen Kameraden verhältnismäßig wenig erhalten ist, als Vertreter dieser Zeichner und Maler der Gemeininstitute gelten. Er kam Michaeli 1801 aus dem nach Barby verlegten Pädagogium in das Seminar nach Niesky. Ein unermüdlicher Künstler. Die 570 Zeichnungen von ihm sind ein Bilderatlas all der Gegenden, die der damalige Pädagogist und Seminarist besuchte und liebte. Er setzt ein als Primaner mit Barby und Umgegend (Gnadau, Magdeburg, Bernburg, Harz, Dessau, Wörlitz, Dornburg) und der Mulusreise von dort nach Niesky (6. Bd., rund 110 Bilder); dann als theologischer Student nimmt er Niesky und Umgegend auf (Bd. 1—4, rund 350 Bilder, darunter 19 allein aus dem Institutspark

Monpläsir) und schließt mit Kleinwelke, Bautzen (5. Bd., rund 110 Bilder).

Das Kunstmuseum der Nieskyer war das Schloß der herrnhutischen Familie von Schachmann in Königshain bei Görlitz, das regelmäßig von den Pädagogisten besucht ward. Beide Gatten malten viel, die Frau dichtete auch. An ihn richtete Brinkmann aus Barby ein Kunstgedicht, das freundliche Aufnahme fand. Leske, den Schachmann nach Niesky brachte, gibt in seiner Reise durch Sachsen eine eingehende Würdigung dieses Mannes, seiner vorbildlichen Aufhebung des Frondienstes, seiner Kunstschätze. Diese bestanden aus „herrlichsten" Gemälden, einer großen Sammlung antiker Münzen, von der Schachmann 1774 einen Katalog herausgab, geschnittenen Steinen und namentlich mehreren 1000 französischen und englischen Kupfern.

Das waren die fünf Privatliebhabereien des damaligen Pädagogiums. Sie blieben es, indem bald diese, bald jene je nach den Persönlichkeiten von Lehrern und Schülern hervortrat, ungefähr ein Jahrhundert hindurch noch. Dem Stundenplan Schleiermachers fehlten also Deutsch, Naturwissenschaften, verbindliches Zeichnen. Und dabei dieses frohe, blühende Leben in gerade diesen Gebieten. Es bestätigt das die alte Weisheit, daß die Schule nicht gut tut, ihre erkältende Hand auf alles zu legen. Den Uninteressierten quält sie damit, dem Liebhaber vermag sie nicht genug zu tun. Ersterem nimmt sie die Zeit, seiner Liebe zu leben, letzterem ertötet sie leicht durch ihren Normalschritt die Liebe, die er hegte.

3. Einige von Schleiermachers Nieskyer Lehrern.

An der Spitze des Pädagogiums stand als Inspektor, dem Namen nach als Triumvir neben dem Direktor und Hausvater, in Wirklichkeit als Monarch, Zembsch. (N. 1826.) Als Pfarrerssohn im Vogtland 1728 geboren, als Kind in mystischen Neigungen lebend, hegte er schon mit 12 Jahren den Wunsch, Missionar unter den Malabaren oder Juden zu werden. Er liebte die Bücher leidenschaftlich, am meisten die Bibel, die ihm das Buch der Bücher war. Als Zögling im Ebersdorfer Waisenhause trat er 15jährig der Brüdergemeine bei. Bei seinem ersten Abendmahle dort wurden ihm nach seinem Ausdruck seine bisherigen religiösen Erfahrungen so innig versiegelt, daß er glaubte, sein armer Name werde an diesem Tage im Himmel angeschrieben. Nach Absolvierung des theologischen Studiums in Jena war er von 1750—60 ohne Besoldung als Lehrer am Brüderpädagogium in Großhennersdorf tätig, wo er sich unter Layritz zum Philologen und Mathematiker heranbildete. 1760 mit dem Pädagogium nach Niesky verpflanzt, ward er 1770 Inspektor und heiratete 1776 mit 48 Jahren. Seine Ehe war kinderlos und infolge der Unliebenswürdigkeit seiner Gattin, die auch die Schüler nicht liebten, nicht glücklich. In der Schwatzhaftigkeit seines hohen Alters erzählte er wohl seinen Primanern im

Religionsunterricht, er habe Gott um eine Rahel gebeten, aber eine Lea erhalten. 55 Jahre im ganzen hat er dem Pädagogium selbstlos, unermüdlich, als ein Vater seiner Schüler gedient. Seinen Namen verewigte er in der Geschichte des Hauses durch seine Sylloge graeca, die rund 100 Jahre, wenn auch in stets absteigendem Grade, dem griechischen Unterricht der obersten Klassen gedient hat.

Die Lehrer hatten viel an ihm auszusetzen: daß er über ihre Köpfe hinweg handle und so ihr Ansehen bei den Schülern schädige; Talente unter den Lehrern eher niederhalte als fördere; für die Schüler Partei nehme; bei Entdeckung von Mißständen zu sehr affiziert werde, seine didaktischen Ansichten öfters und manchmal sehr plötzlich wechsele; einmal merkt auch Schneider als Lehrer nach einem Examen an: „Der Alte kann nicht mehr recht mit dem Latein fort, manche Knaben reden fertiger als er.“ Er erkundigte sich auch — das lag innerhalb des patriarchalischen Systems und wird von Schneider ohne Tadel erzählt —, was für schlechte Bücher Schneider besäße, was er von Goethe habe; lässige Kirchgänger aus dem Kollegium, z. B. Albertini als jungen Lehrer, mahnt er väterlich zu eifrigerem Kirchenbesuch. Letzteres fiel in herrnhutischer Luft, von Bruder zu Bruder, garnicht auf, und die erstgenannten Fehler waren zum Teil gar keine Fehler — er mußte pflichtmäßig als Direktor vieles anders ansehen und behandeln als seine frischgebackenen, ideenreichen, experimentierlustigen Lehrer — und so weit es wirklich Fehler waren, entsprangen sie nicht einer niedrigen Gesinnung, sondern seinem Temperament. So findet sich denn bei Schneider gerade aus der Zeit seiner Lehrerschaft unter Zembsch neben der Freude an Zembschs vielberufenen Paradoxien manches Wort warmer Anerkennung.[1]) Und Albertini, der lässige Kirchgänger, rühmt als junger Lehrer von Zembsch (an Schleiermacher III 25), er sei ein edler und redlicher Mann, der als Freund, nicht als Vorgesetzter mit seinen Lehrern umgehe. Auch Christl. Reichel, der Freund von Fries, der 6 Jahre unter Zembsch Lehrer war und sein 50jähriges Amtsjubiläum mitfeierte, gedenkt seiner in den wärmsten Worten.

Die Schüler liebten ihn wegen der seltenen Gradheit und Biederkeit seines Charakters — Schleiermacher nennt ihn meist den „ehrlichen“ Zembsch — und wegen der rastlosen, aufopfernden Liebe, mit

[1]) Schneider rühmt z. B. seine pädagogischen Winke an die Lehrer in einer Konferenz, urteilt über Zembschs Jahresbericht für die Neujahrsnacht 1787: „Muster- und meisterhaft Zembschs Bericht vom Pädagogio, so körnigt, so gedrängt, so wahr, daß ich mir nichts darüber in der Art zu denken wüßte.“ Bei Geburtstagsliebesmahlen oft Wendungen wie „Es war wegen Zembschs Paradoxien sehr unterhaltend und lächerlich“. Bei Einweihung der noch jetzt stehenden Monpläsirkapelle September 1788: Zembsch sei im gewöhnlichen Zustand gewesen. „Ein Paradoxon jagte das andere.“ Z. B. „Mit Niesky ist nichts, seit die Post da ist. — Wir haben kein Land, nur Sand, sollten also nicht so viel in der Erde wühlen. Fabriken, Fabriken.“

der der Kinderlose sich ganz in den Dienst der Schule und Erziehung stellte. Schleiermacher rühmt, Zembsch habe ihn als ein zweiter Vater geliebt. Es ist auch wirklich erstaunlich, wie Zembsch mit seinen Schülern lebte; bei keinem Geburtstagsliebesmahl eines Lehrers oder Schülers fehlte er und ergötzte dabei die Anwesenden häufig durch seine sprudelnde Originalität. Folgende geflügelte Worte von ihm finden sich in Schleiermachers Briefen: rem acu tetigisti war die Formel seiner Anerkennung; er warnte davor, in religiösen Dingen, die Sohlen, auf denen man gehe, mit dem Boden zu verwechseln, auf dem man stehe; über Baumeisters Behandlung des zweifelnden Schleiermacher in Barby urteilte er 1805 gegen Schleiermacher, der das Wort mehrfach zitiert, daß Baumeister nicht genügend bedacht habe, daß ein Theologus nicht anders werde als durch den Zweifel.[1])

Zembsch unterrichtete in geradezu allen Fächern und Klassen. So erhielt Schleiermacher von ihm den Anfangsunterricht in Griechisch und Hebräisch, den letzten im Latein. Fries bezeugt, daß der geometrische Unterricht von Zembsch der erste war, der ihn wissenschaftlich ansprach und belebte. Seinem altsprachlichen Unterricht fehlte der ästhetische Zug, weshalb er den Lehrern seiner letzten Periode etwas veraltet erschien. Doch war er lebendig, anregend, originell in allem, was er anfaßte. In häufigen Exkursen setzte er das Gelesene in Beziehung zur Gegenwart und zum Leben. Brinkmann rühmt von seinem altsprachlichen Unterricht, daß diese „ächt pädagogischen Homilien" ihm manchmal Stoff zum Nachdenken für den ganzen Tag gegeben hätten, wenn sie manchmal auch nur wenige Zeilen vorwärts gekommen seien. Welchen Widerspruch er bei seinen Schülern gelegentlich dadurch wachrief, zeigt Okely: „In der lateinischen Lektion nachmittags hätte ich vor Ärgernis fast's Blutspeien kriegen mögen über die Gespräche, die Zembsch führte." Sie lasen des Horaz Ode an Vergil I 3. Die Ansichten des Horaz über die Verwerflichkeit der Seefahrt, die ihm nur durch seinen Verdruß über die Trennung vom Freund eingegeben seien, habe Zembsch für baare Münze genommen und sich bemüht, zu beweisen, wie frech die Menschen wären, daß sie von einem Land zum andern segelten, sich in einem Montgolfierischen Ballon in die Luft erhöben oder sich mit Elektrizität einließen. Diese Sache wäre gegen die Absicht des Schöpfers. Beweis; denn er hat sie uns von Natur nicht gegeben und auch die Mittel dazu nicht. . . Die Elektrizität wäre keine wirkliche Materie. Beweis: Die Elektriker selbst wissen ihre Eigenschaften nicht anzugeben, und man sieht sie nicht alle Tage wie das Wasser. Der liebe Mann bedachte nicht, wieviel tausend Leute es gibt, die von keiner Luft, die die Leere über der Erde aus-

[1]) In dieser Form im Kondolenzbrief nach Albertinis Tod an Bischof Christl. Reichel II 455. Variiert S. W. V 246 (über die Synodalverfassung): „Ein Theologus wird nicht anders reif, denn durch Zweifel und Anfechtung; das ist ein altes, wahres und herrliches Wort."

füllte, etwas wissen wollen." So sehr betrachte Zembsch selbst den Horaz als Orakel und stelle ihn über alle Modernen, und dafür bitte er sie, Horaz nicht als Orakel zu betrachten. Wie reime sich das. „Er ging endlich zu weit nützlicheren und richtigern Betrachtungen über und sagte uns manche Wahrheit von der größten Wahrheit, wovon zu wünschen wäre, daß wir sie recht beherzigten Aber man muß doch bedauern, daß einundderselbe Mann in der einen Sache so viel Gründliches und Wahres zu sagen wüßte und zugleich in der andern so unrichtig dächte." Übrigens hätte Okely nicht über Zembsch, sondern über Horaz, dessen Grundgedanken Zembsch mit jenen 2 eigenen Beispielen ganz richtig weiterführte, das Blutspeien kriegen sollen.

Die Kunstpflege, namentlich die Musik, lag Zembsch sehr am Herzen, aber die Hauptsache war ihm, seine Schüler zum Heiland zu führen. Er selbst war kindlich fromm und legte, namentlich in „Kinderstunden," seine Überzeugungen in liebenswürdiger Einfalt — den Lehrern manchmal zu einfältig — seinen Schülern dar. Der Tod schien ihm ein Glück, beinahe ein Vertrauensvotum des Heilands. Als ein Knabe starb, teilte er es drum den Kameraden mit den Worten mit, er wisse nicht, ob er ihnen gratulieren oder kondolieren solle. Als Fries, den Zembsch gern als Philosophen neckte, von tödlicher Krankheit genesen, zum ersten Male wieder in der Schule vor ihm saß, begrüßte ihn Zembsch mit dem charakteristischen Wort: „Jakob, es scheint, der Heiland hat Dich noch nicht gewollt."

Seine alten Schüler bewahrten ihm ein treues Gedenken, auch wenn sie wie Schleiermacher und Brinkmann die Gemeine verließen, zu deren Dienst sie willig und fähig zu machen Zembsch als Hauptziel seiner Tätigkeit betrachtete. Als Brinkmann[1]) als Berliner Legationssekretär einen Besuch seines Nieskyer Lehrers Chr. J. Cunow, des damaligen Berliner Brüderpredigers, erhielt, muß das Gespräch lange bei Zembsch verweilt haben. Jedenfalls stieg das Bild seines alten geliebten Rektors, seines „unvergeßlichen Freundes und Lehrers", so lebhaft vor Brinkmann auf, daß er Zembsch einen 15 Druckseiten dieses Formats füllenden, gedankenreichen, zartsinnigen Brief schrieb, einen Aufsatz über Pädagogium, Seminar, Gemeine — wir zitieren große Stücke daraus — einen Überblick über seinen Lebensgang; das Ganze letztlich gemeint als Antwort auf die Frage, für Zembsch die Hauptfrage, ob er seine Trennung von der Gemeine nie bereut habe. Er verneint sie in der offensten und doch zartesten Weise. Das Durchsegeln zwischen der Scylla unaufrichtiger Höflichkeit und der Charybdis

[1]) Brinkmann 1784 als Barbyer Student, nachdem er Zembsch wiedergesehen, im Tagebuch: „Ewig will ich den Mann lieb behalten, das verspreche ich hier öffentlich bei allem, was mir heilig ist, und ändere ich dereinst hierin meine Meinung und schätze ich ihn einmal nicht mehr, so zeuge diese Seite meines Tagebuchs gegen mich und beweise, daß ich ein Schurke sei; denn wahre Ursache, ihn zu verachten, werde ich gewiß nie finden."

verletzender Schärfe — so bezeichnet er die Schwierigkeit des Briefes gegen Schleiermacher — ist ihm voll gelungen. Der Schluß des Schreibens lautet: „Endlich wird es wohl Zeit, diese ungeheure Depesche zu schließen, und von Ihnen, mein alter, redlicher und innigst geliebter Lehrer, einstweilen Abschied zu nehmen. Mein Herz ist hierbei bewegt und mein Auge ist nicht trocken. Ich fühle, was ich Ihnen schuldig bin, und ich fühle zugleich, daß ich Ihnen Ihre Treue und liebreiche Sorgfalt nicht auf die Weise vergelten kann, wie Sie es am liebsten gewünscht hätten. Von dem Grenzhügel eines schönen Lebens' das Sie ganz der Erziehung und der Bildung eines künftigen Geschlechts gewidmet haben, schauen Sie mit Zufriedenheit auf die weiten Fluren der Brüderverfassung, die einst durch Ihre Schüler noch blühen und gedeihen — aber unter diesen erblicken Sie mich nicht; und auch das möchte Ihnen vielleicht bisweilen Kummer gemacht haben. Ich ehre und liebe diese Gesinnung aufrichtig, und selbst bei der unerschütterlichen Überzeugung, daß ich bei einer davon abweichenden vollkommen nach meinem Gewissen handle, würde es mir doch immer weh tun, wegen derselben von meinen früheſten und herzlichſten Freunden zu strenge beurteilt zu werden. Möchte Ihnen dieser Brief ein Beweis sein, daß Ihre liebreiche Sorgfalt und Ihre tätigen Bemühungen um mein künftiges Wohl doch nicht verloren sind, daß ich wenigstens dankbar erkenne, nicht blos, was ich bei Ihnen gelernt habe, sondern vorzüglich auch die eigentümliche Stimmung, welche durch die Erziehung bei Ihnen meinem Geist und meinem Charakter aufgeprägt worden, und daß endlich auch das Gute, was durch mich in einer ganz andern Sphäre bewirkt werden möchte, dennoch unleugbar zu den Früchten mitgehört, die Ihre liebreiche Pflege noch in der knospenden Blüte für die Zukunft erzog.

Ich bin überzeugt, daß mein Andenken noch nicht ganz aus Ihrer Seele vertilgt ist. Sie haben mich von allen meinen Lehrern immer mit der vorzüglichsten Schonung und Liebe beurteilt, und ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß Sie mir auch diesmal davon einen Beweis geben und mir diesen Brief mit einigen freundlichen Zeilen beantworten werden. Sein Sie großmütiger als Baumeister, dem ich aus Paris einen ähnlichen schrieb mit dem dringenden Wunsch einer Antwort, der aber nicht erfüllt wurde, welches mir in der Tat wehe getan. . . . Ich umarme Sie nochmals mit der herzlichſten und innigſten Liebe als Ihr dankbarer Schüler von Brinkmann."

Ostern 1805 besuchte Schleiermacher als Hallenser Dozent Zembsch in Barby, wohin unterdessen das Pädagogium versetzt worden war. Darüber berichtete er an Brinkmann IV 113: „Das Osterfest habe ich in Barby gefeiert und den alten Zembsch rüstig und brav gefunden und von der höchsten Liebe für mich. Auch nach Dir erkundigte er sich mit großer Teilnahme und freute sich Deines Briefes, von dem er mir erzählte. (Das ist der eben erwähnte; d. V.) Gar zu gern hätte er mich auch

in der Schloßkapelle predigen gehört, allein ich konnte nicht lange genu bleiben und würde nicht gern Hüffeln (den Schloßprediger; d. V. auf dieſe Probe geſtellt haben, denn er war ziemlich ſtörrig und zurüd haltend. Die gelehrteren Brüder (unter den Pädagogiumslehrern; d V.) hielten ſich ziemlich zu mir, und ein paar darunter ſchienen m nicht ohne Talente zu ſein, aber freilich kein Gambold und Hartl darunter. Auch geſtand Zembſch ſelbſt, daß unſere Zeiten doch d brillanteſten des Pädagogiums geweſen ſeien." Damals beſprach ſie natürlich auch Schleiermachers Lebensgang, vor allem ſeinen Austri aus der Gemeine, der ja in Barby ſtattgefunden hatte. Dabei präg Zembſch das oben zitierte Wort über die Bedeutung des Zweife für den Theologen. Auch über manche Behauptungen in ſein Reden mußte Schleiermacher dem Alten Rechenſchaft geben.

Wenige Monate nach dieſem Beſuch legte Zembſch ſein A nieder und ſiedelte nach Kleinwelke bei Bautzen zu kurzem Ruheſabb über. Noch einmal ſah er ſein geliebtes Niesky. Seine Seele leb ſchon ganz im Jenſeits. „Die Vorſtellung, den Heiland perſönlich ſehen und ſoviele bereits vollendete Gottesmänner der alten und neu Zeit kennen zu lernen, und vielleicht vom Heiland ſelbſt über die hol ſeligen Reden ſeines Mundes, an denen er ſich fleißig durch Leſ des Neuen Teſtaments erquickte, genauer belehrt zu werden, erhob ſei Seele oft zu einer himmliſchen Begeiſterung, für welche er kein Ausdruck fand." Als Brinkmann an Schleiermacher Zembſchs T meldete, der ein Jahr nach ihrem Barbyer Wiederſehen eintrat, ehr Schleiermacher ihn durch folgende Zeilen an Brinkmann IV 15(„Zembſchens Lebenslauf, wenn er von ihm ſelbſt aufgeſetzt iſt (d iſt er), würde ich auch nicht ohne Rührung leſen. Nächſt eine Staatsmann wirkt doch nicht leicht jemand mehr als ein tüchtig Schulmann, und in einer ſo langen Laufbahn." — Das letzte M gedachte Schleiermacher ſeiner und ſetzte dem nun längſt Entſchlafen einen namenloſen Denkſtein in einer Anmerkung zur dritten Aufla ſeiner „Reden" (1821; SW. I 444). Schleiermacher hatte im Te der „Reden" die Sache derer geführt, die den Geburtstag ihres religiöſ Lebens beſtimmt anzugeben wiſſen. Dabei mag er beſonders d pietiſtiſchen Erweckungen gedacht haben, deren viele ihm bei der Leſu brüderiſcher Lebensläufe in der „Abendſtunde" bekannt geworden ware Er ſprach zugleich ein perſönliches Bekenntnis aus, da er ja ſell noch des Tages, der Stunde, des Orts ſich entſann, da ihm auf eine Spaziergang mit ſeinem Vater die Begnadigung zuteilgeworden. glaubte ſomit jene Stelle ganz beſonders im Sinne ſeiner ehemalig Mitbrüder geſchrieben zu haben. Da geſchah ihm nun das Sonde bare, offenbar bei ſeinem eben erwähnten Barbyer Beſuch, daß dieſen Satz grade verteidigen mußte, „gegen einen vortrefflichen Man einen angeſehenen, nun längſt entſchlafenen Lehrer einer mir ſe werten Religionsgeſellſchaft, deren ganze Praxis eigentlich auf die

Voraussetzung bestimmter Momente der Begnadigung beruht.“ Zembsch — denn nur er kann gemeint sein — vertrat nach seiner persönlichsten Erfahrung — sein Lebenslauf sagt nichts von einer plötzlichen Erweckung — den Gedanken an ein allmähliches, unmerklich wachsendes religiöses Leben mit Berufung auf die Zeiten der Abspannung, die auch bei den plötzlich, zu bestimmter Stunde Erweckten eben auf diese Stunde zu folgen pflegten; es müßten somit Momente der Befestigung zu dem ersten Moment der Erweckung hinzutreten. Schleiermacher, der selbst zu einer bestimmten Stunde zu religiösem Leben Erweckte, gab ihm das allmähliche Wachstum zu, bemerkte aber doch, daß das Wahre das Ineinander beider Erscheinungen sei. Und so kamen sie überein.

1835 errichteten Zembschens Schüler diesem in Monplaisir, das er angelegt hatte und dessen Schönheit, aus Sand und Haide erblüht, noch heut den Gründer preist, eine schlichte Steinsäule. Die lateinische Inschrift nennt Namen, Geburts- und Todestag des zu Ehrenden. Darunter, nicht ausgeschrieben, die Bibelstelle Daniel 12, 3. Tausendmal bin ich gedankenlos vorbeigegangen an dieser allzustummen Huldigung. Doch einmal schlug ich meine Bibel auf und las mit Rührung die Worte, die den Kern von Zembschs Tätigkeit treffen: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“

In seiner SB. erwähnt Schleiermacher Zembsch überhaupt nicht. Dort nennt er von allen seinen Lehrern mit Namen nur Hilmer, geb. 1759 in Schmiedeberg, und hebt ihn auch dadurch weit über die anderen heraus. Das ist sicher nicht richtig und wird durch Schleiermachers Barbyer Brief IV 113 an Brinkmann widerlegt. Ich will gewiß Hilmers Tüchtigkeit und die Zuneigung, die grade seine Natur Schleiermacher eingeflößt hat, nicht bezweifeln; aber der Zusatz, daß dieser Hilmer ein Bruder des Berliner Ober-Konsistorialrats sei, legt noch einen anderen Grund für die namentliche Erwähnung Hilmers nahe. Schleiermacher wollte damit vielleicht zugleich das Pädagogium, das seiner Kirchenbehörde, der er seine SB. einreichte, vermutlich unbekannt war, als eine nicht zu verachtende Schule legitimieren. — (Der Berliner Hilmer, bei den Brüdern in Gnadenberg erzogen, kannte Niesky aus eigener Anschauung von Besuchen bei seinem Bruder. Er trat in der Wöllnerschen Ära unangenehm hervor.) Schleiermacher schreibt in seiner SB.: „Die Methode des Unterrichts (im Pädagogium) war zwar nicht die beste, die ich kenne, aber doch die beste, welche bis dahin auf mich war angewendet worden, und besonders werde ich unter der Menge der dasigen Lehrer einen, er war ein Bruder des Herrn Ober-Konsistorialrats Hilmer, immer mit Dankbarkeit verehren. Bei einem immer leidenden Körper (er war neben andern Leiden schief geworden) besaß er wahrhaft philosophischen Geist, ein vorzügliches pädagogisches

Talent und einen nicht zu ermüdenden Fleiß zum Besten seiner Schüler. Er wußte den Vortrag der Geschichte auf eine meisterhafte Weise zur Bildung und Anfüllung des Verstandes zu benutzen, wodurch mir ein ganz neues unbekanntes Feld eröffnet wurde und behandelte das Studium der lateinischen Sprache auf eine so faßliche und zugleich so philosophische Art, daß ich nicht nur eine ganz neue Liebe dazu bekam, sondern auch in den Stand gesetzt wurde, mir bei den übrigen Sprachen desto eher selbst zu helfen." Dieses Lob Hilmers klingt verstärkt aus brüderischen Quellen wieder, dem Lebenslauf Hilmers (Archiv), dem Brief Chr. Fr. Gregors an den Ebersdorfer Prediger nach Hilmers frühem Tode (Archiv Ebersdorf), dem Lebenslauf von Ren. Früauff der als Uhyster Lehrer Hilmer oft in Niesky besuchte, „dessen klarer gen Himmel gerichteter Geist bei seiner großen ungeheuchelten Anspruchslosigkeit und Demut und einer unbehilflichen, gebrechlichen Körperhülle von vielen verkannt wurde; mir ist er ein naher Freund geworden und geblieben". — Seine Kollegen nannten ihn den Philosophen, ließen sich von ihm namentlich zum Studium der Brüdergeschichte anregen und freuten sich bei näherer Bekanntschaft der goldenen Schätze seines Herzens.[1]) Er war früh gereift in nicht endender Krankheitsnot, die einen leichten Schleier von Traurigkeit bei aller Gottergebenheit über sein Wesen legte. Die Stellen aus Hilmers Tagebuch, die seinem Lebenslauf eingefügt sind, enthüllen seine unermüdliche Arbeit an sich selbst. Ich greife eine aus Schleiermachers Niesdher Zeit heraus. Am 4. Januar 1785 schreibt er: „Bei einem Spaziergang konnte ich dem Heiland meine und andrer Not einfältig ans Herz legen. Er schenke mir den ernsten Sinn, nur ihn zu lieben; er entzünde in mir das Feuer seiner Liebe und erwecke in mir das zärtliche Teilnehmen an dem Wohl und Wehe meiner Untergebenen, der ganzen Anstalt, ja des ganzen Werkes Gottes auf Erden."

Okely, der auf seiner Stube, der ersten, war und keine besondere Vorliebe für ihn erkennen läßt — Okely schwärmt für den Lehrer Treschow — erwähnt ihn als seinen Stubenlehrer natürlich mehrfach. Eines Sonntags verlangt er von ihnen entsprechend einem Konferenzbeschluß, sie sollten zum Zweck leichterer Bücherkontrolle alle ihre Bücher registrieren. Okely ist außer sich über diesen Argwohn und die dumme Maßregel; denn er würde unerlaubte Bücher, wenn er sie hätte, eher vernichten als angeben. — An einem Sonnabend sitzt er mit seinen Kameraden im Maiblumenwäldchen; er will in einem

[1]) Hilmer war für Schneider, seinen Kollegen, ein treuer geistlicher Berater; sie studierten gemeinsam Schrautenbachs und Spangenbergs Zinzendorf; Dem Scheidenden schrieb Schneider ab — auch das ein sumiger Brauch der Brüder neben den Stammbuchversen — Uz' damals vielgelesenes Lehrgedicht in Alexandrinern „Die Kunst stets fröhlich zu sein." So schrieb der Student Brinkmann in Barby seinem Inspektor Baumeister zum Abschied den Synodalverlaß ab und freute sich schon beim Schreiben auf den Abschiedskuß, den er vom Baumeister dafür zu erhalten hoffte und erhielt.

französischen Miszellaneenband lesen, aber das muntere Geplauder der Kameraden zieht ihn ab. Sie reden davon, wie ungeschickt Hilmer das Fleisch quer über die Knochen weg tranchiere und die Suppe so blindlings und heftig austeile, daß nichts aus dem Löffel in den Teller gelange. Am folgenden Sonntag — welcher Internatsschüler kennt nicht die Melancholie des Sonntag-Nachmittags — sitzen sie auf der ersten Stube zusammen. Da erscheint Hilmer — er hatte Dienst — und liest ihnen einen erschrecklich lustigen Brief eines englischen Doktors über seine Amerikareise vor. „Der übrige Teil des Nachmittags hätte nicht schwerer und dürrer sein können, sodaß ohnerachtet der großen Hitze und der Lahmheit, die ich dem Schuster zu danken hatte, der Rückweg von Ullersdorf, wohin Hilmer in aller Dürre gelaufen, in kurzer Zeit zurückgelegt wurde, uns aber dennoch schrecklich lang vorkam.“ 14 Tage darauf begleitete Ökely Treschow, den Lehrer der 2. Stube, zu einer Gemeinstunde nach Trebus. „In Trebus geriet ich wirklich in heiligen Eifer, da ich sah, mit welcher Geringschätzigkeit die „Stunde“ (=Gottesdienst) daselbst behandelt wird. Vors erste fanden sich nur 15 Leute ein. Eine wahrhaftig kleine Anzahl! Aber auch nicht einmal so viel Zuhörer haben sie vor gewöhnlich. Hilmer hat drei gehabt. So unempfindlich er auch ist, ist es dieser Beschimpfung vermutlich zuzuschreiben, daß er den Rückweg nicht zu Fuß, sondern auf Witschels Gaul machen mußte. Dieses Mal waren also doch 15; aber sie setzten sich so zerstreut auf dem kleinen Sälchen hin, daß es nicht aussah, als wenn sie zu einer Versammlung zusammenkämen. Einer saß in diesem Eck, der andre in jenem. Während der Rede, die weit besser war, als das Auditorium verdiente, fing ein Hahn im Vorhaus an zu krähen. Niemand rührte sich in der ganzen Versammlung. Es schien in der Tat, als wenn es eine gewohnte Sache wäre; und das Tier strengte, wie es schien, alle Kräfte an, eine ganze halbe Stunde lang Treschow zu überschreien.“

Hilmer starb schon 1797 in Ebersdorf, wohin er mit der Neuwieder Knabenanstalt, deren Inspektor er geworden war, vor den Franzosen geflüchtet war. Er ist der Typus eines edlen brüderischen Erziehers, der sich in der Arbeit an der Jugend selbst verzehrt hat, in diesem Reich selbstloser Seelen der selbstlosesten einer. Der jüngere Gregor schreibt in dem erwähnten Ebersdorfer Brief: Er habe laut weinen müssen, als er die Nachricht von Hilmers Tod gelesen. „Sein zärtliches, weiches Herz gegen den Heiland, sein verbindlicher sanfter Umgang, seine Treue und Gaben und seine geräuschlose Brauchbarkeit, ja alles war edel und kostbar. Und nun ist der Genuß von dem allen uns entzogen. Ei nun, gesegnet sei und bleibe sein Andenken, sanft ruhe sein schwächlicher Leib im Grab bis zum frohen Auferstehungstag, und wohl, ja unaussprechlich wohl tue ihm unser lieber Herr an seinen Wunden, auch in unserm Namen.“

Als die geistig bedeutendsten Männer des Lehrerkollegs seiner

Zeit bezeichnet Schleiermacher IV 113 die beiden Engländer Gambold und Hartley. Der starke Prozentsatz englischer Lehrer und Schüler hatte darin seinen Grund, daß damals alle Theologen der englischen Brüdergemeine in Niesky und Barby ausgebildet wurden und dann noch ihre Lehrerjahre in Deutschland absolvierten. Für Schleiermacher waren von Bedeutung die Engländer Horne, Gambold, Moore, Okely.

Gambold, geboren 1760 in London, war sehr vielseitig begabt. Als Spangenberg den Studenten gelegentlich einer Seminariumsrevision kennen lernte, notierte er, daß Gambold ein Beweis sein werde, daß man auch in Barby etwas Tüchtiges lernen könne. Okely als Primaner spricht ihm die „seltensten Fähigkeiten" zu. Sein Unterricht in alten Sprachen und Mathematik war gleich tüchtig. Als Botaniker konnte im Kollegium nur Hilmer mit ihm konkurrieren. Sein Kollege Schneider findet, daß er in den Monatsexaminen eigentlich stets den Apfel abschieße. Er war zugleich ein vielseitiger ausübender Musiker — er orgelte z. B. gern im Gottesdienst — und Komponist. Fries sagt, daß er in seinen letzten Pädagogiumsjahren der reinen Mathematik treu geblieben sei, „gefördert durch die Anregung des Engländers Gambold, eines guten Mathematikers und talentvollen Musikers, der mir besonders auch das Rätsel der Akustik und Theorie der Musik stellte." Schleiermacher hat mit Sicherheit bei Gambold Latein in der 1. Klasse gehabt, die zwischen Gambold und Zembsch geteilt war.

Von Hartley spreche ich nicht ausführlicher; denn Schleiermacher hat augenscheinlich keinen Unterricht bei ihm gehabt. Die hohe Wertung Hartleys übernahm er anscheinend von Brinkmann, der auch nach seiner Übersiedelung nach Halle noch mit Hartley in Verbindung blieb, mehrere seiner gedruckten Gedichte an Hartley (=Alkon) richtete und rückblickend in seinem Brief an Zembsch 1803 ihn unter die vier ausgezeichnetsten Köpfe seiner Periode rechnete.

Unter diese vier zählt er neben Hartley, Schleiermacher, Albertini dann noch Karl B. Garve, den er an erster Stelle nennt. (Lebenslauf, Handschrift, Archiv.) Garve (1763—1841) ist der einzige aus Schleiermachers Lehrerkollegium, dessen Name durch die Aufnahme seiner Kirchenlieder in alle deutsch-evangelischen Gesangbücher in weiten Kreisen bekannt geworden ist. Er trat Frühjahr 1784 von Barby aus in Niesky zugleich mit Hartley als Lehrer ein.[1]) Schleiermacher hat wohl bei ihm, den Okely freilich unter seinen französischen Lehrern nennt, keinen Unterricht gehabt; doch war es immerhin von Bedeutung,

[1]) Brinkmann März 1784 vor Garves Abreise nach Niesky: „Garve ist mehr gelehrt und klug als zum Unterricht geschickt und Erzieher garnicht. Ohnedem stolz; er wird immer in nimbo einherwandeln. Ergreift er eine falsche Methode, so ists um so schlechter, da er, fest überzeugt, daß niemand klüger ist als er, sie nie nach andern verbessern wird. Übrigens haben beide (Garve und Hüffel; d. V.) keine Lebensart; doch auch ein Fehler." Derselbe, als er Garve Oktober 1785 in Niesky wiedergesehen: „Garve ist so frei philosophisch

daß ein so bedeutender Mann dem Lehrerkollegium Schleiermachers angehörte. Eine nähere Bekanntschaft bahnte sich zwischen beiden erst 1810—1816 in Berlin an. — Garve, offenbar schon auf dem Seminar oder in seinen ersten Nieskyer Jahren für Kant und Jacobi gewonnen, befand sich in Niesky als Lehrer in innerer Gährung. Er lebte in philosophischen und literarischen Interessen; schon in Barby hatte er dem bekannten Sprachforscher Adelung heimlich einen Aufsatz über die deutsche Sprache geschickt, und den ersten Entwurf seines nachmals gedruckten deutschen Versbaus schrieb er als Lehrer von 1786 an als Widerlegung des „Versuchs einer deutschen Prosodie“ von K. Ph. Moritz. Das Christentum, speziell das Herrnhutertum war ihm gleichgiltig. Über seine schroffen Ausfälle gegen beide Erscheinungen im Kollegenkreise — so erklärte Garve einmal, ihn wandle ein Grauen an, wenn er Herrnhut erblicke — ist Schneider unglücklich. Dazu kam Garves unliebenswürdige Art. Schneider nennt ihn „einen menschenfeindlichen Charakter“, er sei „eigennützig und selbstisch oder eigentlich wohl nur ein gar zu großer Sonderling“. Als das theologische Seminar von Barby nach Niesky verlegt ward, ward Garve als Nachfolger Bossarts an dasselbe berufen als Professor der Philosophie und Geschichte. Diese Jahre, 1789—1797, waren die Glanzzeit seines Lebens. Schneider in seiner strengen Schriftgläubigkeit klagt mehr als je über den freisinnigen Dozenten. „Garve redet über die jüdische (Geschichte) doch zu sehr im neuen Geschmack und tut dadurch gewiß Schaden: ‚Sie kriegten Manna und Wachteln, da sies wollten; wers glauben kann.‘ Mit seiner Philosophie ist er über alles hinweggeführt.“ — Ein andermal: „Auf No. 9 war Garve, wie jetzt öfters, wieder sehr impertinent; Paulus hätte sich schämen sollen, mit dem Barnabas so zu zanken, so würden wir uns jetzt nicht seiner schämen müssen. Das Beten und unsre Vorstellung von der Versöhnung sei Täuschung, die Bibel widersprüche sich oft. Steigt nicht dem Herrn Professor sein unerwartetes Glück (Professor geworden zu sein; d. V.) etwas zu Kopf?“ Als Schneider aber einmal anmerkt, er finde garnicht so viel Außerordentliches an Garve, bemerkt Hartley nach Lesung dieser Stelle an den Rand des Tagebuches: „Tadle mir meinen Garven nicht; wäre ich in Niesky, ich besuchte alle seine Kollegia, wenn er gleich über mich lachte; das müssen ja seine besten Freunde einstecken.“ Jedenfalls gewann Garve begeisterte Schüler, keinen begeisterteren als den nachmaligen Jenenser Fries. Letzterer schrieb an Christl. Reichel, der ihm das Lob von Garves Nachfolger, Albertini, gesungen: „Ver-

denkend wie nur Beier und doch macht ihn dies in seinem Fach nicht weniger brauchbar.“ Dabei muß aber doch auch damals trotz Philosophie und Literatur die Religion ihren Platz in Garves Herz behauptet haben. Er dichtete damals schon religiöse Lieder für den Gebrauch der Pädagogiumsgemeinde. So wurden am Knabenfest 1788 die Schüler mit einem eigens dafür verfertigten Lied Garves aus dem Schlaf gesungen.

achte mir Garven nicht; denke an die Stunden, in denen er durch seinen Vortrag philosophisch-moralischen Enthusiasmus so zu beleben wußte, daß auch die Unphilosophischen unter uns zum Schweigen genötigt wurden. Freilich war er sonst unumgänglich, grillenhaft, anmaßlich; da mag Albertini besser sein, aber ein besserer Lehrer der Philosophie, nein, das ist er nicht. Garves Philosophie hatte sehr schwache Stellen, aber er lehrte uns nicht sie, sondern mit Interesse philosophieren." Derselbe in seiner SB.: „Die 3 Jahre im Seminarium (1792—1795) gehören zu den schönsten meines Lebens. Mit dem ersten Gefühl geistiger Freiheit wurde mir zugleich lebendige Anregung des selbständigen Gedankens und lebendige Anregung von Geschmack und Gefühl. Einer unsrer Lehrer (eben Garve; d. V.) lebte in philosophischen Betrachtungen und war dabei ästhetisch hoch ausgebildet." — Da Garve mehr Philosophen als Theologen heranbildete, ward er 1797 vom Seminar abberufen ans Unitätsarchiv nach Zeyst-Holland. Der lakonische Lebenslauf seiner Kinder urteilt: „Wie tief es ihn auch schmerzen mochte, einen lieben Wirkungskreis vertauschen zu sollen, zu dem er von seinem Schöpfer so vorzüglich ausgerüstet zu sein schien, so erkannte er doch die Stimme des Herrn deutlicher in diesem Ruf als in anderweitigen ehrenvollen Anträgen, die ihn damals schon für eine deutsche Universität zu gewinnen suchten." Nach traurigen Wanderjahren, die einen mit Schrecken erkennen lassen, wie die Unitätsdirektion damals mit einer so kostbaren Kraft zu verfahren wagte, traf er mit Schleiermacher in Berlin zusammen, wo er von 1810—1816 Gemeinprediger war. Die ihm angetragene Professur an der Berliner Universität — durch Schleiermachers Vermittelung? — lehnte er ab. Der Lebenslauf sagt: „Seine eigne Lage blieb dabei kümmerlich; doch wollte er auch in Armut lieber der Unität dienen, als eine ihm angetragene Professur an der damals in Berlin errichteten Universität übernehmen". Brinkmann, nun Londoner Gesandter, gratulierte ihm dazu: „Terque quaterque beate, tu, qui ministerio magisterium postponis! Mithin den ewigen Lehrerglanz im Himmelreich (Daniel 12, 3) dem Meteorglanz auf dem Parnaß und am Olymp vorgezogen hast". — 1816—1836, als er Prediger in Neusalz a. O. war, erschienen in schneller Folge eine Anzahl seiner Werke im Druck, die zum Teil im Entwurf schon im 18. Jahrhundert entstanden waren.[1])

[1]) Garves Werke. 1786 Lyrische Gedichte (15), ohne sein Wissen von Brinkmann herausgegeben. Dann Pause von rund 40 Jahren; eine Folge seines Lebensganges. Dann: Neue Liturgieen; 1825 Christliche Gesänge, sein bekanntestes Werk. 1827 Brüdergesänge, 66 Lieder, aus Veranlassung seines Amts gedichtet und „als Gabe dargereicht aus dem geringen Vermögen des Verfassers zu der 100jährigen Jubelfeier des eigentlichen Brüdergemeinbundes". — Ebenfalls 1827 der deutsche Versbau (Reimer). 1828 Themis der Dichtkunst, ein Lehrgedicht (Reimer); auf dies Werk hin ihm der Leipziger Lehrstuhl für deutsche Literatur angetragen; lehnt ab, da ihm Kraft, Begabung, Lust

Schleiermacher kennt und nennt von ihm in seinem „Gespräch“ 2 Werke: Die neuen Liturgieen, das Liturgieenbuch der Brüder von 1823, das hauptsächlich Garves Werk ist, und seine „Christlichen Gesänge“ 1825. Von den 303 Nummern dieses Werkes sind gegen 50 Lieder in die verschiedenen Gesangbücher der evangelischen Kirchen übergegangen, während das Brüdergesangbuch ihn nur in beschränktem Maße aufnahm. Anscheinend hat gerade das, was ihn gegenüber anderen Herrnhutern der Landeskirche empfahl, seine Sorfalt in der Form und Mäßigung in der Empfindung, seine Beliebtheit bei den Herrnhutern gehemmt; er ist ihnen zu nüchtern, zu reflektiert, zu gefeilt. Der Brüderhistoriker Joh. Plitt in seinen „Denkwürdigkeiten“ nennt als die Koryphäen der Brüdererziehung damaliger Zeit Schleiermacher, Albertini, Fries. Garve fehlt. So hat die Ungunst, die über dem Lebenden waltete, auch den Toten noch nicht verlassen.

4. Beurteilung des Pädagogiums.

Wir kennen nun die Gemeine, das Internat, die Schule, die Lehrer, unter deren Einfluß die Pädagogisten — Schleiermacher $2^1/_4$ Jahr — standen. Wie war die Wirkung? — Ich habe schon in die Darstellung mannigfache Urteile von Schülern des Pädagogiums verwoben. Auch die Urteile der Apostaten über das Herrnhutertum enthalten vielfach zugleich Urteile über die religiöse Seite der Pädagogiumserziehung. Ich hebe darum hier nur Einzelnes noch hervor. Ich spreche zunächst von der Herzensbildung, dann vom Unterricht, dann der gesellschaftlichen Bildung; zum Schluß gebe ich einige Urteile aus damaliger Zeit. Der Nachdruck fiel ganz auf die Entwickelung des Gemüts, des Gefühls; Kälte, Hartherzigkeit, Empfindungslosigkeit galt als schlimmster Fehler. Auf tausend Weisen suchte man die Saiten des Gemüts zum Klingen zu bringen, überzeugt, daß ein entwickeltes Gemüts- und Phantasieleben die Voraussetzung der Religiosität sei. So ward denn tatsächlich auch bei denen, die die Brüdermystik verwarfen, eine tiefe gemütliche Ausbildung erreicht. Ein schönes Lied, ein Naturschauspiel, ein Musikstück, ein liturgischer Gottesdienst löste bei diesen zartgestimmten, leicht ansprechenden Seelen Ströme von Empfindungen aus. Es ist kein Zufall, daß die Gemeine, das Pädagogium so viele Lyriker — damals Garve, Brinkmann, Albertini — und Musiker — damals Gambold, La Trobe — heranbildete.

In diesem gefühlvollen Kreise, dem das Leben in der Familie, der Verkehr mit Mädchen ganz fehlte, fand das Liebebedürfnis seine

---

fehle. 1830 Schule der Weisheit (Leipzig, Kummer). 1831 die Oden des Q. Horatius Flaccus (Übersetzung; Reimer). 1839 der Volksvertreter, jambisch in 12 Betrachtungen (Karlsruhe, Groos). — Außerdem handschriftlich im Germanischen Museum-Nürnberg 2 Bände Gedichte aus Nachlaß Garves. Verstreute Gedichte im Brüderboten. Knapp hat in seinen Evangelischen Liederschatz 51 Gedichte Garves aufgenommen.

Befriedigung in einem geradezu leidenschaftlichen Kultus der Freundschaft. Gegen sinnliche Entartungen derselben — Greuel nannten sie die Brüder — waren sie auf das peinlichste auf der Hut. Solche Sünder wurden rücksichtslos entfernt, und Brinkmanns wie Schneiders Lehrertagebuch zeigen die tiefgehende Erschütterung, die eine solche „Entlassung wegen Greueln" bei diesen reinen Seelen erregte. — Die Schülerfreundschaften, auf der Sympathie der Gemüter sich gründend, waren doch auch oftmals daneben in ganz bestimmten Richtungen tätig, man botanisierte, musizierte, studierte zusammen — wie Schleiermacher und Albertini die Griechen und Hebräer — man las und dichtete gemeinsam, und nicht zum mindesten suchte man sich gemeinsam zum Dienst des Herrn und der Gemeine zu fördern. Viele Lebensläufe preisen den Segen solcher religiöser Pädagogiumsfreundschaften, nicht selten im Gegensatz zum Seminar, wo die Kritik, die eigene und fremde, der kindlichen Glaubenseinfalt der Knabenjahre ein Ende machte.

Bei vielen, namentlich den jüngeren, noch nicht reflektierenden Schülern ward der religiöse Zweck der Erziehung erreicht. Sie lebten in traulichstem, kindlichstem Umgang mit dem Heiland. Schneider und Brinkmann in ihren Tagebüchern berichten nicht nur über die täglichen Gottesdienste, sondern es finden sich viele Herzensergüsse, Gebete und nicht selten die Formel, eine charakteristische Wendung, für den Abschluß des Tages: „Abends im Bett redete ich mit dem Heiland aus". In Okelys Tagebuch, das für einen weiteren Kreis bestimmt ist, fehlen religiöse Bekenntnisse, Gebete; aber der Gottesdienst, die Predigten seiner Lehrer, die Aufgaben der Brüdergemeine spielen eine bedeutende Rolle. Man fühlt es, daß man es mit einem frommen Jüngling von warmem herrnhutischen Patriotismus zu tun hat. Jedenfalls trat er wie Brinkmann, obwohl beide schon im Pädagogium gelegentlich Zweifel an der Wahrheit ihrer religiösen Gefühle hatten, doch im wesentlichen als kindlich frommer Herrnhuter ins Seminar ein. Fries gibt in seiner SB. einen Überblick auch über seine religiöse Entwickelung im Pädagogium. Schon dies zeigt trotz des Tons, der grade in diesen Abschnitten herrscht, wie bedeutsam ihm selbst trotz allem diese Seite seiner Jugendentwickelung war; hat er sich doch auch später als Mann der Wissenschaft für seine Gesamtauffassung der Religion auf die Lehren der Brüder und damit auf seine persönlichen Erfahrungen vor allem im Pädagogium ausdrücklich berufen. Zweierlei ist bei der Darstellung von Fries zu beachten. Er lebte seit seinem fünften Jahr in der Nieskyer Anstalt; vieles also, was auf Schleiermachers Geist als neu und originell einwirkte, war für Fries als Pädagogisten gewöhnlich und nichtssagend geworden. Zweitens war seine Frömmigkeit stärker entwickelt, als seine SB. eingesteht. Nach letzterer will er erst mit dem 16. Jahr in die Frömmigkeit eingetaucht worden sein, während z. B. Schneider in der oben gegebenen Cha-

rakteristik vom 15jährigen Fries sagt, daß er Gnadenbesuche vom Heiland schon oft erfahren habe. Das ist freilich richtig, daß er im Gegensatz zu anderen schwärmerischen Naturen durch relative Herzenskälte seinen Lehrern Kummer machte. Nach diesem Vorbehalt gebe ich Fries' eigene Ausführungen.

Er schreibt zunächst von seinen Kinderjahren, daß er an nichts in der Schule Anteil genommen. „Wir lasen meist, nachher auch lateinisch, die Bibel; ich wenigstens fast immer ohne Sinn und Verstand. Auch der Schlendrian des herrnhutischen Gottesdienstes war mir von Beginn her alltäglich und machte fast keinen Eindruck auf mich. Nur die vierwöchentliche Ohrenbeichte, dort Sprechen genannt, weckte in mir Wahrhaftigkeit und treue Ehrlichkeit." Dann führt er aus, daß für Entwickelung einer selbständigen, nicht religiös unterbauten Sittlichkeit fast nichts geschehen sei. „Man vertraute fast einzig dem Schlendrian der täglichen Religionsübungen." Da er meist mit ungebildeten Handwerksgesellen als Stubenaufsehern zusammengelebt, habe ihn das religiöse Leben bis zum 16. Jahre garnicht berührt (? d. V.). „Den Religionsunterricht nahm ich nur für den Verstand, in der Predigt gab ich nicht acht, in den Abendversammlungen schlief ich regelmäßig; nur die Missionsberichte, allenfalls Lebensläufe und ähnliche Berichte hielten mich wach. Noch erinnere ich mich mit Vergnügen, wie ich sogar in einer höheren Klasse mit einem Graf F. L. einen besonderen Freundschaftsvertrag darauf abgeschlossen hatte, daß wir immer Hand in Hand so auf den Betsaal gingen, daß wir mitten auf einer Bank nebeneinander zu sitzen kamen, wo er mir dann auf der Bank ohne Lehne gestattete, mich an seine Seite zu lehnen, um ruhig schlafen zu können. — Freundlich war zwar Weihnachten und mancher andere Festtag als Kinderspiel, aber einzig die Feier der Marterwoche und des Ostermorgens machte mir einen wahrhaft religiösen Eindruck."

Seine sittlichen Ansichten habe er damals an Cicero sehr tölpisch ausgebildet. „Doch diese Ansichten änderten sich nach einiger Zeit wesentlich." Er kam unter den Einfluß der herrnhutischen Gefühlsreligion, die schon bisher stärker auf ihn gewirkt, als diese Ausführungen zeigen, im Sommer 1788 in seinem 15. Jahr, also ungefähr in dem Alter, da Schleiermacher seine ersten Erfahrungen im Herrnhutertum machte. „Herr C. von Forestier, Leutnant bei der Garde in Berlin, hatte seinen Abschied genommen, um zu den Herrnhutern zu gehen. Er wurde bei uns angestellt anfangs als eine Art Exerziermeister; nachdem er uns aber einige Wochen hatte über Stühle springen lassen, übergab man ihm das Exerzitium unserer Herzen. Er hatte eine tiefgemütliche Ausbildung und Talent zur erbaulichen Rede. Dieser interessierte sich herzlich für mich, und es dauerte ihn, daß das Los mir den Zutritt zum Abendmahl immer verweigerte, während meine Kameraden alle schon dazu gelangt waren.

Da nahm er mich allein zu ſich, redete mir dringender zu, kniete mit mir nieder und betete für mich. Dadurch gewann er mein Herz für ſich und machte mich glauben, daß ich die Gnadenwirkungen des heiligen Geiſtes an meinem Herzen ſpüren und vor dem Genuß des heiligen Abendmahls ein Gefühl der Vergebung der Sünden erlangen müſſe. Treuherzig und ehrlich ſtrebte ich danach und erlangte dann es auch bald. Indeſſen blieb es mir doch immer ein erzwungener Zuſtand, weil ich mich in die Schönheit der angebeteten Bilder der Andacht und des Troſtes garnicht finden konnte. Ich ging nie zum Abendmahl, ohne vorher ein beſonderes Gefühl der Vergebung der Sünden erhalten zu haben, und gewann Augenblicke des Gefühls einer beſonderen Nähe Jeſu. Aber es wollte mir mit dieſen Dingen doch nicht recht gelingen. Ich bedurfte dazu einer unbequemen, gewaltſamen Anſpannung; daher erhielt ſie ſich immer nur von der Beichte vor dem Abendmahl (Donnerstag Abend; d. V.) bis nach der Dankſagungsliturgie nach demſelben (Sonntag früh; d. V.); nach dieſer war ich gleichſam froh, mich wieder frei zu fühlen. Mein Hauptleiden war, daß ich mich in den blutigen Schmerzensmann und ſeine Marterſchöne verlieben, daß dabei mein Herz überfließen ſollte von Dank für das Leiden, welches er für mich ausgeſtanden habe, mich zu erlöſen; ich konnte mich zu dieſem Danke nicht durchfinden und an dem Bilde einer Leiche (für das Albertini und Schleiermacher als Pädagogiſter ſich begeiſterten) keine Freude gewinnen. Ich dachte oft, wäre es das Bild eines Freundes oder wären es ſchöne Blumen, ſo ſollte es wohl gelingen; aber ſo war es mir unmöglich; denn die große Not um die Sünde machte keinen Eindruck auf mich. Die Marterſchöne des blutigen Schmerzensmannes, die ich fühlen ſollte, blieb mir nicht nur bedeutungslos, ſondern ein widerliches, geſchmackloſes Bild."

Dieſe künſtlichen Anſtrengungen der Phantaſie, ein Kommentar zu Schleiermachers kurzen Andeutungen in der SV., wurden bei Fries in den letzten drei Pädagogiumsjahren matter. Zembſch klagt, daß er über der Mathematik den Heiland zu vergeſſen ſcheine. Hüffel, ſein vielgeliebter Lehrer, notiert, obwohl er ſich freut, daß vor einem Abendmahl alle, „ſogar Fries", ſich durch Leſen in ihren Geſangbüchern in die gewünſchte Stimmung zu ſetzen ſuchen, im Tagebuch von ihm: „Vom Heiland weiß er wenig oder nichts." Dazu bemerkt Schneider, der mit Hüffel im Tagebuchaustauſch ſtand, ſehr bezeichnend an den Rand: „Genießt er Jeſum nicht in der Stille?" Fries ſelbſt ſagt von den letzten Schülerjahren, die ihm in lebhafter, auch ſchon philoſophiſcher Privatarbeit vergingen: „Mein lieber Foreſtier gab ſich viele Mühe, mir den Glauben zu ſtärken, und forderte mich deswegen öfters auf, Verteidigungsſchriften für denſelben zu leſen. Ich erwiderte ihm jedoch, er dürfe mir ja doch die Schriften der Gegner nicht mitteilen, und da wolle ich die Sache lieber anſtehen laſſen, bis ich Rede und Gegenrede vergleichen könne." So war ſein Zuſtand am Ende

des Pädagogiums der vieler andrer vor und nach ihm; es war der bei dieser Art der Gefühlsfrömmigkeit natürliche. Er machte nach wie vor „seine frommen Anstrengungen für die Andacht", die er alle um sich her mit mehr oder weniger Erfolg machen sah. Aber es wollte ihm je länger, je weniger glücken. Dies erregte ihm anscheinend so wenig wie Schleiermacher Zweifel an der Richtigkeit der herrnhutischen Gefühlsreligion. Erst im Seminar brach er erkenntnismäßig mit dem „herrnhutischen Mythus" und gab weitere Anstrengungen seiner Phantasie auf.

Gegen die übermäßig häufigen Gottesdienste namentlich an den Festtagen wurden natürlich viele, auch ernst Religiöse, abgebrüht. „Gott Lob, Ende der Feiertage" jubelt Brinkmann einmal nach Ostern. Selbst Ren. Früauff klagt, daß sie dadurch zur Gleichgiltigkeit gewöhnt worden seien. Jedenfalls schuf sich die gesunde Natur der Jugend, wie Fries es so ergötzlich erzählt, selbst Hilfe gegen das Übermaß der religiösen Bearbeitung. — Okely schildert einmal einen Abendmahlssonnabend, den heiligsten Tag der Brüder — er war schulfrei und sollte in stiller Sammlung verbracht werden. Sie hätten nachmittags an der hohen Straße unter den erhabenen Fichten gelagert. Das Gespräch war lustig, welches auf die Arbeiter in der Gemeine fiel. „Ich kriegte dabei die tröstliche Hoffnung, daß es noch immer nicht leicht an begabten und tüchtigen Personen fehlen wird, um die Stelle der Alten zu ersetzen". Dann schließt er: „Ich hätte gewünscht, daß mein Tagebuch von diesem Tag die Stille ausgedrückt hätte, die billig bei uns als Abendmahlsgenossen herrschen sollte, wenn wir einen solchen Genuß vor uns haben. So aber bin ich, ich weiß selbst nicht wie, ins Schwätzen gekommen. Geht es uns nicht allen so an diesem Tage? Urteile Leser!"

Bei vielen, die durch die Zwangsgottesdienste gleichgültig geworden waren, bricht dann doch wieder gelegentlich, namentlich beim Abendmahl, die religiöse Empfindung — oder war es eine musikalische, eine poetische in religiöser Fassung — übermächtig durch. Sie sind außer sich vor Liebesgefühl gegen den Heiland.

Der Unterricht leistete tüchtiges, er weckte vor allem Liebe zur Wissenschaft. Neben dem Unterricht kam dem geistigen Leben der Schüler zustatten das streng geregelte Leben, die Weltabgeschiedenheit, die die stille Versenkung in die Arbeit erleichterte; dann der ständige Umgang mit einem Kollegium tüchtiger Lehrer grade auch außer der Schule; endlich die geistige Anregung aus dem Kameradenkreise selbst. Die Privatstudien, zu denen die Schule Zeit ließ, die sie als Ergänzung forderte und förderte, blühten und wurden bei vielen zu lebenslänglichen wissenschaftlichen Liebhabereien.

Das Vorbild der vielseitig gebildeten Lehrer, die Teilnahme der tüchtigen Köpfe an den vielseitigen Privatstudien des ganzen Kameradenkreises wirkten der Einseitigkeit glücklich entgegen. Vielseitigkeit der Bildung, nicht Gelehrsamkeit in einem Gebiet, forderte der Lebensgang von einem „Diener" der Gemeine: er war erst Lehrer an einer

der verschiedenen Schulgattungen, dann ward er Geistlicher oder Leiter einer Schule, häufig beides zugleich, häufig aus einem in das andere Amt einmal, mehrmals überspringend. Der Geistliche sollte womöglich Poet sein, um seine Gemeine durch eigene Poesieen erbauen zu können, wenn möglich Musiker, um den musikalischen Kultus voll leiten zu können. Kurz der Arbeiter mußte vielseitig sein, Fachmänner waren unbrauchbar. So war auch das theologische Seminar eigentlich ein fortgesetztes Pädagogium; alle Hauptfächer des letzteren wurden dort weiter gelehrt, freilich unter Hinzufügung der Theologie.

Alle bedeutenden Schüler jener Ära zeigen diese Vielseitigkeit. Bei Schleiermacher und Fries, den beiden Hochschullehrern, eine erstaunliche Mannigfaltigkeit in Vorlesungen wie schriftstellerischen Schöpfungen; Garve übersetzte als Brüderprediger den Horaz, dichtete seine Lieder, schrieb über das Technische des deutschen Versbaus, ganz zu geschweigen der vielseitigen Vorlesungen seiner akademischen Ära; Albertini schrieb als Dozent am theologischen Seminar sein Pilzwerk, las über Naturwissenschaft, Philosophie, Theologie, dichtete später seine geistlichen Lieder, war der gefeiertste Redner der Brüder; Brinkmann, produktiv nur in lyrischen Gedichten, philosophischen Episteln, Essays, Rezensionen, hatte eine unersättliche Vielseitigkeit der Interessen, sodaß ihm Baumeister in Barby riet, eine Warnungstafel über sein Pult zu hängen: Heu fuge ceu pestem *τὴν πολυπραγμοσύνην*. — So wird man vielleicht sagen dürfen, daß Schleiermacher nicht nur religiös, wie er das Wort prägte, sondern auch in seiner geistigen Vielseitigkeit ein Herrnhuter war, wenn auch höchster Ordnung.

Als Hauptmangel des Pädagogiums tritt hervor die absolute Absonderung von der Familie, den Frauen, das Fehlen jeder gesellschaftlichen Bildung. Schleiermacher fand bei seinem Austritt aus dem Seminar, daß es ihm „an Geschmeidigkeit und feinen Sitten gänzlich fehle“ (SB.); Fries war bei derselben Gelegenheit nicht viel hoffnungsvoller als Schleiermacher; denn „ich war meiner Ungeschicklichkeit und grenzenlosen Unbeholfenheit im geselligen Leben mir zu wohl bewußt.“ Damit hängt zusammen die Unkenntnis der wirklichen Welt, die man nur durch das Medium der Literatur kennen lernte, vor deren Berührung man infolgedessen je nach der Gemütsart entweder scheu floh, — wie fürchtete sich Schleiermacher bei seinem Abgang von Barby vor der freien Welt und der vermeintlichen Rohheit seiner künftigen Sodalen (SB.) — oder sie in übertriebenem Verlangen nach dem Unbekannten leidenschaftlich ersehnte. So Brinkmann. Wenn Garve seine gesellschaftliche Unbeholfenheit und Blödigkeit beklagt, die an seiner Vereinsamung schuld sei; wenn Schleiermacher an Albertini und sich die Fähigkeit vermißt, mit Anmut und Leichtigkeit in die gewöhnlichen Dinge herabzusteigen, die kleinen Talente, die den Menschen im täglichen Leben nützlich oder angenehm machen und die höheren Talente für die Unwelt erst erkennbar machen; wenn Fries bekennt,

daß die von den Brüdern geerbte Stimmung ihm das Genießen für sich leicht, in Gesellschaft mit anderen dagegen schwer gemacht habe, so ist das sicher mit ihrer Internatserziehung auf Rechnung zu setzen.

Doch lassen wir nach Paulsens Grundsatz die zuständigen Richter, die Schüler, selbst zu Worte kommen. Reichel, Brinkmanns Kolonnengenosse, urteilt in der JW.: „Der Nutzen (des Besuchs des Pädagogiums) kann nicht größer angegeben werden als derjenige, den eine jede andre gut eingerichtete Pensionsanstalt hat. Die Zöglinge kommen in Sprachen und Wissenschaften vielleicht weiter als in einer andern gewöhnlichen Schule, weil sie in Absicht auf andre Beschäftigungen sehr eingeschränkt sind, aber was Welt- und Menschenkenntnis betrifft, bleiben sie auch natürlicherweise sehr zurück." Beyer, Schleiermachers Freund, sagt nach zweijährigem medizinischem Studium in Jena zu Schneider, daß man in Niesky in den alten Sprachen, selbst in der deutschen Literatur, die schulmäßig nicht gelehrt ward, weit mehr lerne als die Schüler von Strohts in Gotha. Haftfer (bei Schneider) schreibt aus Halle 1788, daß ihm der Philosoph Eberhard bei einem Besuch gesagt, „daß alle Nieskyer Lichter der Universität wären." Es befanden sich damals gegen acht dort, darunter hervortretend Brinkmann, Schleiermacher, von Gabel, ein Kolonnengenosse Schleiermachers. Ihnen gilt wohl vor allem das Urteil Eberhards.

Fries urteilt über den Nieskyer Unterricht: „Die ganze Gesellschaft unserer Lehrer hatte neben dem ernsten wissenschaftlichen Interesse ein sehr lebhaftes für Naturschönheiten und, geführt von einem guten Geschmack, für alle Werke der schönen Künste. Dies führte uns mit. Überhaupt war in den herrnhutischen Anstalten schon damals der Unterricht sehr wohl geordnet. Das lebendige Interesse der meisten Lehrer, besonders meiner unvergeßlichen Lehrer Hüffel und Garve, mußte auch uns kräftig anregen. Dabei war für den Inbegriff alles wahrhaft Wissenswürdigen in allen höheren Klassen vielseitig gesorgt."

Brinkmann endlich in seinem Brief an Zembsch 1803: „Die Vortrefflichkeit des Unterrichts, wenigstens zu meiner Zeit, habe ich erst vollkommen einsehen gelernt, seit ich Gelegenheit gehabt, Ihre Anstalten mit anderen sine ira et studio zu vergleichen. Es gab freilich einen Augenblick, wo ich mit 1000 Anderen von den neuorodischen Erziehungsrevolutionen unsers Jahrhunderts Wunderdinge erwartete, und bei meinem ersten Ausflug nach Dessau (als Barbyer Student; d. V.) glaubte ich, nicht wenig Chimären einer jugendlich schwärmenden Phantasie auf das glücklichste realisiert zu finden. Allein diese kleine Täuschung dauerte nicht lange, und schon in Halle überzeugten mich bald einige vortreffliche Köpfe, die im Philantropin erzogen worden, daß man dort nicht allein nichts Gründliches lernte, sondern was zehnmal schlimmer ist, nicht einmal die mindeste Fähigkeit erlangte, sich künftig selbst weiter zu helfen, und daß jene unselige Spielmethode des Unterrichts recht eigentlich die jugendlichen Kräfte

entnervte und jede tätige Geistesanstrengung selbst für die Zukunft paralysierte. Bei unserm Pädagogio hingegen war es beinah unmöglich, auch selbst bei mittelmäßigen Anlagen, nicht eine Menge von nützlichen Kenntnissen zu erwerben und vorzüglich, worauf ich noch einen viel größeren Wert lege, mit Fleiß, Ordnung und Anstrengung arbeiten zu lernen. Jeder bessere Kopf wurde beinahe unwillkürlich gezwungen, sich zweckmäßig auszubilden und zu vervollkommnen; durch die bloße Übung unserer in der Jugend noch geschmeidigen Geisteskräfte wird uns die Beschäftigung bald ein dringendes Bedürfnis; wo nun vollends alle schädliche Zerstreuung selbst durch die Verfassung unmöglich wird, da haben wir nicht einmal die Wahl, ob wir uns einzig auf das Nützliche beschränken wollen, und diese wohltätige Nötigung zum Guten erkennen wir späterhin gewiß als ein nie genug zu preisendes Glück. Ich rede hier völlig aus meiner eigenen Erfahrung. Ich bekenne gern nicht sowohl, daß ich auf der Schule hätte fleißiger sein sollen, denn ich war wirklich nie träge, sondern daß ich mich noch zweckmäßiger hätte beschränken sollen; aber dennoch kann ich Ihnen nicht lebhaft genug schildern, welche nie zu berechnende Vorteile mir jene frühere Erziehung noch täglich gewährt. Ich rede nicht sowohl von den positiven Kenntnissen, die ich schon früher einsammelte, als hauptsächlich von der beinah mechanischen Fertigkeit, sich bei jeder Veranlassung die noch fehlenden ohne Mühe zu erwerben — denn gerade diese scheint mir der Hauptzweck einer praktischen Erziehung. — Was nun aber die eigentliche Gelehrsamkeit betrifft, so bin ich zwar weit davon entfernt, mich etwa mit einem Garven, Hartley, Schleiermacher und Albertini oder anderen sehr ausgezeichneten Köpfen aus jener Periode messen zu wollen, aber wenn ich mich dann wieder mit den meisten derjenigen vergleiche, die in späteren Verhältnissen mit mir nach einem Ziele gestrebt haben, so müßte ich undankbar gegen meine eigene Erziehung sein, wenn ich meinen Vorsprung vor ihnen in gründlichen Kenntnissen nicht mit Freuden anerkennte". . . Nachdem Brinkmann dann noch die Stärkung des Gedächtnisses durch fleißiges Auswendiglernen als Vorzug gepriesen, betont er, der Skeptiker, daß er die „ganz religiöse Tendenz" der brüderischen Anstalten als ihren Hauptvorzug anerkenne. Die religiöse Stimmung des Menschen, nicht die dogmatische Formulierung des Glaubens bestimme den Wert des Menschen. Und diese religiöse Stimmung habe Niesky seinen Schülern gegeben: „Die intellektuelle Bildung wird dort schon von den ersten Jahren an so innig mit der sittlichen verschmolzen, die innern Bedürfnisse des Menschen werden so frühzeitig geweckt, jede schönere Kraft der Seele wird so tief aufgeregt, daß ich noch keinen Zögling dieser Schule von vorzüglichen Anlagen gekannt habe, keinen denkenden Geist wenigstens und kein gefühlvolles Herz, dem nicht hier für sein ganzes künftiges Leben der Stempel der Ernsthaftigkeit beinahe unwillkürlich aufgeprägt worden wäre. — In diesem Sinn also erkenne ich vor-

züglich das Glück, eine Erziehung genossen zu haben, die unstreitig meinen Anlagen eine sehr bestimmte Richtung gegeben. Reicher hat sie mich wohl eigentlich nicht machen können, aber wohlhabender, weil sie mir so frühzeitig zu dem vollen Genuß meines kleinen Geistesvermögens verhalf und mir die Mittel an die Hand gab, das ganze Kapital zweckmäßiger zu verzinsen. Ich bin lebhaft davon überzeugt, daß eine einseitige Kultur des Verstandes dieses niemals bewirkt; nur wo sich jener mit dem Charakter zugleich entwickelt und vervollkommnet, kann man am Ende auf einen gediegenen Menschen rechnen; und es ist meine völlige, feste Überzeugung, daß die Erziehung der Brüdergemeine auf diesen doppelten Zweck sehr glücklich hinarbeitet."

Das sind alles Zeugnisse aus späteren Perioden der Verfasser, es sind Reflexionen, vielleicht hin und wieder Konstruktionen. Das schönste Denkmal dessen, was Erziehung, Unterricht und, was hier die Hauptsache war, der religiöse Gemeingeist aus einem gutveranlagten Schüler machen konnte, bleibt doch immer die Selbstdarstellung, die Okely als ausgereifter Pädagogist, $^1/_4$ Jahr vor Barby, in seinem Tagebuch von sich gegeben hat. Im Verhältnis zu jenen Zeugnissen ist diese Darstellung, wenn auch für die Lektüre der Freunde geschrieben, reflexionslos, naiv, aus dem unmittelbaren Leben heraus. — Er ist kindlich rein mit seinen 19 Jahren, ernst und fromm ohne Schwärmerei, ein warmer herrnhutischer Patriot. Sein Gefühlsleben ist rege, für jede schlichteste Anregung im Freundesverkehr, in der Natur, in der Literatur empfänglich. — Sein wissenschaftliches Interesse ist stark entwickelt, sein Lerneifer groß. Der Schule folgt er mit Teilnahme, gelegentlich mit heftiger Kritik; denn er denkt, er beurteilt selbständig, er nimmt nicht nur gläubig auf. Seine Privatstudien sind lebhaft und vielseitig. Wie er den Cäsar privatim liest, so die moderne Literatur, die ihm zugänglich, einen französischen Miszellaneenband, englische Schriftsteller, deutsche Dichter. Am meisten ist er hingerissen von den großen Leistungen der Physik. Ihr und den Naturwissenschaften überhaupt würde in seinem Erziehungsentwurf ein Ehrenplatz zufallen. — In einem weltabgeschiedenen Ort, in strenger Klosterdisziplin fühlt er kaum etwas von Beengung, von Mangel an Anregung. Aus dem Kleinsten saugt er sich Nahrung; der Sturz eines Mühlgrabens gibt ihm ein Bild des Rheinfalls bei Schaffhausen. Im Kameraden-, im Freundeskreise tummelt er sich mit unendlichem Behagen; sie ersetzen ihm Elternhaus und Vaterland. — Genug. Aus den vergilbten Blättern tritt dem Leser entgegen das Bild eines im Sinne der Brüder nahezu idealen Pädagogisten. So mag man sich auch Schleiermacher in Niesky denken, nur in seinen Studien klassischer gerichtet als Okely, mehr als Gelehrten, während Okely mehr Literat ist, seelisch feiner, zarter, innerlicher, religiös schwärmerischer; er, nach der Mutter Wort, ganz Geist, sein Bruder Karl ganz Körper.

V. Schleiermacher als Pädagogist.
14. Juni 1783 bis 17. September 1785.

Freundschaft und Griechentum.[1])

Motto: Was ich wußte, war Werk meiner Liebe und Kraft. Mein akademisches Leben wird beweisen, was daraus entstand. Glaubet es sicher, unter dem Einfluß der Freiheit in den höheren Klassen bleiben allerdings einige Schwache und Träge zurück. Aber die Mehrzahl der Besseren gewinnt.

Dinter, Selbstbiogr.

Mitten im Schuljahr traten die Brüder Schleiermacher in die Nieskyer Anstalten ein; das war bei der weiten Entfernung, aus der die meisten Schüler kamen, bei der Mitwirkung des Loszufalls ganz gewöhnlich. Schleiermacher war eine Zeit lang, vielleicht von Anfang an, vielleicht erst von Ostern 1784 an, auf Hornes Stube. (Ostern 1784 fand die einzige große $1^1/_2$jährige Versetzung statt, die Schleiermacher

---

[1]) Quellen: SB. Curricula von Schleiermacher und Kameraden (Archiv). Die „Nieskyschen Papiere" in Schleiermachers Nachlaß: 9 Nummern, 7 davon Geburtstagsgedichte an Schleiermacher, davon 2—5 ohne Jahr, 2, 3, 5 ohne Verfasser. (1. deutsche, fürchterliche Hexameter vom Kameraden J. L. Herbst. 2. Lateinisch in sapphischem Versmaß. 3. 16 griechische Distichen, sicher von Albertini. 4. Lateinische Distichen vom Kameraden von Tschirsky, Sohn der Pellauer Pflegemutter Lottens. 5. Sechs griechische Distichen mit angefügtem Gesangbuchvers. Ton der Mahnung klingt lehrerhaft. 6. Zum 21. November 1784 von Lehrer Treschow, in deutschen Versen auf bekannte Choralmelodie. 7. Zum gleichen Tag lateinische Distichen von Dutton, Intimus von Okely, der Duttons englisches Pädagogiumstagebuch rühmt, sowie sein witziges Gedicht an den Verfasser des „Pädagogiumsdichters".) 8. Religiöses Lied von Albertini, 25. Dezember 1784. 9. Bruchstück eines Abschiedsliedes von Niesky. Doch passen die Verhältnisse auf keinen der 10 Mitmuli Schleiermachers.

Die gedruckten Briefe von ihm und an ihn. Da sie ohne Ordnung gedruckt sind, gebe ich chronologische Tabelle.

1783. 1. vom Vater, 10. August. 2. er an Lotte, 30. August, I 26. 3. von der Mutter, 26. Oktober, I 25. 4. er an Lotte, 22. Dezember, I 30.

1784. 1. vom Vater nach Tod der Mutter, 31. Januar. 2. er an Lotte, undatiert, nach der Losung vom 28. März, I 32. (Der nach dem gedruckten und geschriebenen Datum anschließende Brief Hornes III 3 fällt mit Sicherheit ein Jahr später. H. verließ das Pädagogium Juni 1784, war April 1784 auch nicht zum Besuch in Gnadenfeld; außerdem zeigen die weggelassenen Stellen

in Niesky erlebte. Damals gingen 12 Pädagogisten, unter ihnen Beyer, nach Barby). Jedenfalls war Schleiermacher Sommer 1784 auf der 3. Stube. Sein Stubenlehrer ward nach dem Engländer Horne, der Juni 1784 als Hofmeister nach Gnadenfeld ging und mit Schleiermacher in brieflicher Verbindung blieb, Fr. Benj. Reichel N. 1853). Vielleicht kam Schleiermacher Ostern 1785 zu Treschow auf die 2. Stube, einem Norweger, mit dem er näher befreundet war, die Treschows noch erhaltenes Geburtstagsgedicht an Schleiermacher zeigt. Jedenfalls hat Schleiermacher nicht auf der 1. Stube unter Hilmer gelebt. Stubenkamerad Okelys war er nicht, womit die beiden Umstände stimmen, daß Okely ihn im Tagebuch nirgends erwähnt und ihre Freundschaft nach Schleiermachers SB. erst in Barby begann. — Sein Schulgang. Im Griechischen und Hebräischen trat er in die Anfangsklassen ein, die 5. und 3., beides bei Zembsch. Latein und Geschichte hat er längere Zeit bei Hilmer gehabt, dem er sich in diesen Fächern besonders zu Dank verpflichtet fühlte. Ostern 1785 rückte er so vor, daß er sich unter die Barbyschen Kandidaten für Herbst 1785, wo wieder eine $1^1/_2$jährige Versetzung fällig war, rechnete. Horne in Gnadenfeld redete es ihm zwar aus: „Aber was machst Du hierauf gleich für Schlüsse? Du wirst Dir doch wohl nicht einfallen lassen, Dich unter die Barbyschen Kandidaten zu zählen?“ Schleiermacher behielt aber recht. Er muß also spätestens von Ostern 1785 ab in den Hauptfächern in den ersten Klassen gesessen haben. In der prima latina waren seine letzten Lehrer im Vormittagslatein (6 St.) Gambold, im Nachmittagslatein (4 St.) Zembsch. Bei Gambold hat er vielleicht auch den letzten griechischen Unterricht gehabt. Er galt ihm

dieses Briefes, daß der Verfasser nicht in Gnadenfeld nur besuchte, sondern dauernd lebte.) 3. er an Lotte, undatiert, sicher Ende April, I 32. 4. er an Lotte I 27, undatiert, sicher Ende September. Das Nieskyer Diarium erwähnt am 24. September Besuch des Br. von Tschiersky, dessen Angehörige offenbar Comtesse Lisette. Außerdem ist der folgende Brief Antwort auf diesen hier. 5. vom Vater, 6. Oktober, I 34. 6. von Engländer Horne, Schleiermachers Stubenlehrer in Niesky, jetzt Hofmeister in Gnadenfeld, 19. November, III 4. Der Inhalt zeigt auch, daß es erster Brief seit Hornes Austritt ist, bestätigt somit die chronologische Umsetzung der beiden Briefe von Horne.

1785. 1. Geburtstagsgedicht Schleiermachers an Lotte zum 31. März (Gelzers Prot. Monatsbl. 1855). 2. von Horne aus Gnadenfeld, 4. April, III 3. 3. er an Lotte, undatiert, sicher Anfang August, I 33. Die zwei darin zitierten Verse anscheinend durch Versehen hineingeraten. Gelzer gibt sie nicht. In einer Abschrift der Briefe im Nachlaß stehen sie hinter der Unterschrift dieses Briefes unter einer besonderen Überschrift: „Den Schluß eines Briefes von Vater an seine Schwester Charlotte den 7. Juni 1784“. Darauf folgen dann die zwei Verse, die nun in den letzten Nieskyer Brief des Sohnes gekommen sind.

Der lange, unvollständige Brief an Lotte I 28, der mitten unter den Nieskyern steht und demgemäß auch in den Biographien für Niesky verwertet wird, fällt in Wirklichkeit nach Barby nach Ostern 1786; denn Lotte kam erst vor Ostern 1786 zum ersten Male wieder von Gnadenfrei nach Anhalt. Damit ist für Schleiermachers Barbyer Zeit ein lehrreiches Zeugnis gewonnen.

viel. 1805 suchte er vergeblich unter der Pädagogiumslehrerschaft einen Mann wie Gambold und Hartley. Mehr läßt sich beim Fehlen aller Schulakten über Schleiermachers äußeren Gang durch Internat und Schule nicht sagen.

Für Schleiermacher, der bisher gleichaltrigen Verkehr mit Knaben nicht gekannt hatte, erschlossen sich hier vor allem die Freuden der Kameradschaft.

Bald hatte er eine angesehene Stellung unter den Genossen errungen durch Geist und Liebenswürdigkeit des Charakters. In komischer Übertreibung singt von Tschiersky ihn zum Geburtstag an: Heu quantos in te video virtutis acervos — splendentes, quantus (?) tu me es amabilior. — O mihi, si ingenio potuissem aequare Maronem — cantandas ad eas copia nulla foret. Das heitere kameradschaftliche Leben erleichterte es ihm, sich in die ungewohnten Lebensformen hineinzufinden. Nur das täglich mehrfach wiederholte Spazierengehen in der wenig anmutenden Gegend — Baden, regelmäßiges Spiel, Schlittschuhlaufen fehlte ja damals — erpreßte ihm Klagen gegen die Schwester. — Das zarte Gefühlsleben der Brüder entsprach den Bedürfnissen seines Herzens. Er ward selbst unter Einwirkung des herrnhutischen usus poeticus ein eifriger Geburtstagsdichter für Kameraden, Lehrer, Schwester. Auch auf seinen Geburtstagstisch flattern die Gedichte, deutsche, lateinische, griechische, nieder, die er in der ihm eignen Pietät für alles, was ihm einmal bedeutsam gewesen, bis an seinen Tod aufbewahrte. Die Verse der Kameraden sind zum Teil in größter Eile zusammengestoppelt; die fremdsprachlichen überraschen, wenn man das Alter der Verfasser bedenkt, bei Fehlern gegen Grammatik und Metrum doch im ganzen durch eine gewisse Leichtigkeit im Ausdruck. Der Inhalt ist überwiegend religiös, Hinweis auf Jesum und seine Liebe, womit sich verbindet der Ausdruck der Freundschaft. Ich gebe die beiden besten Stücke, 5 und 7, griechische und lateinische Distichen. — Nr. 5:

„*Τί γε καθεύδεις; ὦ φίλτιστ' ἀνάστηθ', ἀνάστηθι!*
οὔ τυ γὰρ οἶσθ', ὅτι νυν πάντα σεσώσμενος εἶ;
φίλε, καλῶς μὲν σεῦ κραδιὴν ἐγὼ οἶδα· μοῖ φάσθω,
Δίατι εἰς σωτῆρ' οὐκ ἀναβλέψαι θέλεις;
Ἴαμα γάρ σοι οὐκ ἔσεται εὑρητέον ἄλλο
καὶ οὐ εὑρήσῃ συγχύσεος τὸ τέλος.

Darum Du, o Herze ohne gleichen,
Du in Deiner Todesschön',
Sollst mir nie aus meinen Augen weichen,
Bis ich Dich einst leiblich seh'."

Nr. 7. Der Verfasser, ein Kamerad Dutton, schickt die Losung des Tages (Ezech. 39, 29) voran; diese Losung meint er in der Klammer mit den verba, quae tibi cum toto grege Deus dat.

„Hanc quoque sinceram, liceat sit sera, salutem
Dutton cum multis mittit, amice, tibi.
Et pia vota facit, non veri oblitus amoris,
Et bona contingant optat, amice, tibi.
Nec dubitare potest (animo cum verba revolvit,
Quae tibi cum toto dat Deus ipse grege),
Quin tibi, quaeque suo est pro nobis sanguine adeptus,
Sit nunc pro meritis ipse daturus. Amen."

Die innigste Freundschaft verband Schleiermacher schnell mit seinem jüngeren Stubengenossen J. Bapt. von Albertini, der nachmals als Gelehrter, Prediger und Dichter lange Zeit den ersten Platz in der Unität einnahm (N. 1832). Albertini war rund ein Jahr vor Schleiermacher in Niesky eingetreten. 26. Juli 1782 notiert Brinkmann: „Die Neuwieder, ingeniosus ille Albertini unter anderm, kamen an." Schleiermacher und Albertini fanden sich schnell, ihre Freundschaft ward sprichwörtlich. In seinem 2. Brief, April 1785, schreibt Horne, daß Schleiermacher seinen Brief Reichel, dem Stubenlehrer, und Zembsch zeigen dürfe: „Sonst aber bitte ich meine Briefe niemandem zu zeigen als etwa Deinem other self, dem Albertini, dem Du schwerlich wirst etwas vorenthalten können, und alsdann füge noch einen Kuß bei." Albertini (1769—1831) entstammte einer Bologneser Adelsfamilie, die, allmählich nordwärts ziehend, sich schließlich in Graubünden (Camogask, Ober-Engadin) niedergelassen hatte. Der Pietismus, seit 1715 in Bündten eindringend, hatte von 1745—80 in der Bündtner Kirche in Form des herrnhutischen Pietismus entschieden die Oberhand. Mehrere alte Adelsfamilien hingen ihm leidenschaftlich an, namentlich die Plantas, Buols, Sprechers; unter Schleiermachers Barbyer Kommilitonen wird uns U. von Sprecher-Bernegg bedeutsamer entgegentreten. Albertinis Mutter war eine von Planta-Wildenberg-Zernetz; sein Vater, österreichischer Hauptmann, war ein leidenschaftlicher Anhänger der Brüder; die herrnhutischen Sendboten, die das Land bereisten, fanden bei ihm stets gastliche Aufnahme. Schließlich war er 1769, mit seinen Verwandten entzweit, in die Brüdergemeine Neuwied a. Rh. ausgewandert, wo ihm im gleichen Jahre unser Johann Baptist geboren wurde, der nach dem Herzenswunsch des Vaters nichts andres werden sollte als Diener der Gemeine, in der er seine zweite Heimat gefunden. Der Sohn fürchtete nachmals, die ganze Liebe seines Vaters zu verlieren, wenn er die Gemeine verließe; das war das Motiv, was ihn bei Schleiermachers Austritt zunächst in der Gemeine festhielt. — Die Freunde waren sich in vieler Beziehung ähnlich. Schleiermacher hat den Freund 1789 charakterisiert, indem er an Brinkmann IV 20 eine Stelle eines englischen Autors ausschreibt, in der er im Cleanthes den Albertini „aufs Haar abgezeichnet" fand. Ich gebe sie deutsch: „Ich habe immer geglaubt, daß Cl. die außerordentlichsten Talente besitzt; aber seine Talente sind von der Art, die nur bei ungewöhnlichen

Gelegenheiten ausgeübt werden kann. Sie sind geformt für die größten Tiefen der Geschäfte, aber durchaus nicht geeignet für die Untiefen des täglichen Lebens. In Umständen, die die tiefsten Überlegungen erfordern, bei Ereignissen, die den eindringendsten Scharfsinn erfordern, da würde Cl. leuchten in höchstem Glanz. Aber sieh ihn in einer Situation, die niedriger ist, stelle ihn dahin, wo er nicht Bewunderung erregen kann, und er wird höchst wahrscheinlich in Verachtung sinken. Cl. fehlt, kurz gesagt, nichts als die Hinzufügung kleiner Gaben, um ihn zu einem vollendeten Charakter zu machen: aber da er der kleinen Talente ganz baar ist, die nötig sind, um den Mann im täglichen Umgang des Lebens nützlich oder angenehm zu machen, liegen die großen Fähigkeiten, welche er besitzt, unbeachtet und vernachlässigt. Er gibt einem wirklich oft Gelegenheit darüber nachzudenken, wie notwendig es ist, Herr zu sein über eine Art niederer Eigenschaften (under-qualities), um die der höheren Natur herauszustellen und zu empfehlen. Es ist eine Kunst von größerem Einfluß, als man sich vielleicht zumeist vorstellt, zu wissen, wie man mit Anmut und Leichtigkeit in die gewöhnlichen Dinge hinabsteigt und den weniger wichtigen Aufgaben und Zielen der Menschheit gerecht wird." Schleiermacher fügt allzubescheiden hinzu: „Wenn sich die schwache Seite hier von der guten trennen ließe, so hätt' ich sie ebensogut für meine eigene Schilderung geben können."

Albertini wie Schleiermacher besaßen eine wundervolle Mischung schärfsten, nach vollendeter Klarheit strebenden Verstandes mit lebhafter Phantasie, zartestem, schwärmerischem Gefühl. So waren sie in Niesky ganz gleichgestimmt — in Barby erst, als die erste große Lebensfrage an sie herantrat, zeigte sich der große Unterschied ihrer Charaktere, die Überlegenheit Schleiermachers. Vom Pädagogium dagegen urteilt Schleiermacher, daß Albertini in gleichem Grad der Vertraute seines Herzens wie der Gefährte seines Verstandes gewesen. „Aus einer Quelle flossen unsere Freuden und Leiden; wir dachten, wir empfanden, wir studierten zusammen, und ich weiß, daß wir noch jetzt (1794; Albertini war damals Pädagogiumslehrer; d. V.) unter dem Namen von Orestes und Pylades dort zusammen genannt werden."

Albertini war — ich spreche im folgenden vom Jüngling und Mann — äußerlich unansehnlich, untersetzt, wenn auch seinem Pylades, den er gern „lieber Kleiner" anredet, an Leibesgröße überlegen, weswegen wohl auch ihm der Name Orest zufiel. Sein kluges, dunkelbraunes Auge unter schwarzen Wimpern verriet allein in dem sonst eher unschönen, derben Antlitz, das ein Landsmann ein echtes Bündtner Gesicht nennt, die feine Seele. Th. Dober fand 1834 an ihm und Schleiermacher das gemein, daß sie einen gewissen freundlichen Blick hatten, mit dem sie ohne Worte die Herzen eroberten.

Das mag von Albertini für die späteren Jahre gelten. Auf den ersten Blick erschien er vielen kalt, verschlossen. Schneider bemühte

sich 1789 sehr, hinter das Wesen seines jungen Kollegen zu kommen, der damals freilich in seiner inneren Unklarheit und Unsicherheit doppelt reserviert besonders gegen den ausgesprochen herrnhutischen Schneider gewesen sein mag. Letzterer fand ihn schwer zu beurteilen, er erschien ihm „sehr kalt". Er hatte auch eine sehr gleichmütige Seele, die die Ruhe über alles liebte, vielleicht auch ein Bündtner Erbe wie manches andre, z. B. der konservative Grundzug seines Wesens. „Göttliche Apathie" sprachen ihm seine Freunde zu. — Über unangenehme und schmerzliche Eindrücke kam er auffallend schnell, wenigstens äußerlich, hinweg. Als sein Vater 1789 in seinen Armen in Niesky gestorben war, fand er sehr schnell seine alte Haltung wieder. Schneider notiert: „Sein glückliches Temperament zeigt sich bei diesem Trauerfall im stärksten Lichte."

Der inneren Gelassenheit entsprach seine Schweigsamkeit. Beim Seelenpfleger wußte er bei unbequemen Fragen ein vieldeutiges Hm zu brummen, das ihm nach seinem Zeugnis oft gute Dienste geleistet hat. Auch später setzte er gern in Gesellschaft dummen Schwätzern ein beharrliches Schweigen entgegen. So offen, tief, hinreißend seine religiösen Zeugnisse in Predigten und Liedern sind — im privaten Gespräch war er auch als Geistlicher darin verschlossen. Als Schleiermacher nach 34jähriger Trennung Albertini 1822 wiedersah und am liebsten natürlich erfahren hätte, wie aus dem Skeptiker der Barbyer Zeit der Heilige Sänger geworden sei, kam kein bezügliches Wort zu Schleiermachers Leidwesen über Albertinis Lippen. Ihn danach zu fragen versuchte Schleiermacher als aussichtslos nicht und auch ein letztes Zeugnis über die große Wandelung in seinem Leben in Form eines eigenhändigen Lebenslaufes vermied Albertini. Schleiermacher bedauerte es, hatte es aber nicht anders erwartet. So wissen denn auch seine Biographen nur vermutungsweise zu sagen, wann die Wandlung stattgefunden.

Auch zur Feder griff Albertini sehr ungern. Er war ein ganz schlechter Korrespondent, wo es nicht sein Amt erforderte. Okely, von Barby nach England fortgewiesen, betrachtet es als ein Wunder, von seinem Herzensfreund Albertini einen Brief erhalten zu haben. „Wenn ich bedenke, wie ungern Du daran gingst, einen Brief zu schreiben, so kann ich meinen Augen kaum trauen, daß einer von Deiner Hand vor mir liegt. Und doch ist es wahr." Auch im Briefwechsel mit Schleiermacher 1787—89 ist Schleiermacher der treibende, Albertini stets der getriebene. Fast jeden seiner kurzen Briefe beginnt er mit einer Entschuldigung ob seines Schweigens — die Eingänge sind nicht mitgedruckt; selbst bei Okelys Tod nur ein hastiges Billett. Und auch später kein tieferes Wort über diesen persönlichen Verlust. —

Dabei war er innerlich zart und innig empfindend. Welche Glut der Jesusliebe, welche Wärme der Bruderliebe in seinen Liedern! Doch verbarg er fast geflissentlich seine Seele vor der Außenwelt; im engsten

Kreise nur, oder wenn es sein Beruf forderte, sprach er von dem, was ihn innerlichst bewegte. Sein zartes, weibliches Gemüt zog sich vor allem Rohen, Gemeinen scheu in sich zurück. Pharisäische Naturen waren ihm in seinem Amt „unheimlich“. Er liebte stundenweite einsame Spaziergänge, auf denen er still mit der Natur, sich selbst und Christo lebte; wie er in einem seiner schönsten Lieder von Christus singt: „Doch innerlich gediegen gestaltst du dich in mir, mein innrer Mensch verschwiegen lebt himmlisch froh mit dir“. In Geschäftssachen war er von „peinlicher Akkuratesse und Ordnungsliebe“. Seine Manuskripte zu lesen, erregt noch jetzt ästhetisches Behagen, namentlich seine „Florä“. Letztere hat er von jedem Ort seiner Wirksamkeit, wenn sie noch nicht vorhanden waren, verfaßt. An keinem Ort war er wirklich heimisch, ehe er nicht seine Flora in saubersten Heften mit Namen der Pflanzen, Fundort, Datum des Fundtages ꝛc. festgelegt hatte.

Der quietistische Zug seines Wesens, die Scheu vor jedem Konflikt, war die schwache Seite seines Wesens. In Barby, als die Kämpfe der Lehrer mit Okely und Schleiermacher eine offene Parteinahme von ihm zu fordern schienen, versagte sein Charakter. Er schwieg sich durch. Wenn er die Vernunft zu Worte kommen ließ, dachte er im wesentlichen ebenso wie jene beiden. „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“ schrieb er ermunternd und tröstend dem aus Barby fortgewiesenen Okely. Er gelobte sein Leben dem Kampf gegen die „stockdumme Orthodoxie“, d. h. zunächst gegen die damalige Brüdertheologie, die die Leiden seiner Freunde verursacht hatte. Okely faßte auch für ihn einen „kritischen Augenblick“, d. h. einen offenen Konflikt mit Lehrern und Vater, ins Auge. Die Spitzfindigkeiten der orthodoxen Dogmatik Bauermeisters schienen ihm Dezember 1787 kein würdiger Gegenstand für Nachdenken und Scharfsinn. Dennoch entzog er sich der Gemeine nicht, fand nicht mit Schleiermacher den Weg in die Freiheit, der ihm, dem Begüterten, äußerlich so sehr viel leichter geworden wäre. Er scheute damals in erster Linie den Konflikt mit dem Vater. Schleiermacher hat sein Bleiben lebhaft bedauert und 1788 und 89 in der indirekten Weise, die diesem Gemüt gegenüber allein am Platze war — Albertini hat den Sinn der Andeutungen wohl verstanden — versucht, Albertini in freiere, größere Verhältnisse zu ziehen. Schleiermacher fürchtete, in der Gemeine würden die außerordentlichen Talente von Albertini (Cleanthes) ungenützt verkommen. So schlimm war das nun nicht. Die Gemeine bot Albertini die besten Stellungen, die sie in ihrem engen Bereich für die Entfaltung seiner Talente hatte: er lehrte am Pädagogium, theologischen Seminar, leitete mehrere der größten Gemeinen, war Mitglied der Oberbehörde. Aber doch war das im Vergleich zur Laufbahn des Freundes, eine eng beschränkte Tätigkeit, die vieles in ihm ungenutzt ließ. Und ich kann mich der Vermutung nicht entschlagen, daß auch Albertini gelegentlich der Gedanke quälte, daß er

in Barby den entscheidenden Moment seines Lebens verpaßt habe. Namentlich wenn er im Vorwort zur 2. Auflage der „Reden über die Religion“ und in den Monologen las, wie Schleiermacher seinen Bruch mit der Gemeine als die grundlegende Tat seines höheren Lebens pries, muß er die Kritik, die damit an seinem Verhalten geübt ward, deutlich und peinlich empfunden haben. Und er müßte kein Mensch gewesen sein, wenn ihn nicht andrerseits manchmal ein leises Gefühl des Neides beschlichen hätte, wenn er sah, wie sein Pylades seine Bahn zog so frei, so groß, so vielseitig sich auswirkend. — Aber er ließ diesen Gedanken nie laut werden; er schützte sich selbst vor derartigen Zweifelsstunden, indem er sich mit doppelter Inbrunst in seine kleinen Verhältnisse hineinfühlte, er mied fast geflissentlich, mit jenem stolzen Kritiker der Reden und Monologen wieder in Verbindung zu treten, die doch z. B. so nahe gelegen hätte, als Albertini in Niesky, Schleiermacher in Halle als theologische Dozenten verwandte Berufsaufgaben zu lösen hatten. Schleiermachers Person und Leben war gewissermaßen für ihn eine ständige Kritik, eine ständige Erinnerung an die schwache Seite seines Charakters, an den schwachen Moment seines Lebens. So war es auch nur menschlich natürlich, daß er nie Schleiermacher wieder aufgesucht hat; er ließ sich von ihm aufsuchen. Und auch aus jener einzigen persönlichen Berührung 1822 entsprang kein Briefwechsel mehr. So allein wird mir wenigstens das Verhalten Albertinis gegen Schleiermacher und dementsprechend das Schleiermachers gegen Albertini ganz verständlich.

Auch wir werden, so viel Segen auch Albertini in seinem Kreise und weit über denselben hinaus durch seine Werke gestiftet hat — seine Lieder und Predigten erlebten 3 Auflagen — mit Schleiermacher bedauern dürfen, daß Albertini den Weg in die Welt nicht gefunden hat. Auch so zwar steht Albertini neben Novalis als der bedeutendste religiöse Sänger jener Zeit, Karl Garve weit hinter sich lassend. Schleiermacher urteilt über Albertinis „Geistliche Lieder“ IV 290 an Brinkmann, die Versifikation sei „gemeinmäßig vernachlässigt; aber es sind die geistreichsten Sachen und wahrhaft lyrische Kompositionen darin, so daß ich sagen möchte, einen solchen Dichter hat diese Form des Christentums noch nicht gehabt.“ Da liegt neben dem Lob das Bedauern klar zutage: die Vernachlässigung der Form, die klassische Darstellung nur dieser einen, herrnhutischen Form des Christentums. So erscheint die Vermutung nicht zu verwegen, daß, wenn Albertini in die Freiheit sich hinausgefunden hätte, wir um einen religiösen Dichter hohen Ranges und weiter Wirkung reicher wären, während so seine Lieder, vielfach mit der Denk- und Sprechweise der Brüder behaftet, im wesentlichen vergessen sind und nur im Gesangbuch der Brüder in kleinster Auslese, die nach der Singbarkeit getroffen ist und doch nie gesungen wird, ein stummes Leben führen.

Ich füge noch eine Schilderung Albertinis von Just an (Brüder-

bote 1869), der jenen 1819 in Gnadenfrei „in seiner natürlichen Schweigsamkeit und pastoralen Würde wie in seiner vollen liebenswürdigen Originalität“ kennen lernte. Es ist die einzige eines herrnhutischen Zeitgenossen, die ich gefunden, die nicht nur den heiligen Sänger und Redner, sondern auch den Menschen etwas anschaulich macht. „Er war einer von den seltenen Menschen, denen man, wenn ich so sagen darf, augenblicklich den Stempel höherer Abkunft abfühlte. Von mittlerer Größe, nichts weniger als durch seine äußere Erscheinung oder durch besonders eindrucksvolle Züge imponierend, lag doch in seinem ganzen Wesen eine Würde und Liebenswürdigkeit, von denen man sich sagen mußte, daß die erstere sowohl in Verschwiegenheit und Selbstbeherrschung als im Bereithalten des Mutes und Verstandes für den nötigen Augenblick ihre ruhige, aber feste Stütze hatte. Alles, was von ihm ausging, entsprach der keuschen Zartheit seines Gemütes. Nur sein dunkelbraunes Auge, das unter den langen schwarzen Augenwimpern ernst herausblickte, verriet den starken Geist, der diese unscheinbare Hülle bewohnte, zumal wenn der Gegenstand der Unterhaltung ihm lebhaftes Interesse einflößte. An denen, die ihm teuer waren, interessierte ihn das Geringste; im allgemeinen aber herrschte seine natürliche Schweigsamkeit vor, die nur dann und wann durch eine klare, kurze Bemerkung, oder wenn ihm eine Unterhaltung langweilig wurde, durch irgend ein kräftiges, aber immer freundliches Schlagwort unterbrochen und aufgehoben wurde.“

Wir kehren zu Orest und Pylades zurück. Beiden Knaben war ihr Zusammentreffen von hohem Segen. Nach der SB. scheint es so, als wenn Albertini auch für die geistige Entwickelung Schleiermachers neben Hilmer die einflußreichste Person gewesen wäre. Es war der erste große Freundschaftsbund, den der „Virtuose der Freundschaft“ einging. — Sehr glücklich förderten sie sich gegenseitig; Schleiermacher führte den Freund (II 45) zur Mathematik, von der er sich dispensiert hatte, und zur Botanik, in der er nachmals Bedeutendes leistete; Albertini den Freund zu hebräischen und griechischen Privatstudien. Schleiermacher fand sich darin bei seiner Ankunft weit hinter den Kameraden zurückstehend; er mußte beide Sprachen erst anfangen und hatte Not, einen gewissen Ekel vorm Griechischen, den ihm die Aneignung des Formalen, „decantatae istae verborum analyses“, eingeflößt hatte, zu überwinden. Dann aber ging es mit staunenswerter Leidenschaftlichkeit in diese Privatarbeiten hinein, die er selbst als kolossalisch und abenteuerlich bezeichnet. Das Merkwürdige war, daß sie alles anscheinend ohne Kommentare lasen, nur mit Lexikon und Grammatik bewaffnet, wodurch die Mühe unendlich vermehrt, der Ertrag unendlich vermindert wurde. So lasen sie, nachdem Schleiermacher gerade ein halbes Jahr hebräisch getrieben, von Januar 1784 an die erste Hälfte des alten Testamentes, nur mit Danz' Grammatik

nd Hochs Lexikon bewaffnet. Dann stürzten sie sich nach einer längeren rankheit Albertinis von August 1784 an ein Jahr lang in die riechische Literatur mit einer stoßweisen Leidenschaftlichkeit, die Schleier- acher als seine Art zu arbeiten schildert, I 78, seitdem er mit seinem reund die Alten zu lesen angefangen. Auch hier hatten sie nichts ls Heberichs Lexikon und die Märkische Grammatik; griechische Alter- mer hatten sie nicht gehört; vieles verstanden sie nicht. Aber das achte sie nicht irre. „Wir wußten wohl, daß es mancherlei Hilfs- nntnisse geben mußte, die uns fehlten, aber wir hatten genug an m, was wir verstanden, und hofften auch, uns selbst immer mehr icht zu verschaffen." Sie verschlangen mit einer „verhältnismäßig hr großen Rapidität", die nur verständlich ist, wenn man bedenkt, aß die Schule absichtlich viel freie Zeit für Privatarbeiten ließ und aß sie in allen Ferienzeiten bei doppelt eifriger Arbeit in Niesky lieben, zunächst die griechischen Dichter: Odyssee, Ilias, Sophokles, uripides, Äschylus, Pindar, Kallimachus, Apollonius Rhodius, Or- heus. Dann von Prosaikern einzelnes aus Herodot, Theophrast ganz, niges aus Plato, zwei Biographien von Plutarch, die fünf Stücke des ucian aus Zembsch' Sylloge und Demosthenes' Kranzrede. (So die ngaben in den beiden curricula.) Von den Römern las er, was on Vergil nicht in der Schule gelesen ward, dann Tacitus, der in er Schule anscheinend garnicht behandelt wurde, und einiges von icero. Dabei schrieben die jungen Gelehrten Abhandlungen, strotzend on Zitaten, die nichts enthielten, als was die ganze Welt wußte.)er in seine Studien versunkene Bruder klagt der Schwester über den eißen Nieskyer Sommer und sehnt den Winter herbei, weil er den tudien günstiger sei. Der erste Schnee solle ihm eine der will- ommensten Erscheinungen sein. Kein Wunder, daß ihn später seine esereien mit Schlegel und der Herz in Berlin oft an diese Nieskyhen Studien denken machten. Plato hat damals noch keinen Eindruck uf ihn gemacht; er gönnt ihm in seinem curriculum nicht einmal ein hrendes Beiwort, das er selbst dem Cicero, den er nicht recht mochte nd der ihm bald zum „Schwätzer" ward, nicht versagt. Die Plato- iebe weckte ihm erst Eberhard in Halle. Aber seine dauernde Liebe u den Griechen im allgemeinen wurzelt in jenen Nieskyer Privat- tudien. So las er 1809 seiner Halbschwester abends beim Tee den omer, die Äneis und den Sophokles. Davon schreibt er der Braut I 27: „Ich kann Dir garnicht sagen, was für einen Reiz der Homer ieder für mich gehabt hat, nachdem ich ihn seit 24 Jahren (seit Niesky; d. V.) nicht gelesen, sondern nur gelegentlich einzelne Stellen. Die liebenswürdige Naivität, die frische, lebendige Darstellung und der esunde Lebenssinn sind doch etwas ganz Göttliches darin. Ich habe uch noch neuerlich gesagt, wenn ich nur drei Bücher, die Bibel un- erechnet, aus dem Altertum retten sollte, so würden es keine andern ein als der Homer, der Herodot und der Platon."

Als es dann entschieden war, daß beide Freunde, was wegen ihrer Jugend fraglich war, September 1785 nach Barby kommen sollten, stürzten sie sich in die zweite Hälfte des Alten Testaments. Davon urteilt Schleiermacher: „Noch lächerlicher (als die griechischen Studien ohne Hilfsmittel; d. V.) war eine mit Danz' Grammatik und Hochs Lexikon ohne alle hier so unumgänglich notwendigen Vorkenntnisse unternommene Lektüre des Alten Testaments, wo wir doch nicht eher als in den Finsternissen des Ezechiel stecken blieben; aber auch hierdurch erhielten wir, freilich mit einem übermäßigen Aufwand, aber auch mit desto mehr Genuß, allerlei Notizen, die wir sonst in unsrer Lage nicht würden erlangt haben." Warum sie keine weiteren Hilfsmittel erhielten, ist nicht zu ersehen. Wenn die Bibliothek keine hatte, so hatte Albertini wenigstens die Mittel, sie zu beschaffen. Auch das Englische mag Schleiermacher, obwohl er nichts davon sagt, hier gelernt haben mit dem Freund, der es in Niesky bis zum Verständnis englischer Prosaiker brachte. Die vielen Engländer unter Kameraden und Lehrern boten ja dazu gute Gelegenheit. In Halle stellt ihm sein Vater als Muster französisch-englischer Sprachbeherrschung seinen alten Lehrer Horne hin. Schleiermachers erste Veröffentlichung war ja dann eine Übersetzung englischer Predigten. Auch das naturwissenschaftliche, speziell botanisch-mineralogische Interesse von Lehrern und Kameraden nahm Schleiermacher gefangen. In einem Gnadenfelder Brief meldet ihm Horne, welche neuen, in Niesky nicht bekannten Pflanzen er dort gefunden habe. Auch diese Liebe blieb Schleiermacher sein Leben lang. So machte der junge Charitégeistliche neben seinen philosophisch-literarischen Studien sich Zeit auch dafür. Er schreibt nach seines Bruders Karl Abreise 27. September 1797 an Lotte: „Daß ich auch für die Erweiterung meiner Kenntnisse viel an ihm verliere, weißt Du vielleicht nicht. Ich beschäftige mich seit einiger Zeit einigermaßen mit Naturwissenschaften und besonders mit Chemie, und da er nun sein Fach während seines Hierseins sehr wissenschaftlich betrieben hat, so habe ich viel von ihm gelernt, gewiß mehr, als er von mir in andern Dingen." Noch als Hallenser Dozent ging er ganz wie in Niesky eifrig botanisieren. Steffens (Was ich erlebte, V 145) berichtet, wie man sich in Halle darüber aufhielt, daß der Professor der Theologie in kurzer grüner Jacke, hellen Beinkleidern, eine Blechbüchse über den Schultern, botanisieren ginge. Als Berliner Dozent konnte Schleiermacher dies Interesse nur noch auf Ferienreisen pflegen. So führte er auf seiner Thüringer Reise 1817, II 330, ein mineralogisches Tagebuch und von seiner Kletterei am Königssee 1818 schreibt er, II 342, daß für ihn das Interesse noch erhöht ward durch einen botanisierenden Gärtner, der manches kannte und mit glücklichem Auge fand, was ihm fremd war.

Seine seltene Liebe zur Mathematik entwickelte sich wie bei Fries schon auf dem Pädagogium. Während aber Fries schon dort darin

so weit fortschritt, daß er vom Hören mathematischer Vorlesungen auf dem Seminar ganz entbunden wurde, scheint Schleiermachers Neigung dafür auf dem Seminar noch eine entscheidende Förderung durch Cunow erfahren zu haben. Sein Onkel Stubenrauch glaubte, manche Vorteile aus dieser Wissenschaft an den helleren und richtigeren Vorstellungen des Barbyer Studenten bemerken zu können. Und als dieser ihm von seinen religiösen Zweifeln schrieb, fürchtete er, sie könnten daher entstanden sein, daß er „von theologischen Wahrheiten oder Lehrsätzen eben solche Gewißheit verlange als von Lehrsätzen der Mathematik". Aus Drossen schreibt Schleiermacher einmal an Brinkmann, II 25, das einzige Mittel gegen seine Mißlaune sei Spiel oder Algebra. „Sonderbar! aus dem Aristoteles würd' ich nicht zwei Zeilen verstehen; aber ich freue mich schon auf die schwersten Rechnungen im Euler, sie werden mir eine Kleinigkeit sein; und wenn mir nicht die Funktion einer krummen Linie meine Heiterkeit wiedergibt, so ist sie für heute verloren. Aber wie grimmig werden mich diese Väter im Euklides ansehen. So, werden sie sagen, . . dasjenige, was wir getan haben, um die menschliche Vernunft auf die höchste Spitze ihrer Kenntnisse zu erheben, das mißbrauchst du, um deine Grillen zu vertreiben? Diese Vorwürfe kann ich deutlich an dem Staube lesen, der fingerdick auf ihnen zu sehen ist, wie nach Kohlreifs (seines Nieskyer Konfirmators) Privatnachrichten auf der Bibel des reichen Mannes."

So nahm Schleiermacher alles, was ihm das Pädagogium an geistiger Nahrung bot, gierig in sich auf. Der Schulunterricht, auf die Befähigung des Durchschnitts berechnet, trat natürlich auch bei ihm wie bei Albertini, Fries, je länger, je mehr hinter der freien Privatarbeit zurück. Die Schullektüre erschien ihm 1789 in Drossen in einer mißlaunigen Stunde als ein bloßes Lesenlernen, ein Durchdreschen.[1]) Besonders scheint er gegen die lateinischen Stilübungen und das Französische nach späteren Andeutungen schon damals starke Abneigung gefühlt zu haben. Er war kein geborener lateinischer Stilist wie Albertini, dem in wunderbarer Leichtigkeit und Ausdrucksfähigkeit die lateinischen Perioden aus der Feder flossen, wie namentlich das Vorwort seines Conspectus fungorum zeigt. Schleiermacher vermied auch in seiner gelehrten Tätigkeit wenn irgend möglich die fremde Sprache, worüber er sich am Schluß seines Sendschreibens über den Timotheusbrief, S. W. II 320, ausspricht. Sie war ihm ein steifer, einengender Zwang. Mußte es denn einmal Latein sein, so ward Freund Böckh zu Hilfe gerufen zum Stilisieren oder wenigstens revidieren.

[1]) IV 28 an Brinkmann. M. Tullius erscheine ihm noch immer als ein Schwätzer, „aber Virgils Georgica, die ich bis jetzt noch mit keinem Auge angesehen hatte, diese lese ich jetzt mit einem Vergnügen, welches schwerlich einer von denen dabei empfinden wird, welche ihn schon — in jenen finstern Klosterzellen, wo man nur lesen lernt (Zitat? d. V.) — durchgedroschen haben. Dies ist mit ein Vorzug, den mir meine zeitige Liebe zu den Griechen gewährt, daß jeder Lateiner für mich noch den Firnis der Neuheit hat".

VI. Schleiermachers religiöse Entwickelung im Pädagogium.

Motto: In der Frömmigkeit atmete mein Geist, ehe er noch sein eigentümliches Gebiet in Wissenschaft und Lebenserfahrung gefunden hatte . . und nur durch sie habe ich Freundschaft und Liebe gelernt.

Schleiermacher.

Die Nieskyer Tage flossen so für Schleiermacher in traulichem Verkehr mit Lehrern und Kameraden, in freudigem Wachstum aller geistigen Kräfte, in herzbeglückender Freundschaft mit Albertini dahin. Man erwartet natürlich in seinen 6 Nieskyer Briefen an Lotte — nur die an Lotte sind erhalten — und den 6 Briefen an ihn, von Vater, Mutter, Horne, die einen Rückschluß auf seine Briefe an jene drei erlauben, von diesen Dingen etwas zu finden. Weit gefehlt; nichts, aber auch rein garnichts findet sich darin, nichts von seiner Freundschaft, nichts von seinen Griechen; ja nicht einmal ein harmloser Scherz, eine Dummheit, ein Lachen, das einem zum Bewußtsein brächte, daß man es mit einem Jungen von 16 Jahren zu tun hat. Sie handeln alle im wesentlichen von religiösen Dingen. Wie über den Briefen des Vaters, der Mutter, Hornes an ihn etwas Feierliches, Erbauliches, Unpersönliches liegt, eine religiöse Monotonie, so auch über seinen. Eine kaum zu begreifende Erscheinung! — Ich habe zunächst nach äußeren Erklärungen dafür gesucht. Ich nahm an, daß in den gedruckten Briefen derartiges weggelassen sei. Das ergab sich bei Vergleichung einiger seiner Briefe an Lotte als falsch. Dann, daß die Nieskyer Briefzensur Schleiermacher an offener Aussprache gehindert habe. Dieser Zensur unterlagen ausgehende wie eingehende Briefe, damit auch nicht durch diesen Kanal irgend etwas nicht Gewolltes die Erziehung beeinträchtigen könne. Diese Zensur ward lässig gehandhabt und schlief immer wieder ein. Immerhin konnte sie jederzeit geübt werden; und wie ein Nieskyer Korrespondent des Studenten Brinkmann seinen Briefwechsel mit diesem aufhob mit dem ausdrücklichen Hinweis auf die Neueinschärfung der Zensur Februar 1783, so schrieb Brinkmann aus Barby seine Briefe an Pädagogisten ausgesprochenermaßen so, daß sie auch dem Auge der Lehrer keinen Anstoß geben sollten. — Aber diese Zensur hätte Schleiermacher nicht

hindern können, in seinen Briefen, wie er es in seinem amtlichen curriculum tat, über Freundschaft und Griechenliebe zu sprechen, die den Lehrern ja bekannt und erwünscht waren. Zudem tragen die drei Barbyer vor dem Konflikt geschriebenen Briefe denselben Charakter wie die Nieskyer. Und in Barby fehlte die Briefzensur. — Ich nahm endlich an, daß er nach Schneiders Brauch einzelne Lagen seines „Journals" statt Briefen nach Hause geschickt habe. Dann würden aber in den erhaltenen Entgegnungen Anspielungen darauf nicht fehlen.

Nein, es bleibt dabei, sein ganzer Briefwechsel war rein religiös. Als z. B. Horne in Gnadenfeld zwei nicht gedruckte Briefe Schleiermachers an den Vater gelesen, schreibt er dem Sohne, daß sie ihm gefallen hätten, „weil ich aufrichtige, ungekünstelte Herzenssprache darin zu finden glaubte". III 5. Der Grund dafür ist rein innerlich: das Religiöse war wirklich für Schleiermacher in jenen Jahren trotz Griechen und Freundschaft das Wesentliche seines Daseins.

Er war ja nach Niesky gegangen, um nach seiner Eltern und seinem eigensten Wunsche ein ganzer Herrnhuter zu werden, das Religiöse in sich zu retten gegen die Welt und den skeptischen Verstand, der sich in ihm als Kritik an den Dogmen schon sehr bedeutsam geregt hatte. Der Welt war er in Niesky gründlich ledig; der gefährlichere Feind, der Verstand, blieb ihm auch dort. Gegen ihn kämpfte er nach Brüderweise als schlimmsten Gegner der erstrebten religiösen Einfalt. Oder richtiger, dieser Gegner ward einfach überrannt von dem Gefühl, das unter dem Einfluß der Brüderreligion sich bis zur Siedehitze erregte. Schleiermacher geriet in Niesky unter die „Herrschaft der Phantasie in Sachen der Religion", war zu Zeiten „lauter glühende Phantasie". Die Stadien dieses Gefühlsprozesses bei sich und Lotte, die wetteifernd mit ihm der brüderischen Mystik sich hingab, waren ihm, den Eltern, Lotte, Horne in erster Linie von Interesse. So wurden sie ihm naturgemäß das stete, alleinige Thema seiner Briefe. — Das Individuelle seiner Person, der charakteristisch war das Gleichgewicht zwischen warmem Gefühl und kaltem Verstand, ging im Gefühlskultus des Herrnhutertums unter. Die Nieskyer Briefe sind die stärksten Zeugnisse dieser Unterwerfung Schleiermachers unter den Brüdergeist. Daß sie im Unterschied zu Fries so rückhaltlos und langdauernd war, obgleich er doch erst als werdender Jüngling, nicht als kritikloses Kind zu den Brüdern kam, zeigt, wie stark das Gefühl in ihm im Unterschied z. B. von Fries wirkte. Erst in Barby entwand sich seine Vernunft der süßen Umstrickung durch das Gefühl. Schleiermacher erfaßte seine Vernunft nunmehr im bewußten Gegensatz gegen die Brüder als gleichberechtigten, wertvollen Faktor seines Wesens neben dem Gefühl, ja zunächst, in natürlicher Gegenwirkung gegen die bisherige Einseitigkeit, als wertvollsten Teil seines Ich. Die Vernunft triumphierte über das religiöse Gefühl. So schrieb er denn in den Monologen, Kap. 2, im Blick auf jene religiöse Phantasieperiode

seines Lebens, da er seiner Eigenart unter dem übermächtigen Einfluß des Brüdertums sich entäußert hatte: „Es fürchtet der spät erwachte Geist, erinnernd wie lange er fremdes Joch getragen, immer wieder aufs neue die Herrschaft fremder Meinung; und wo in neuen Gegenständen ein unerforschtes Leben sich ihm enthüllt, da rüstet er sich erst, die Waffen in der Hand, sich Freiheit zu erringen, um nicht in des fremden Einflusses Knechtschaft ein jedes wieder wie das erste zu beginnen." Einmal hatte er sich an ein ihm letztlich nicht Kongeniales bedingungslos hingegeben, das ihm entgegentrat verklärt durch die Verehrung der Eltern, in der Konsequenz einer rücksichtslos durchdachten Idee, in der hinreißenden Macht eines lyrischen Kultus, in der Verkörperung edeler, geistvoller Männer. Dieser feinsten Art der Sklaverei unter schweren Kämpfen entronnen, wachte er mit Argwohn über der spät und sauer erworbenen Freiheit. —

Schleiermacher war mit einer „unerschütterlichen Anhänglichkeit" an die Brüdergemeine von Gnadenfrei nach Niesky gekommen. Er hatte den Kummer Lottes über die Launen des Loses, das ihm freilich damals unbezweifelt die Stimme des Heilands war, tief mitempfunden. Mit „wahrer Freude, Dankbarkeit und Beschämung" vernahm er drum I 26, daß es Lotte endlich geglückt war, ins Chorhaus, ja in die Gemeine August 1783 aufgenommen zu werden, „wozu ich Dir denn herzlich gratuliere und Dir vom Heiland recht viel Segen erbitte". Er habe ihr nicht eher geschrieben, da er es nicht habe übers Herz bringen können, ihr zum ersten Mal im Chorhause nur ein kleines Billet zu schreiben. „Wie herzlich wird sie (die besuchende Mutter; d. V.) sich freuen, Dich, wozu vor kurzer Zeit noch so wenig Ansehn war, recht hübsch im Chorhaus eingerichtet und recht innig und herzlich vergnügt unter Deinen Schwestern zu sehn. Aber ich wünschte mir auch bald einmal einen Besuch von Dir, um Dich nicht nur in der Schwesterntracht zu sehen, wonach mich sehr verlangt, sondern auch recht über alles mit Dir ausreden zu können." Diesen ersten Brief an Lotte schließt er mit einer ausführlichen Wiedergabe der Nieskyer Gottesdienstordnung.

Dem religiösen Geist der Gemeine, des Hauses, gab er sich willig hin. Schleiermacher erfuhr zunächst die religiöse Einwirkung seines Stubenlehrers Horne, von dessen religiöser Erziehungsart seine Briefe an Schleiermacher, III 3, 4, einen Begriff geben. Die Hauptsache sei ihm zu hören, daß es Fritz in Ansehung seines Herzensganges gut gehe, sein Umgang mit dem Heiland immer kindlicher und vertraulicher werde. „Es ist ein köstliches, ein unschätzbares Glück, die Jugendzeit in genauer Verbindung mit dem Sündenheiland zu verbringen, unter seinen Augen aufzuwachsen, ihn gleichsam zum Mentor zur Seite zu haben und bei jedem, auch kleinen Fall sich seines Rats zu bedienen." Auf denselben Ton ist das Lied von 18 Strophen gestimmt, das ihm sein Lehrer Treschow zu seinem Geburtstag 1784 machte.

„Was ists, wonach die Seele weint, der Jesu Geist das Ohr gewecket,
der Er des Falles Narb' entdecket, und die sich nun verloren scheint?

Die auf der Welt nichts trösten kann, bis Jesus ihr entgegeneilet
mit Lebensbalsam, der sie heilet? — Der Umgang mit dem Schmerzensmann.

Der Augenblick, in dem sein Herz sich ihr in Liebesflammen zeigte
und segenströmend zu ihr neigte, vertreibt zwar Kummer, Angst und Schmerz.

„Wie sollt' ich nun", so denkt sie dann, „den Liebenswürdigsten nicht lieben,
den Tilger meiner Schuld betrüben?" — Doch fragt sie nicht, ob sie auch kann.

Ist nun der erste Kuß geschehn, der sie so innniglich erquickte,
ja bis in Himmel sie entzückte, so will sie oft allein schon gehn,

Das könne sie noch nicht, müsse täglich Rat von Jesu begehren. Warum er ihm dies zum Geburtstag geschrieben?

Ich weiß kein seligeres Los als das, mit Jesu umzugehen,
in Gnad' und Gunst bei ihm zu stehen. Das Glück ist mir unnennbar groß.

Drum preis' ich Dirs auch heute an und wünsch', daß Du von Jahr zu Jahren
mögst immer kräftiger erfahren, wie gut mans bei ihm haben kann."

Solch' liebenswürdig persönliche Form der Anpreisung, das Vorbild der Männer, mit denen er so eng zusammenlebte, daß er die Wahrheit ihrer Worte in ihrem Leben nachprüfen konnte, mußte auf sein zartes Gemüt tiefen Eindruck machen.

So entstand denn auch damals unter den ernsten Schülern ein Ringen und Kämpfen nach Erlebung der Gefühle, von denen sie ihre Umwelt belebt sahen. Und sie erlebten sie. Nicht wenige geben in ihren curricula und Lebensläufen den Tag an, da ihnen der langersehnte Friede, die herzhinnehmende Verbindung mit dem himmlischen Freund nach viel Gebet und Tränen zuteil geworden sei. So von Schleiermachers späteren Freunden Ökely und Zäslin. Religiöse Freundschaftsbünde waren auch zu Schleiermachers Zeit häufig. So erzählt Schleiermachers Kommilitone Ewald, daß die Herzensgemeinschaft mit mehreren Kameraden und ihre oftmaligen religiösen Unterredungen sein inneres Leben im Pädagogium sehr gefördert hätten. Schleiermachers Wort, daß er nur durch die Frömmigkeit Freundschaft und Liebe gelernt, gilt durchaus auch von seinem Verhältnis mit Albertini, wie SW. und „Niesk. Papiere" zeigen. Gemeinsam jagten sie nach den übernatürlichen Gefühlen und dem Umgang mit Jesu. Und sie erlebten sie, damals als Realitäten; erst nach der Barbyer Aufklärung erschienen sie ihnen als „freiwillige Hilfsleistungen ihrer Phantasie", Schleiermacher als „natürliche Wirkung seiner veränderten Lage und der Neuheit der Sache". Albertinis Geburtstagsgedicht (Niesk. Papiere) zählt dem Freund in griechischen Distichen die Beweise der Liebe des Heilands zu ihm auf, seine Taufe, seine Aufnahme in die Gemeine; eine neue Liebesflamme möge drum sein Herz entzünden, zu seinem Geburtstag möge er den Bund mit dem Heiland

erneuern. Er schließt seine eilig und fehlerhaft am Geburtstagsmorgen hingeworfenen Verse:

Ὦ χάριν, ἣν σωτὴρ φορέει σοι, λειπέτω οὐ μή!
ὃ προσενέγκει σοι, λάμβανε χερσὶν δυοῖν.
Νῦν τέλος, ἤδη νῦν ποιήσομαι. Μεῖνον ἐν αἰτιῷ!
Τὴν παρέπτων βουλήν, ὄλβιος εἶτ' ἔσεαι.

Die Niesk. Papiere Nr. 8 geben ein Passionslied von Albertini — datiert vom 1. Weihnachtstag 1784!, kraß herrnhutisch. Es muß doch Schleiermacher einen tieferen Eindruck gemacht haben, daß er es abschrieb und bewahrte. Es lautet:

Heil mir, du bists, teure Leiche,
Ave für die blaß und bleiche
Ewig will ich dich umarmen,
Schönstes Herz, Herz voll Erbarmen,

Leiche Jesu, du bist mein.
Leiche Jesu! Ich bin dein.
Du sollst mir mein Leben sein.
komm in meinen Arm hinein.

Steht nicht schon der Lebensfürste
Um zu fragen, wen da dürste
Ja, da steht er voll Verlangen,
Hold und liebreich zu empfangen.

mit der blutgen Seite da,
nach dem Blut der Wunden? Ja —
alle, die sich zu ihm nahn,
Jesu, blick' mich freundlich an.

Dazu kamen die 4 täglichen Gottesdienste. Natürlich war auch für Schleiermacher trotz höchster Empfänglichkeit manchmal manches zu viel. An Brinkmann schreibt er 1789 IV 6, er wolle ihm keine Reisebeschreibung geben, „weil Du Dich wahrscheinlich in der Gemeinde Gottes an den Diariis der reisenden Brüder (im 7 Uhr-Gottesdienst aus den Gemeinnachrichten vorgelesen; d. V.) eben so satt gehört hast als ich." Wobei übrigens die Fortsetzung zeigt, daß ihm der Ton dieser „schelen Brüder-Anmerkung", nachdem er sie kaum niedergeschrieben, selbst mißfiel. — Die täglichen Singstunden abends von 9—$^1/_2$10 waren seine Lieblingsgottesdienste, ebenso wie die kultischen Weiterentwicklungen derselben. Unter dem frischen Eindruck einer solchen musikalischen Abendfeier ist z. B. I 32 geschrieben; man kann danach noch vier Verse feststellen, die wohl in eben jener Feier gesungen worden sind.

Die religiöse Sprache der herrnhutischen Lyriker, die ihm so nahe kam, wirkte auf seine Denk- und Sprechweise stark ein. Er zitiert wie Vater und Mutter gern Verse — das stärkste Beispiel nannten wir eben. Aber auch abgesehen davon finden sich viele spezifisch brüderische Wendungen. Einige Proben. Der Aufenthalt in der Gemeine ist ihm ein Gnadenlos. (Diese Zusammensetzung lieben die Brüder; sie wohnen nicht nur in Gnadenfrei und anderen Gnadenorten, sondern nennen sich das Gnadenvolk ꝛc.) Sein innres Leben ist ihm ein vergnügter „Gang". Der Schwester wünscht er eine ganz besondere Ruhe des Heilandes; er erbittet sich von ihm einen Gnadenblick. Der Gekreuzigte ist ihm der Gott, am Kreuz erblaßt; jeder Tag soll ein Festtag sein der Marter Gottes ꝛc.

Schleiermachers Pfleger muß jedenfalls mit seiner Entwickelung rieden gewesen sein; denn nach 3 Monaten, am 20. September, rd in der Nieskyer Konferenz seine Aufnahme in die Brüder= meine der Losentscheidung anheimgestellt. Das Los sagte ja, sodaß am 21. September abends, an einem der monatlich stattfindenden meintage, in der Gemeinstunde in die Brüdergemeine aufgenommen rde. Der Kirchenchor grüßte ihn und seine Genossen bei der Auf= hme mit den Zinzendorfschen Versen:

„Im Namen des Herrn Jesu Christ, der seiner Kirche König ist,
nimmt seines Brüdervolks Verein euch jetzt in seine Mitte ein."

Der Liturg sang weiter:

„Er geb' euch seinen Friedenskuß zu seines ganzen Heils Genuß,
der euch ein Siegel seiner Treu und unserer Gemeinschaft sei."

Die Gemeine fiel ein:

„Wir reichen euch dazu die Hand. Der Herr, dem euer Herz bekannt,
laß euern Gang in der Gemein euch Seligkeit, ihm Freude sein."

Nachdem während des letzten Verses der Liturg ihn mit Hand= lag (und Kuß?) aufgenommen hatte, erflehte die Gemeine auf den ieen dem neuen Mitgliede den Segen des Herrn. Diese Aufnahme, Erfüllung des Lieblingswunsches von Sohn und Eltern, namentlich s Gebet, bewegte ihn aufs tiefste. Er schrieb davon den Eltern. ch sie waren tief ergriffen. Die Mutter hat damals und in der lge nach dem Zeugnis des Vaters oft, wenn Briefe aus Niesky nen, Tränen der Freude und Dankbarkeit geweint über dem, was r Herr am Sohne tat. An dies Gebet bei der Aufnahme, an diese änen der Mutter erinnerte der Vater den Sohn 8. Februar 1787, s er der Gemeine den Rücken wandte. „Aus wahrem innern Triebe" er Mitglied der Gemeine geworden, urteilt Schleiermacher selbst ai 1805 II 22. Die Mutter empfing die Nachricht von der Auf= hme in die Gemeine in Gnadenfrei bei Lotte. Die Mutter selbst fand sich damals in starker religiöser Anspannung. Lotte schreibt n diesen Wochen: „Unvergeßlich bleibt mir der Eindruck, den in mir Gnadenarbeit des Heilands an ihrer Seele bewirkte." Der so ge= mmten Mutter war die Nachricht „recht herzerfreulich", erregte ihr nnigen Dank und freudige Beschämung". So schrieb sie ihren Brief den Sohn, den letzten vor ihrem Tod. I 25: „Ich für mein Teil e Deine und Deiner Schwester baldige Aufnahme in die Gemeine s einen Beweis des gnädigen Wohlgefallens unseres lieben Heilands , daß wir diesen Weg mit unsern lieben Kindern eingeschlagen sind, d es freut mich herzlich, daß auch Dir die Friedensgedanken unseres uen Hirten über Dich immer klarer werden." Nachdem sie ihn an s Scheitern des Teschener und Hallenser Schulplanes erinnert, fährt fort: „Ich führe diese Sachen Dir darum wieder ins Gedenken, il die Hand des Herrn dabei garnicht zu verkennen ist, und weil

er uns so gnädig und erbarmungsvoll recht mit Seilen der Liebe aus der verführerischen Welt herausgezogen hat. So laß uns nun auch Ihm einzig und allein fest anhangen, unsere Herzen Ihm ganz ergeben, „alle unsre Not Ihm klagen, alles Ihm ins Herze sagen".[1]) „Nun ich habe die freudige Hoffnung, daß unser lieber Heiland, der sein Werk in uns angefangen hat, der wird's auch vollführen bis an jenen Tag." Das war das Vermächtnis der sterbenden Mutter an den Sohn.

Ähnlich der Vater. Ihm war die Aufnahme des Sohnes in die Gemeine eine „übergroße Gnade des Heilandes" an dem Sohn wie an ihm selbst. Der Sohn schien ihm aus den Verführungen der Welt „in einen sicheren Hafen gebracht".

Bald darauf starb die Mutter in Anhalt. Der Vater schrieb einen ausführlichen Brief mit einer Schilderung ihres frommen Todes, der erst nach Gnadenfrei, dann nach Niesky wanderte, wo ihn Zembsch den beiden Brüdern vorlas. Fritz schreibt davon an Lotte Dezember 1783 I 30: „Bruder Zembsch las uns den größten Teil des Briefes vor und es war mir den ersten Tag wie ein Traum, den ich nicht glauben konnte.[2]) Die Beschreibung ihrer letzten Stunden ist mir recht zum Segen gewesen, und der Vorgang, bei dem der Heiland gewiß seine Absichten hat, macht mir das Gnadenlos in der Gemeinde noch wichtiger. Ich denke jetzt oft daran, was sie in Gnadenfrei gesagt: „Jetzt wird man die Kinder alle in die Gemeinde bringen, dann ist man ja doch hier zu nichts mehr nütz, da legt man sich hin und schläft ein." Dem vereinsamten Vater wünscht er „das Glück, in einem Gemeindeort zu sein! aber ich glaube kaum, daß dieses Los für ihn aufgehoben ist". Lotte klagt: „Ihr Verlust schmerzte mich tief, und die Rückerinnerungen meines oft widersetzlichen Betragens in dem Kindesalter und ihres frommen Umgangs mit mir von der Zeit meiner Konfirmation an bis zu unsrer Trennung wechselten wunderbar in meinem Innern ab, so daß der Heiland viel an mir zu trösten hatte." Ja, sie hatten, wie der Vater ihnen schrieb, eine Mutter verloren, die ihre Seelen liebte, die um ihr ewiges Heil besorgt war. Das Barbyer Ereignis hätte die Mutter eben darum nicht minder schwer getroffen

---

[1]) Diese Zeilen stammen aus dem Lieblingsvers des Sohnes, den er oft an die Eltern zitiert haben muß: „Bei Dir, Jesu, will ich bleiben; halte selbst Dein schwaches Kind, bis durchs sel'ge an Dich Gläuben Seel und Leib geheiligt sind; alle Not will ich Dir klagen, alles Dir ins Herze sagen, bis Du endest meinen Lauf, und dann hört mein Weinen auf." (Loskiel.)

[2]) Nach dem Tod des Vaters schrieb Schleiermacher Oktober 1794: „Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich einen unersetzlichen Verlust recht empfinde; denn als unsere selige Mutter starb, war ich noch zu sehr Kind; meine Gefühle hatten etwas Phantastisches, etwas Romanhaftes, welches mitten in meinen Schmerz eine kindische Selbstgefälligkeit brachte. Wenn ich die Mutter mit einem eben solchen Gefühl hätte verlieren sollen, wie ich jetzt den Vater hingebe, das wäre für einen Menschen zu viel."

als den Vater; doch hätte sie mit dem Tiefblick der Mutterliebe vielleicht nicht so völlig und so lange Zeit wie der Vater die Beweggründe des Sohnes verkannt.

Im Winter 1783—1784 machte Schleiermacher seine ersten religiösen „Gesellschaften" mit. Das Nieskyer Diarium bemerkt nach Abschluß derselben im Jahre 1785 — sie wurden nur im Winter gehalten —: „Sie sind, wie wir dem Heilande zum Preise nachsagen müssen, nicht ohne Frucht gewesen; und verschiedene haben sich erklärt, daß die Gesellschaften ihnen Gelegenheit zum Nachdenken über sich selbst, zur Erweckung bei ihrem vorigen trägen und schläfrigen Gang und auch zu mehrerer Vertraulichkeit unter einander gegeben." Im allgemeinen überwog jedoch die Klage, daß die Schüler dabei wenig sprächen. So Schneider, nachdem er selbst eine geleitet. Schleiermachers negatives Urteil aus den „Reden" oben Kap. II a.

Zeiten tiefster religiöser Erregung und Erhebung brachte dem jungen Pädagogisten der Beginn des Jahres 1784. Zunächst feierte er im Januar zum ersten Male das Jahresfest seines Chores, das Knabenfest, mit, das Fest der Jugendweihe an den Herrn, der Jugendfreude im Herrn.

Da Schleiermacher auch später ein so warmer Verehrer der Chorfeste war und diese Verehrung sich zunächst auf die von ihm selbst gefeierten Chorfeste gründete, gebe ich das Programm des zweiten Knabenfestes, das Schleiermacher 1785 in Niesky mitfeierte. Ich ergänze die Nachrichten des Gemeindiariums aus Tagebüchern. Die Feier war dreiteilig wie die aller Chorfeste: Vorbereitung, Festtag, Nachfeier. Am Festtag selbst eine unbegreifliche Menge von Gottesdiensten; die Festfeiernden sollten an dem Tag sozusagen ganz von der Erde weg in himmlische Regionen, in himmlische Gefühle versetzt werden. Darum vier singstundenartige Gottesdienste neben zwei Redegottesdiensten; mit Vor- und Nachfeier zusammen acht. — Am Vorabend um 8 abends Chorschluß, Ansprache an das festfeiernde Chor. — Der Festtag begann mit festlichem Wecken auf den Schlafsälen durch Gesang eines Liedes, das womöglich eigens für den Tag von einem Lehrer gedichtet war, z. B. 1788 von Karl Garve. Beim Frühstück auf den einzelnen Stuben begrüßten poetische Lehrer ihre festfeiernden Schüler durch ein Festgedicht, Schneider z. B. 1789 durch eins, in dem er jeden einzelnen seiner Stubengesellschaft namentlich anredet. $^1/_2$8 Uhr Festmorgensegen, einleitende Singstunde mit Gebet. — 9 Uhr Aufnahme der Kinder, die das Alter hatten, ins Knabenchor; sie wurden knieend unter Handauflegung eingesegnet. Nach dem Gottesdienst gratulierten ihnen dann die Kameraden mit einem Kuß. (12 Uhr festliches Mittagessen mit Gästen aus dem Ort, Direktor, Inspektor, Hausvater, auch Geistlichen.) 2 Uhr Festliebesmahl. Während die Teilnehmenden zwei Tassen Tee und ein Brödchen genossen, wurde ein in Barby für diesen Tag gefertigter Psalm (Singstunde mit

eingelegten Chorsätzen) gesungen. 4 Uhr Festrede, Homilie, von Gregor. 7 Uhr abends für die von den Knaben, die schon Kommunikanten waren, ein Chorabendmahl; Pfohl Liturg. 8 Uhr in dem allgemeinen Gottesdienst (Gemeinstunde) wurden die Knaben „in einigen Versen von der Gemeine gesegnet". — Nachfeier. Am nächsten Morgen $^1/_2$8 Uhr für die Kommunikanten Kommunion-Liturgie. Dabei das Anbeten „im Staube", wobei die Betenden ausgestreckt liegend mit der Stirn die Erde berührten. Die Proskynese als Zeichen tiefster, dankbarer Verehrung.

Im Februar 1784 hielt der Pfleger Schleiermacher für reif zur Aufnahme unter die Abendmahlsgenossen, zum Eintritt in den engeren Kreis der wirklich Wiedergeborenen, die der Heiland persönlich durch ein doppeltes Los in die engere Schar der Seinen aufnahm. — Das erste Los nahm Schleiermacher am 21. Februar zunächst unter die Abendmahlskandidaten auf. Als solcher erhielt er mit dem Neffen seines Inspektors den kurzen Abendmahlsunterricht, durfte auch einmal dem Abendmahl, von dem sonst jeder Nichtteilnehmer aufs strengste ausgeschlossen war, von der Empore aus zusehen, um den Ritus sich anzueignen, damit er nicht bei seiner ersten Feier durch Gedanken daran gestört würde. (Damals ward, da Beginn und Abschluß vom Los abhängig war, zu jeder Zeit des Jahres eben nach Anordnung des Loses der kurze Unterricht erteilt und bei jedem der 13 jährlichen Abendmahle konfirmiert. Die Konfirmation war nicht eine besondere Feier, sondern am Anfang des abendlichen Abendmahls wurden die Konfirmanden eingesegnet und genossen es dann gleich mit.) Noch war Schleiermacher nicht Konfirmand; dazu bedurfte es eines zweiten Loses. Er erhielt die Aufnahme unter die Konfirmanden — wieder gleich bei der ersten Befragung — am 27. März. Daraufhin durfte er noch am Abend desselben Tages zum zweiten Male von der Empore aus dem Abendmahl zusehen, nun endlich gewiß, daß er das nächste Mal, nämlich am Gründonnerstag 1784, selbst es mitgenießen werde. Am 28. März schrieb er der Schwester unter dem Eindruck des bejahenden Loses und des Abendmahls, dem er am Abend zuvor zugeschaut, folgenden Brief I 32. Er verrät die hohe religiöse Erregung jener Wochen. Ich habe die vier Gesangbuchverse, auf die er anspielt und die er wahrscheinlich am Abend vorher im Abendmahl gehört hatte, durch Anführungszeichen kenntlich gemacht.

„Die hiesige Gemeinde hat das Amt um acht Tage später gehabt als die Gnadenfreische und andre, nämlich gestern, da mir der Heiland (durch das zweite Los; d. V.) die Gnade schenkte, zum zweiten Male zuzusehen. Nachmittags vor dem Liebesmahle bekam ich Deinen Brief. Ich weiß gewiß, daß Du Dich mit mir darüber freuen, ihm, dem gnädigen und guten Heiland (der ihm durch das Los persönliche Gnade erwiesen hatte; d. V.) danken und ihn mit mir bitten wirst, seine Gnade besonders in den 14 Tagen bis zum grünen Donners-

tag, da ich sein Fleisch und sein Blut im heiligen Abendmahle genießen werde, von Tag zu Tag größer und herrlicher werden zu lassen. „Ich will sie alle zu mir ziehn“ hieß es in der gestrigen Losung; das wird er in Gnaden auch an mir erfüllen; er ist auferstanden, zu helfen allen Elenden auf Erden, das gibt mir auch ein Recht an ihn; „er ist meine Zuversicht allein“, der Gott, für mich am Kreuz erblaßt.

Zu Deinem bevorstehenden Geburtstage, dem ersten in der Gemeinde, will ich Dir eine ganz besondere Ruhe des Heilandes und vielen Segen wünschen. Ich werde an dem Tage besonders an Dich denken; „ach, erfüllte Jesu Liebe unsre Herzen Tag und Nacht!“ „Wären wir ihm nur ganz zur Freude“, stünden wir immer in einem ganz ungestörten Umgang mit ihm, „könnte uns nichts auch nicht einen Augenblick von ihm abbringen!“ Mit diesem Wunsche für uns beide schließe ich; denke an mich und liebe Deinen Dich in Jesu liebenden Bruder.“

Noch nach 13 Jahren entsann er sich dieser höchsten religiösen Spannung. 1797 schrieb er Lotte, als er seines Konfirmators Kohlreif Tod erfahren I 143: „Kohlreif war mir ein lieber Mann, ja ich kann sagen, unter allen Vorsteher-Brüdern, mit denen ich in näherer Verbindung gestanden, der liebste. Ich weiß, daß er in der Gemeine auf mancherlei Weise verkannt worden ist. Kam das etwa daher, weil er einen liberaleren Gesichtspunkt hatte als manche und Mängel sah, über die er freimütig sprach? Ich habe noch einen besonderen Eindruck von seinen Unterrichtsstunden (dem Religionsunterricht im Pädagogium; d. B.), in denen freilich manches vorkam, was mir immer durch alle Veränderungen meiner Denkungsart hindurch fremd geblieben ist, und besonders von denen, die er mir und dem jungen Zembsch besonders gab, als wir Abendmahlserlaubnis erhalten hatten. Ich war damals lauter glühende Fantasie und hoffte, er werde mein Feuer noch feuriger blasen; aber nein, er führte mein Gemüt an der Hand der Geschichte und verständiger Vorstellungen zu einem stillen Ernst und zu ruhigen Überlegungen zurück.“ — Wohl am Dienstag der Karwoche — es könnte höchstens noch bei dem Abendmahl des Gründonnerstags selbst geschehen sein; doch sprechen andere Fälle für Dienstag — ward er dann abends konfirmiert, wobei ihm nur die eine Frage vorgelegt wurde, ob er sein Herz völlig dem Heiland übergeben wolle; mehr Fragen verbot der Synodalverlaß. Dann ward er durch Handauflegung eingesegnet und in einem Gebet dem Heiland zum erstmaligen Abendmahlsgenuß empfohlen. — Am Gründonnerstag den 8. April abends genoß er dann zum ersten Male das Abendmahl in tiefster Bewegung. Unter Tränen der Freude und Herzenszerflossenheit, so meldete er dem Vater, habe er dabei der Welt entsagt und dem Herrn und seiner Gemeine sich gewidmet. An diese Tränen, an dieses Gelöbnis erinnert ihn der Vater drum in seinem großen Brief nach der Barbyer Katastrophe, eben so wie an den

Schwur, den er so oft, sicher bei dieser Gelegenheit am bewegtesten, vor dem Heiland getan in der Form des Verses, der bis heut der beliebteste herrnhutische Konfirmationsvers ist: „Bei Dir, Jesu, will ich bleiben; halte selbst dein schwaches Kind".[1])

Am 21. April 1784, nur 2 Wochen später, wurden die nach Barby abgehenden Pädagogisten, unter ihnen z. B. Beyer, ins Brüderchor aufgenommen. Das Chorabendmahl bei dieser Gelegenheit hätte Schleiermacher gar gern wieder mit begangen. Er klagt Lotte: „Auf das Chorabendmahl, welches wir bei dieser Gelegenheit hatten, hatte ich mich schon in meiner Konfirmationszeit gefreut, und Du kannst Dir meinen Schmerz vorstellen, da es uns nicht erlaubt wurde, es mit zu genießen. Was Du von den letzten schönen Festzeiten sagst, da stimme ich ganz mit Dir überein, und auch mir sind sie gesegnet gewesen. Es ist wahr, alle Tage, die Gott werden läßt, sollen der Gemeinde Festtage werden der Marter Gottes; aber bei solchen Gelegenheiten, in so schönen Fest- und Gedenkzeiten, ist doch immer noch ein ganz eigener bleibender Segen." I 32.

Der nächste Brief nach 5 Monaten (September 1784, I 27) zeigt die religiöse Stimmung des 16jährigen, der damals gerade mit großer Energie seine griechischen Privatstudien begonnen hatte, gesteigert bis zur Sehnsucht nach dem Jenseits. Nachdem er ausgeführt, daß er wegen der Studien den Winter dem Sommer vorziehe, fährt er fort: „Doch kann mich weder die Liebe zum Winter noch der Haß gegen den Sommer in meinem vergnügten Gange stören, sondern nur, wenn ich sehe, ich liebe den Heiland nicht genug, ich bin Ihm nicht ganz zur Ehre, und wenn der tägliche Umgang mit Ihm nicht ungestört und ununterbrochen fortgeht. Aber so oft man zu Ihm kommt als ein Sünder, der bloß aus seiner Gnade selig ist, so oft man sich einen Gnadenblick von Ihm ausbittet, so geht man nie leer von Ihm, Er wird nie untreu, so oft wir es auch werden; aber doch je ungestörter, desto besser, je einförmiger, desto ruhiger, desto näher am

---

[1]) Ich gebe zum Vergleich den Bericht Ewalds, eines Kolonnengenossen Schleiermachers (N. 1845), 50 Jahre nach dem Erlebnis geschrieben. Er läßt ahnen, welch' hohe religiöse Erregung diese Konfirmationsmonate dem damaligen Geschlecht erregten, auch mit unter der Einwirkung des Loses und des persönlichen Verhältnisses, das dieses zwischen jeder einzelnen Seele und dem Heiland statuierte. „Am grünen Donnerstag 1781 sah ich als Kandidat beim heiligen Abendmahl zum ersten Male zu. Unauslöschlich bleibt mir der Eindruck, den dies auf mich machte, und es war mir, als ob ich das hohe Gut selbst mitgenösse. In dieser seligen Stimmung verbrachte ich die folgenden Wochen und sehnte mich darnach, bald ein Mitgenoß des h. A. zu werden. Mehr als ich erwartet hatte, tat der Heiland, indem er mir (durch das Los; d. V.) erlaubte, schon das nächste Mal als Konfirmand zuzusehen und dann das folgende Abendmahl nach geschehener Einsegnung genießen zu dürfen. Welch' ein seliger Zeitraum das für mich war, kann ich nicht beschreiben. Ich genoß viel im Umgang mit meinem ungesehenen Freunde."

Himmel — am liebsten aber ganz da. Aber sein Wille geschehe, er ist doch der Beste."

Daß er dabei doch noch auf der Erde steht, zeigt der allerliebste Schluß: „Dann kannst Du unsern Vater (der Lotte in Gnadenfrei besuchte) daran erinnern, daß mein Beutel die Schwindsucht hat und das vom Obst; es sollts niemand glauben; Papa kann ihn kurieren. Nun leb' wohl unter des Heilands Schutz, dem ich Dich und mich empfehle". — Der Vater fand für nötig, der Todessehnsucht des Sohnes entgegenzutreten I 34. Der Sohn solle nicht wünschen, aller Not überhoben zu sein, „sondern ich bitte den Heiland, daß dies und alles, was Du noch erfahren wirst, Dich zu dem gläubigen und stets unverwandten, festen Blick auf seine Wunden leiten möge, der jede Unzufriedenheit niederschlägt und bei welchem man auch schon hier kann selig sein. So wird in den Wartestunden, bei Betrachtung seiner Wunden und für dich vergoßnen Zähren dir die Zeit nicht lange währen." Er schließt, bewegt von dem Anblick seines seltsamen, himmelwärts gewandten Kindespaares: „Fahre fort Deiner lieben Schwester fleißig zu schreiben und liebet Euch und ermuntert Euch einander zum Glauben und zur Liebe und betet auch für mich" [1]).

Die sechs Zeugnisse, die aus dem letzten Schülerjahr Schleiermachers Michaelis 1784—85 vorliegen, zeigen, daß auch damals sein innerer Zustand derselbe blieb. Da steht obenan sein Lied zu Lottens Geburtstag, 31. März 1785. Es ist auf eine bekannte Choralmelodie wohl in der Karwoche gedichtet, in freier Anlehnung an den Lehrtext des Tages, Römer 4, 25. Es entspricht ganz dem, was man nach dem Bisherigen von dem 17jährigen Pädagogisten erwartet nach Inhalt und Form. Die Mystik ist die brüderische, die Formeln, ja manche Reime sind ganz die dort üblichen, allen im Ohr liegenden, im Vergleich z. B. zu Albertini beides gemäßigt und prosaisch. [2]) Vers 5—7 sind Lotte in den Mund gelegt.

---

[1]) Bei diesem Besuch verhandelte der Vater lebhaft mit der Gnadenfreier Konferenz (Diarium September, Oktober) wegen seiner Wiederverheiratung und zwar mit einer Gemeinschwester, wobei er sich natürlich auch dem Heiratslos unterwerfen mußte. Die Brüder meinten, daß eine solche Mischehe ihm als reformierten Geistlichen nachteilig sein könnte; auch wußten sie nicht, wie sie der etwaigen „Ehegehilfin" von der Bedeutung seiner Freimaurerei, der er, soviel sie wüßten, noch zugehöre, den gehörigen Begriff geben sollten. Der Vater bestand jedoch dringend auf seiner Bitte, sodaß man mit der Direktion darüber korrespondierte. Doch ward schließlich nichts daraus, da der Vater die erste Kandidatin ablehnte, bei der zweiten, die er geneigt war zu heiraten, das Los Nein sagte. So heiratete er 1785 die Tochter des Pleßer Hofkonditors Kühn, mit der er April 1785 einen Besuch in der Gemeine Gnadenfeld machte.

[2]) Schleiermacher an Lotte 29. Dezember 1800: „Schlegel hat mir schon oft behauptet, die Poesie gehöre zu meiner Natur; ich bin aber sehr lebhaft vom Gegenteil überzeugt; und wenn es auch einmal über mich kommt, ein paar Verse zu machen, so ist das doch immer keine Poesie."

Viel Gnade, Freud' und Gottes Fried' von unserm treusten Freunde,
der auch am Kreuz für Dich verschied, am Ölberg blutig weinte;
der uns aus aller Not befreit durch seinen Tod
und uns dadurch, daß er einst starb, die Kindschaft Gott's und Heil erwarb.

Sieh fleißig ihn am Kreuze an, das gibt vergnügte Stunden,
den liebevollen Martermann, den Herrn voll Blut und Wunden;
daß seine Tod'sgestalt Dir nimmermehr veralt'
und Du ihn gnädig stets erblickst, wenn Du ihm einen Seufzer schickst;

daß er Dir stets im Herzen sei, Dich nichts von ihm entwöhne
und alle Tag Dir sichtbarer sei seine Marterschöne.
Steh' dankbar unterm Kreuz, und seine Liebe reiz',
weil er so viel für Dich getan, — Dein Herz zur Gegenliebe an.

Ihn lieben, das ist Seligkeit, das höchste Gut auf Erden.
Und selbst dort in der Ewigkeit wird uns kein größres werden.
Und denkst Du nur daran, was Er, Er Dir getan,
so heißts gewiß in Deinem Sinn: „Sein will ich sein, will lieben ihn;

denn er hat mich mit Blut erkauft, daß ich könnt' seine werden.
Ich bin auf seinen Tod getauft, um sein zu sein auf Erden;
und da ich ihn drum bat und vor sein Kreuze trat,
da hat er mir es zugesagt: „Auch Dein bin ich, sei unverzagt."

Da wusch er mich in seinem Blut von allen meinen Sünden
und ließ mich auch in seinem Tod Vergebung, Frieden finden.
Und bracht mich zur Gemein', um sicher da zu sein
vor allem Übel dieser Welt bei dem Volk, das sich zu ihm hält.

So oft ich jetzt um Jesum wein', um seine liebe Nähe,
tritt er mir so ins Herz hinein, grad' als ob ich ihn sähe,
so wie er für mich starb und dadurch mirs erwarb,
daß ich, so sündig ich auch bin, doch ihm gehör' als sein Gewinn."

So denkst Du heut und gibst Dich ihm aufs neue hin zu eigen,
und er hört gnädig Deine Stimm' und wird sich zu Dir neigen;
da wirst Du immer sein (= die Seine) und immer selig sein,
und immer weidet sich Dein Herz in Deines Bräut'gams Tod und Schmerz.

Und dabei denk' auch oft an mich. Und wenn Du mit ihm redest,
so bitt' ich, daß Du brüderlich auch ofte für mich betest:
So bleiben wir ein Herz und ihm für seinen Schmerz
recht dankbar, bis er uns zu sich einst ruft. Auch darauf freue Dich.

So nahte das Fest der ledigen Brüder, 29. August 1785, heran, bei dem die für das theologische Studium reif Befundenen aus dem Knaben- in das Brüderchor aufgenommen wurden. Auch Schleiermacher und Albertini gehörten dazu. Sie freuten sich (SW.) dieser seltenen Auszeichnung, die man ihnen trotz ihrer außergewöhnlichen Jugend glaubte gewähren zu müssen. Albertini schreibt in seinem curriculum: Ubi primum audivi, brevi me Barbyam profecturum esse, haesitavi, num bene mecum actum foret, si adeo mature hinc discederem. Sed eius auctoritas, qui omnia dirigit, mihi sufficere visa est, cui

obtemperarem. Probe novi, illum praeter omnem meam spem mihi optime consulturum, quum me hucusque ea benivolentia eaque amicitia direxerit atque duxerit, quae hominum intellectum omnem superat. Qui hucusque Jesum se erga me praebuit, num relicturus est umquam? Hac spe innixus omnem animi metum omisi: deoque optimo maximo ob summa in me beneficia gratias egi. — Sofort gingen die beiden in ihrer Privatarbeit von den Griechen zum zweiten Teil des Alten Teſtaments über, wo die kommentarloſen in den Finſterniſſen des Ezechiel ſtecken blieben. Schleiermacher nahm wie den Übergang zum theologiſchen Studium, ſo auch den Eintritt in das Brüderchor ſehr ernſt. Er meldete die Veränderung ſeines Lebens an Lotte Anfang Auguſt in ſeinem letzten Nieskyer Brief I 33: „Übrigens iſt der Schritt in ein anderes Chor nichts Geringes, und wenn ich ſo auf das Vergangene zurückblicke, ſo wird mir dabei ganz eigen zu Mute. Ich bin etwas mehr als zwei Jahre ein Knabe in der Gemeinde geweſen (ein Glied des Knabenchors; d. V.); das iſt eben nicht lange, aber ich habe in der kurzen Zeit viel erfahren, d. h. viel Schlechtes von meiner Seite und viel Gnade von Seiten des Heilandes; ich habe Zorn verdient, heißt es meinerſeits; ich habe Dich verſühnt, ruft das Lamm vom Kreuz. Wenn ich dann bedenke, was man von einem Bruder fordert, ſo müßte ich freilich verzagen, wenn ich es im Vertrauen auf mich und meine Kräfte wagen ſollte; darum, liebe Charlotte, denke fleißig meiner vor dem Heiland und bitte ihn, mir zu dieſem neuen Berufe ſeine Gnade zu ſchenken. Lebe wohl, liebe Charlotte, und laß Deine Liebe zu mir mit den dreißig Meilen, die ich weiter von Dir entfernt ſein werde, nicht abnehmen, ſondern wachſen."

Es beſtand und beſteht noch die ſchöne Sitte, daß die Abiturienten am Ende ihres Schullebens, vor den Pforten der Univerſität, in einer offenen Beichte ſich und der Oberbehörde Rechenſchaft ablegen über den Gang ihrer geiſtigen und religiöſen Jugendentwickelung. Das geſchah damals leider noch lateiniſch, da bei dem Fehlen jeglicher Schlußprüfung dieſe curricula zugleich als specimina latinitatis, als Nachweis erreichter Reife in dem hauptſächlichſten Fache, dienen ſollten. Wie wertvoll wäre eine ausführlichere deutſche Selbſtcharakteriſtik Schleiermachers aus jener Zeit. — Am 22. Auguſt 1785 reichten die 11 Muli [1]) ihre curricula ein (Archiv). Sie geben regelmäßig in drei Teilen den Lebensgang, den Studiengang, namentlich Art und Umfang

[1]) Fünf Bürgerliche (Schleiermacher, der Baſeler Zäslin, der Schleswiger Ewald, der Engländer Okely, aus den Oſtſeeprovinzen Quandt), 6 Ariſtokraten (der Schweizer von Albertini, Graf Einſiedel, von Miltitz, Heinrich 54. Reuß, die Livländer von Vietinghof und von Gavel). Statt Zäslin auch die Formen Zäſelein, Schäßlin. Den Grafen Reuß, meiſt kurzweg der 54. genannt, neckten ſie arg, weil er keine Ausſicht auf ein Reußiſches Thrönchen hatte. Nachher beſtieg er doch eines. Schleiermacher beſuchte ihn 1817 in Lobenſtein, fand aber, daß er als glücklicher Gatte und Vater den trotz der zweiten Frau Kinderloſen zu beneiden keine Urſache habe.

der Privatarbeit, und die religiöse Entwickelung. Nur wenige von ihnen vermochten oder versuchten, auch in der fremden Sprache die Eigenart ihres Wesens zum Ausdruck zu bringen. Nur Okely setzt breit und behaglich die Feder an; sein Schreiben ist viermal so lang als das Schleiermachers; er fühlt sich wie im Tagebuch als Schriftsteller. Einleitend bedauert er, daß die Monotonie seines Lebens und seine Ungeschicklichkeit seinen Aufsatz langweilig machen könnten, doch habe auch Nepos neben Feldherren das stille Leben des Atticus gestellt. Dann gibt er eine epische Erzählung mit mannigfachen Anekdoten, die sich sehr gut liest. Auch seiner religiösen Entwicklung gedenkt er sehr ausführlich. In Fulneck, einer englischen Gemeine, habe er drei Jahre lang nach dem Glück eines Gotteskindes gestrebt, donec Salvatori nostro tandem placuit, diu exoptatum thesaurum mihi condonare. Hoc mihi contigit die 18mo Nov. anni 1776, also als er zehn Jahre alt war. Der damals mit dem Herrn geschlossene Bund sei ihm seither unbezweifelt und heilig geblieben. Überhaupt sei ihm Fulneck vorzüglich deswegen in gutem Gedächtnis, weil es kaum einen Ort in seiner Umgebung gebe, der nicht durch ein religiöses Gespräch Gott gleichsam geweiht sei. Er schließt mit dem Wunsch, Judenmissionar zu werden, um die Volksgenossen Christi zu ihm zu führen. — Auch Zäslin schildert eingehend, wie er in der Passionszeit 1783, seiner Konfirmationszeit, unter viel Gebet und Tränen zur Gnade Christi sich geflüchtet habe. Aderat ille cruentato latere: meum meritum est tuum; tua contra probra expiavi; tu salvus eris. — Albertini schließt mit dem Distichon, das sein Leben zur Wahrheit machte: Jesu Christe! Tuam mortem, Tua vulnera nunquam — Nunquam obliviscar, dum mihi vita manet. — Schleiermachers curriculum ist knapp, sachlich. Beim äußeren Lebensgang betont er seine schwächliche Gesundheit. (Er hatte in Niesky wie schon im Elternhause viel an „abscheulicher Kolik“ zu leiden; später IV 62 fand er, daß er doch erstaunlich gesund sei und der „Nieskyschen physischen Erziehung mehr Ehre“ mache als Brinkmann). Schon mit fünf Jahren habe er den Wunsch gehabt, ein Gelehrter zu werden; die oberschlesische Existenz, der der nur mit großer Mühe erlangte Eintritt ins Pädagogium ein Ende gemacht habe, hätte ihn wissenschaftlich nicht gefördert. — Beim Studiengang spricht er mit fühlbarem Stolz wie Albertini und eben so ausschließlich wie in der SB. von seinen Privatstudien und dem geliebten Freund, der seiner an entsprechender Stelle nicht gedenkt. Frostig klingt die Charakteristik der Schriftsteller, die nur er gibt. Plato geht dabei leer aus. Die Lehrer hinter Zembsch sind, von oben nach unten geordnet, die vier damaligen Stubenlehrer der engeren Hausgemeinde. Die zwei untersten Lehrer, unter ihnen K. Garve, wohnten damals in der Knabenanstalt; darum anscheinend nennt er sie nicht. Seinem geliebten Hilmer widmet Schleiermacher hier so wenig ein besonderes Wort als Okely seinem Treschow; Hornes, der schon seit

1½ Jahren fort war, gedenkt er nicht; auch Zembsch, seinen zweiten Vater, dem Okely einen schwungvollen Dank widmet, nennt er nur in der allgemeinen Dankformel. Im religiösen Teil begegnet die Formel, die der Vater geprägt und der Sohn schon im Gedicht an die Schwester verwendet hatte, daß ihn der Heiland aus dem Verderben dieser Welt in seine Gemeine, wie in einen Hafen aus dem Sturm, geführt habe. Das Schreiben lautet:

Mos cum sit antiquus, ut profecturus abhinc quisque de se vitaque sua nonnulla conscribat, idem et mihi hisce diebus contigit eoque libentius hoc facturus sum, quo plura, respicienti mihi septemdecim, quos pene transegi, annos, occurrunt Divinae gratiae Salvatorisque mei in me amoris exempla.

Natus sum Vratislaviae, die 21. Novembris, anni post Christum natum 1768, et iam inde a prima pueritia infirma mihi contigit valetudo. Ceterum primis iam annis scientiarum me cepit amor, annosque quinque natus, ubi primum latinae linguae elementa ediscere coepi, id vehementissime optavi studuique, ut vir doctus evaderem iisque, quibuscum mihi vivendum esset, utilis. Quum vero pater meus, ineunte bello Bavarico, in Silesiam superiorem se contulisset, quattuor annos partim rure, partim in urbe egi, quod studiis meis damno magis quam emolumento fuit. Quoties enim in urbe eram, diligenter quidem litteris me dabam, rus autem ubi veni, voluptatibus rusticis magis quam scientiis me oblectatus sum; donec diuturnis longisque patris meisque precibus impetravi tandem, ut Niskyense Paedagogium adire mihi liceret.

Quo ubi die 14. Junii anni 1783 adveni, omnes fere aetatis meae pueros me post se relinquere sensi, graeca praesertim lingua — vix enim legere coeperam — et hebraica, cuius plane eram rudis. Omnem igitur diligentiam curamque eo collocandam esse vidi, ut si praevertere illos non possem, attingerem tamen; et quia eius semper sententiae fui duos coniunctis viribus plura praestare, socium mihi comparavi, amicum meum dilectissimum J. B. Albertini, cum quo primum Bibliorum hebraicorum partem legi, deinde victo graecae linguae fastidio, in quod, audiens quotidie decantatas istas verborum analyses, incideram, summo ardore studioque ad Graecos me contuli; et primum Homerum, poetarum omnium facile praestantissimum, legi, quem qui non laudat, nescit profecto, quid sit grave, quid nobile, quid elegans. Euripidem deinde, cuius miram ad animos commovendos facultatem et ego sensi; Sophoclem porro, gravitate insignem, Aeschylum, Tragoediae graecae patrem; Callimachum, poetam nitidum et elegantem, eiusque discipulum Apollonium, Pindarum denique perlegi. Prosaicorum Herodotum et Xenophontem gustavi tantum; Theophrasti, qui sui temporis mores optime novit, omnia quae exstant, legi, Platonis nonnulla, Plutarchi vitas parallelas duas, Luciani Demosthenisque ea, quae Rector inclytus et venerandus

noster in Sylloge sua nobis dedit. Romanorum, in quibus nec tam diu nec tam diligenter versatus sum, Virgilium perlegi, Homero me iudice vix comparandum, nedum praeferendum; Tacitum, cuius scribendi genus audire aut legere quam imitari mallem; ac Ciceronis quaedam, cuius viri ingentis nomen ipsum maiorem iam continet laudem, quam edicere ego possum.

Postremo, ubi abeundum iam hinc mihi esse audirem, ad Scripturae sacrae studium me recepi et reliquam Codicis partem hebraice perlegi. Si quis autem interroget, num his duobus annis nulla mihi sine linea fuerit dies? affirmare hoc non ausim; eaque qualiacunque sint, quae hic didici omnia, non mihi meaeque diligentiae, sed maxime virorum clarorum, Zembsch, Hilmer, Treschow,[1]) Reichel[2]) et Gambold, qua usus sum, operae debeo.

Ad ea autem si respicio, quae a prima pueritia mecum egit Deus Salvatorque meus dilectissimus, ad eas, quibus ille me duxit, vias, nec verbis nec re umquam satis illum a me laudari nec debitas illi gratias agi posse facile video. Ille vitam mihi dedit, ille sanguine suo et morte me redemit, ille omnipotenti sua manu me tuitus est, ille me ex seculi huius pernicie in ecclesiam suam perduxit velut in portum e procella, ille omnia mea mihi peccata remisit, ille amoris sui ignem in animo meo accendit magis magisque, ut spero, accendet, ille carnem suam edendam sanguinemque bibendum mihi dedit, illius Divinae benevolentiae aura semper gavisus sum; in illius quoque vulnera quotidie inspiciam, illius mortis merita mihi tribuam illiusque gratiae ad reliquam vitae partem me commendo.

So war das Brüderfeſt (29. Auguſt) herangekommen, zu deſſen Feier Gregor, der Nieſky ſchon verlaſſen hatte, von Herrnhut als Leiter der Feſtverſammlungen herüber kam. Ich gebe den Bericht aus dem Diarium. Er iſt lehrreich auch für die amtliche Sprechweiſe,

[1]) Okely, 5. Juni 1785: „Treſchow hielt eine Predigt, die ich gerne einige Stunden angehört hätte, wenn er ſie ſo ſchön hätte fortſetzen können. Kurz, ſo verwegen das Urteil auch ſcheinen mag und ſo jung auch dieſer neugebackene Prediger, habe ich noch niemand lieber gehört als ihn, es müßte der einzige Brüningk (der auf Schleiermachers Vater ſolchen Eindruck machte; d. B.) ſein.“ 8. Juni: Abends ſpitzte Treſchow die Ohren in der „Viertelſtunde“ Spangenbergs, als wollte er lernen, wie man es machen müßte. „Wer hätte es wohl unnötiger als Treſchow.“

[2]) Okely, 19. Juni: „Reichels Predigt dieſen Vormittag verdient alles Lob, das man ihr erteilen könnte. In ihrer Art war ſie vollkommen, unbeſchadet des Ruhmes, den ſich Treſchow erworben. Sein Gebet war in ſeiner Art eigen, aber wegen der Kürze bewunderungswürdig. Es beſtand nämlich aus dem Vers: „Liebſter Jeſu, wir ſind hier.“ Hierauf predigte er Moral und zwar auf die allerſchönſte und in dieſer Gemeine paſſendſte Art. Er legte dadurch einen Grund, worauf ſein Gebäude ruhen konnte, daß er ſeinen Zuhörern das Beiſpiel des Heilands ſelbſt vorhielt; dann trug er die reinſte Moral vor und zum Schluß die Hauptſache, nämlich die einzige wahre Quelle aller Moral und aller Nachahmung, Jeſus.“

ferner für die Zuversichtlichkeit, mit der man den erstrebten religiösen Zweck als erreicht annahm. „24. August. In der allgemeinen Chorversammlung der ledigen Brüder wurde ihnen das bevorstehende Chorfest ans Herz gelegt und gebeten, sich diesen Tag besonders anzuwenden, ihr Herz und Gang in der Stille vor dem lieben Heiland zu überlegen. Der Heiland war gegenwärtig mit seiner Nähe. Den 28. hatten wir um 5 Uhr den allgemeinen Beschluß unseres Chorjahres unter einem gnädigen Bekenntnis des lieben Heilands zu uns. Um 8 Uhr war das Pedilavium in zwei Abteilungen. Unser lieber Bruder Gregor liturgisierte bei beiden Abteilungen. Am 29. (dem eigentlichen Festtag; d. V.) um $7^1/_2$ Uhr war der Festmorgensegen. Wir riefen in einem herzlichen Gebet auf den Knieen unsern Herrn und Heiland an, uns und sämtliche Brüderchöre, auch die sich außer der Gemeine auf Posten befinden und die heut in unsern Bund mit eintreten werden, mit neuen Segen zu überschütten und den Bund, den wir mit ihm gemacht haben, wieder zu erneuern; wir fühlten sein Da- und Nahesein unter uns; in der Kinderstunde um $8^1/_2$ segneten uns zu unserm Chorfest die lieben Kinder in einigen Versen. Um 10 Uhr war die Aufnahme von folgenden 18 Jünglingen ins Brüderchor (folgen Namen, darunter Schleiermacher). Sie wurden nach einer eindrücklichen Rede des lieben Bruders Gregor von dem seligen Chorbund, in den sie nun eintreten werden, unter einigen Segensversen zum Eintritt in das Chor mit Handauflegung eingesegnet und in einem Gebet auf den Knieen dem treuen Herzen Jesu zur Ausführung seiner Friedensgedanken über ihnen angelegentlich empfohlen. Um zwei Uhr war das Festliebesmahl, wobei ein neu verfertigter Psalm lieblich abgesungen wurde. Um 4 Uhr hielt uns Bruder Gregor eine gesegnete Festrede. Um 7 Uhr hatten die Kommunikanten des Chors den seligsten Genuß des Fleisches und Blutes Jesu im heiligen Abendmahl. In der Gemeinstunde wurden wir von der ganzen Gemeine in einigen Versen gesegnet und der Schluß mit dem apostolischen Segen gemacht. Das war ein wahrer Gnaden- und Segenstag für unser Chor . . Der Friede Gottes, der uns in allen unsern Versammlungen umschloß, war kräftig zu spüren; und bei dem Genuß des heiligen Abendmahls verbanden sich unsere Herzen mit ihm, dem Freunde unsrer Seelen, auf eine unaussprechlich selige Weise. O daß ihm zu Ehr'n alle unsre Blutströpflein geheiliget wär'n!" Am 30. dann die nach jedem Abendmahl übliche Kommunionliturgie, der 9. Gottesdienst, in dem das Fest ausklang. So ward Schleiermacher ein lediger Bruder. Er mag bei aller Empfänglichkeit wie Schneider bei solcher Gelegenheit geklagt haben, daß es des Guten zu viel gewesen.

Am 5. September gingen die elf Muli nach damals ständigem Brauch mit einem Lehrer nach Herrnhut, Zittau, Oybin. Die Fußwanderung ging, wie jetzt noch, über den Cacus. Es war das erste Mal seit $2^1/_4$ Jahren, daß Schleiermacher wieder eine Nacht außer-

halb Rieskys zubrachte. Welch ein Ereignis war drum dieser Ausflug. Von der Muttergemeine hatte er durch Eltern und Kameraden viel gehört; nun sah er die schöne Gegend, den Hutberg, die Mitglieder der Direktion, unter ihnen Spangenberg, von Bruiningk, der für das Leben seines Vaters und damit der ganzen Familie bedeutsam gewesen war. Da er die markantesten Persönlichkeiten der Direktion schon in Niesky einzeln gesehen und gehört hatte, hat ihm offenbar ihre Gesamtdarstellung, wie sie damals üblich war in Form des gemeinsamen Einzuges in die Kirche auf die „Arbeiterbank", besonderen Eindruck gemacht. Das Glück jener Mulusreise klingt nach in dem Brief, den er 13 Jahre später an Lotte schrieb, als sie ihm, für sein Verlangen viel zu knapp, von ihrer ersten Reise nach Niesky-Herrnhut berichtet hatte. I 184: „Wie gern habe ich mich dabei auch meiner Reise dahin erinnert, ehe ich von Niesky nach Barby ging. Ich war freilich sehr isoliert da; alle meine Reisegefährten hatten Freunde und Verwandte die Fülle dort und ich keinen Menschen. Aber der Ort selbst und der Anblick der ehrwürdigen Männer von der UÄC. und die herrliche Gegend haben mir dennoch glückliche Tage gemacht. Auf dem Heinrichsberge war ich täglich und ich wollte noch einzelne Stellen dort malen, wenn ich könnte. Wie kommts aber, daß Du nichts vom Hutberge schreibst, wo die Asche so vieler merkwürdiger Personen ruht und der durch seine Bestimmung und seine Einrichtung einen so großen und herrlichen Eindruck macht? . . Wir reisten dann von Herrnhut aus noch über Zittau nach dem Oybin, und es ist schade, daß Du diese lachende Landschaft und den merkwürdigen Berg selbst nicht gesehen hast. Doch alle Naturschönheiten sind nichts gegen die Menschen, und wieviel liebe Leute hast Du in Niesky und Herrnhut nicht gesehn! Es ist alles zu wenig, was Du sagst."

In Niesky blieben sie dann nach der Rückkehr von diesem Ausflug noch einige Tage. Ihre Stammbücher wanderten zur Aufnahme des Abschiedsgrußes von Hand zu Hand. Das von Ewald ist noch erhalten. Unter den rund 30 Inschriften, die Ewald früher und namentlich damals einheimste, finden sich die zurückbleibenden Kameraden, Aufseher, Lehrer und Geistlichen. All die Männer, die wir oben besprochen, tauchen da auf.

Bei Gregor und Garve sind es anscheinend eigene Verse, sonst zumeist, auch von den Kameraden, Verse aus dem Gesangbuch, seltener Bibelsprüche[1]). So Zembsch: „Herr Jesu, lehr uns wandeln in

[1]) Zembsch wollte später einem Scheidenden, dem Hastfer, der ihm durch Kälbersprünge zu schaffen gemacht, einschreiben (von Zinzendorf) „Wie machts ein Kreuzluft-Kälbelein? Es springet in die Welt hinein. Es weiß, und weiß so nicht recht was, es freut sich über dies und das . . Das Kälblein weiß nicht, was es will, ist bald zu laut und bald zu still, die Kreuzluft-Engel findens, und nehmens hin und bindens." Zembsch schrieb es nicht, weil er nicht sicher war, daß Hastfer es ausschneiden würde.

Deiner Augen Licht." Hilmer schreibt bezeichnend den Zinzendorfschen Vers: „Solche Leute will der König ehren, die ein jedes Kind mit Nutzen hören und fröhlich wissen, daß sie Schüler sind und lernen müssen." Ähnlich Kohlreif, Gambold, Horne, Latrobe, Hartley, Freydt. So schallt es ihnen beim Scheiden nach aus dem Munde ihrer Väter in Christo in Variationen über das eine große Thema. — Am 16. September erhielten sie ihren Reisesegen. „Abends in der Versammlung der Stundenbeter wurden die 11 jungen Brüder, welche morgen ins Seminario nach Barby reisen, dem Gebet (der Stundenbeter; d. V.) vor dem Heiland empfohlen, daß sie alle gedeihen und Diener des Herrn werden möchten; ein gleiches geschah auch in der Gemeinversammlung, da die ganze Reisegesellschaft, Bruder Zembsch, der sie begleitet, und Bruder Treschow, welcher zum Dortbleiben mitgeht (als Hofmeister zweier Aristokraten der Kolonne; d. V.), der Gemeine empfohlen wurde, welche sie mit einigen Versen segnete." (Diarium.)

Am 17. erfolgte der Aufbruch. Man ließ die Muli nie allein reisen; Zembsch ließ es sich selten nehmen, sie persönlich zu geleiten. Die Pädagogiumsgemeinde wird auch damals nach ständigem Brauch, Lehrer und Schüler zum letzten Male traulich gemischt, mit hinausgewandert sein um 6 Uhr morgens ein Stündchen Weges bis an den Busch hinter Sprotz. Unter dem Gesang eines Verses nahmen die Muli von jedem einzelnen Abschied, bestiegen den bereit stehenden Wagen und fuhren über Kleinwelke, Kamenz, Königsbrück, Wittenberg, Zerbst ihrer neuen Heimat Barby zu[1]). So schied Schleiermacher von der Schule, auf der er nach seinen Worten II 21 „fast drei

[1]) Die letzte derartige Abiturientenverabschiedung fand 1883 statt; ich habe sie als Schüler miterlebt und bewahre davon einen starken Eindruck. Wir zogen in aller Frühe ohne Frühstück aus, 20 Minuten in den Wald hinein. Das Schuljahr endete damals noch wie zu Schleiermachers Zeit ohne Rücksicht auf die ganze übrige Welt mit dem Brüderfest. (29. August.) An der Ecke der Görlitzer Straße stellten wir uns im Wald im Halbrund auf, und unter unserm Choralgesang nahmen die Muli von Lehrern und Schülern mit Handschlag, von ihrem Seelsorger mit einem Kuß Abschied. Dann fuhren sie glückstrahlend, nun freilich ohne Inspektor, in den schönen Morgen hinaus. Das und manches andere hat seitdem aufgehört unter dem Zwang der Zeit und des Staates. Aber auch so blieb noch viel des Besonderen in Geist und Institutionen des Hauses. Ja, wenn alte Einrichtungen fielen, so schuf der alte Geist des Hauses neue, oft schönere Formen, als sie die Väter besessen. Ich denke an Knabenfest und Weihnachtsfeier, Schattentheater und Sommerfest, Schöpsabende, endlich Turnen und Spiel, deren besondere Auffassung in eigener Poesie, in einem eigenen Nieskyer Turnliederbuch ihren Ausdruck gefunden; und endlich an den religiösen Geist des Hauses und der Gemeine, aus dem heraus alles einzelne letztlich geschaffen war, der das Verhältnis vom Lehrer zum Schüler und damit auch vom Schüler zum Lehrer bestimmte, der auch heute noch, von den Übertreibungen und der Einseitigkeit der Zeit Schleiermachers befreit, den Grundton abgibt, auf den alle Akkorde des froh bewegten Jugendlebens eingestimmt sind. So würde Schleiermacher auch jetzt noch, trotz vieler Änderungen in der Form, urteilen wie in der SB., daß diese Anstalt „von einem ganz eigentümlichen Geist regiert werde."

seiner schönsten Jugendjahre zugebracht habe, während deren sich sein wissenschaftlicher sowohl als sein frommer Sinn zuerst entwickelte." So urteilte er 1805. Wir drücken das Letztgenannte konkret im Sinn des Mulus Schleiermacher so aus. Im Pädagogium hatte er, wenn je einer, das Herrnhutertum innerlichst gelebt und erlebt. Er war dort Jahre lang mit allen Fasern seines Herzens ein Bruder. Er hatte — trotz der Einschränkung im Brief über Kohlreif, wo er offenbar nur von theologischen Nebendingen spricht — alle ihre Gedanken und Empfindungen geteilt, jede ihrer Freuden, jeden ihrer Schmerzen, kannte ihren Gram wie ihr Lächeln. Der Heiland hatte zu ihm im Los gesprochen, seinen Umgang hatte er mit einer Inbrunst gesucht, die ihm, im Gefühl der Unzulänglichkeit des auf Erden Erreichbaren, ein baldiges Schauen von Angesicht zu Angesicht wünschen ließ; jeden besonderen Gottesdienstes besondere Stimmung hatte er im gläubigsten Sinn, mit unvergleichlicher Empfänglichkeit und Empfindsamkeit durchgekostet. Seine Ideale von Frömmigkeit, religiöser Gemeinschaft, Kultus sind da erwachsen, seine Ideale von Bildung, Freundschaft, höherem Menschentum haben sich da wenigstens zu gestalten angefangen, und dies nicht als Resultat von Theorie und Beobachtung, sondern eigenen Erlebens, was er in der SW. als das Besondere seiner Entwickelung bezeichnet.

Dieses Herrnhutertum niederer Ordnung als Keim seines Herrnhutertums höherer Ordnung hatte ihm Niesky gegeben; kein Wunder, daß er diese Kiefernkolonie, die kleine, aller natürlichen Reize bare, liebte und später mehrfach einen Besuch dorte pflante. 1793 möchte er, aus Ostpreußen zurückgekehrt, am liebsten seinen Stab ergreifen und von Drossen nach Niesky, von Niesky nach Gnadenfrei und Anhalt wandern; dann, als er von Stolpe nach Würzburg berufen war; dann im Sommer 1805. Die Schüle sah er 1805 in Barby wieder, Niesky anscheinend nicht mehr.

Es war ein einseitiges, aber in dieser Einseitigkeit ein reiches, schwelgerisches Leben gewesen, das Schleiermacher in dieser Kolonie des Heilandes geführt hatte. Religion war hier alles. Sie hatte das Dorf im Kiefernwald als Zuflucht für Auswandrer entstehen lassen; sie hatte seitdem die Bewohner aus allen Teilen Deutschlands in diesen weltentlegenen Ort zusammengeführt. Auch seine Kameraden hatte sie aus fernen Ländern hieher gezogen. Sie regelte das Leben aller, ob hoch, ob gering, mit peinlicher Strenge. Sie versagte ihnen ängstlich allzuviel, doch gab sie ihnen mehr noch, als sie ihnen nahm: die Stille des Gemütes, den Frieden der Seele, die Heiterkeit, die keine Sorge, selbst der Tod nicht schreckt, und im ständigen Anschauen des Ewigen täglich erneute Stunden frommer Extase. — Sie vernichtete die natürliche Familie, die kleine, um eine große, geistliche zu schaffen; machte aus Fremden Schwestern und Brüder. — Sie hatte das Jahr bereichert mit einer Fülle eigenartiger Feste, hatte

den Alltag geschmückt mit einer Menge eindrucksvoller Gottesdienste. Ein Choral weckte am Morgen den Schlummernden, am Abend entschlief er, das Ohr noch erfüllt von den Klängen der Lieder, mit denen er den Tageslauf in der Kirche beschlossen hatte. —

Nicht das theologische Studium allein, auch die innere Berufung gab der Gemeine ihre Lehrer und Priester. Auch der Laie ein Offizier wie Wobeser, ein Schullehrer wie Gregor und all' die Handwerker, die im Pädagogium als Aufseher dienten, konnten die geistliche Weihe erlangen, Diener der Gemeine werden; auch die Schwestern wirkten im geistlichen Dienst unter ihresgleichen. Im Kreise der „Gesellschaft" vollends, des traulichsten religiösen Zirkels, hörte jede äußere Rangordnung auf, konnte auch ohne Ordination jeder seine Brüder erbauen. Nicht nach weltlichen Maßstäben wertete man hier; hier galt nur der Jesusbegeisterte, der Selbstlose, die Demut. Wie im Pedilavium dem Pädagogisten Schleiermacher seine Vorgesetzten, ein Pfleger oder Lehrer, nach dem Vorbilde Christi die Füße wusch, so sollte es überall sein, der Höchststehende sollte dem Ärmsten dienen in selbstloser Bruderliebe. — Ihnen allen, ob Theologen, ob Laien, war es heilige Freude, der empfänglichen Gemeine die Tiefen ihres Herzens zu öffnen. In reichem Wechsel sah Schleiermacher hier hinter dem Predigttisch ergraute Streiter Christi, Männer wie Brüning, Gregor, den achtzigjährigen Spangenberg, die im Dienste ihres Herrn Länder und Meere durchzogen hatten bis in die Wildnisse Amerikas, und junge Theologen, seine Lehrer, die unter herzlicher Teilnahme ihrer Schüler mit den Alten wetteiferten.

Wenn Schleiermacher Verse aus dem Gesangbuch und Festpsalmen sang, dann mag es ihn eigenartig bewegt haben, die Dichter dieser Lieder, von Wobeser und den liederfrohen Gregor, vor sich auf der „Arbeiterbank" zu sehen. Wenn in der Neujahrsnacht das „Herr, Herr Gott," vom Chor herabklang oder an Palmarum das „Hosianna" der Kinder, dann mochte er mit Bewegung auf seinen Direktor Gregor blicken, dessen frommem Herzen diese Tondichtungen entströmt waren. Und wenn am Gründonnerstag die rührende Weise der Sänger den Seelenschmerz Jesu beklagte, fiel sein Blick vielleicht auf seinen Musiklehrer Freydt, der diese Weise geschaffen. Auch Gambold, der ihn Latein lehrte, und sein Lehrer La Trobe schufen ihre Chöre zum Preise des Heilandes. An Festtagen wirkten seine Lehrer in der Kirche mit im Orchester, ständig sangen sie mit im Kirchenchor; Hüffels Sologesang und Gambolds wundervolles Orgelspiel wird Schleiermacher nicht minder entzückt haben als Schneider, den ersterer zu Tränen rührte. Keiner war sich zu gut für den geringsten Dienst, der der Erbauung der Gemeinde dienen konnte. Im Gegenteil. Hier sah Schleiermacher wie sie alle, Redner, Dichter, Sänger, Komponisten, wetteifernd ihre Gaben in den Dienst der Gemeine stellten, jeder bemüht, sein Bestes zu geben. Alles Große aus dem religiösen Erbe

der Väter nutzend, schuf doch die religiöse Inspiration hier immer neue, eigene Werke in Liedern und Psalmen der Dichter, in der Komponisten gefühligen Hymnen. Das war religiöse Schöpfungskraft. Frömmigkeit als Einzel-, als Familienbesitz kannte Schleiermacher aus dem Elternhause; Frömmigkeit als Besitz einer ganzen Gemeine, als alles beherrschende, die Gemüter mächtig fortreißende und begeisternde Kraft lernte er erst hier kennen. Gab es wohl viele Orte im protestantischen Deutschland, wo sein religiöser Genius diese Erfahrung in gleicher Stärke und Vielseitigkeit innerhalb einer Gemeinde hätte machen können? Jedenfalls hat Schleiermacher — man mag sagen durch eigene Schuld — erst 1804, 17 Jahre nach seinem Austritt aus der Gemeine, obgleich er da schon viele Jahre Geistlicher war, im Rügener Freundeskreis einen Verein gefunden, der ihn in religiöser Wärme, Kraft, Gemeinschaft an die Brüder erinnerte, und auch das war nur ein Familienverein, keine Gemeinde.

Kein Wunder drum, daß er in der vierten seiner Reden über die Religion 1799, die er also geschrieben hat, ehe er tiefere religiöse Gemeinschaft außer der herrnhutischen kennen gelernt hatte, kein Wunder, daß er da die erhabene Gemeinschaft wahrhaft religiöser Gemüter schilderte mit den Farben des Bildes, das er von Niesky her im Herzen trug, durch die Jahre verklärt, durch den Abstand des Späteren in hellstes Licht gesetzt. Von Niesky her; denn Niesky war von den sechs Brüdergemeinen, die er 1799 kannte, am reichsten an Männern hoher Bildung und vielseitiger, dem Dienst der Religion gewidmeter Begabung; dort hatte er ferner am längsten, im begeisterungsfähigsten Alter und in seiner Empfänglichkeit noch nicht gestört durch nagende Zweifel die eigentümliche Art solcher Gemeinschaft auf sich wirken lassen, das hohe Glück derselben in jugendlich schwärmerischer Hingabe bis zur Verzückung genossen. Welchem gefühlvollen Schüler des Pädagogiums, der Gemeine ist es nicht so gegangen? Wer hat nicht, diesem warmherzigen Kreise hochgesinnter, gleichgestimmter Seelen entnommen, wo er dann immer religiöse Gemeinschaft suchte, vermißt die Innerlichkeit und Rücksichtslosigkeit, den lyrischen Schwung, die musikalische Gefühlserregung, die einmütige Teilnahme der ganzen Gemeinschaft, kurz den schwer zu beschreibenden Zauber, der darin liegt, wenn alle ohne Ausnahme, arm und reich, Weise und Toren, Rechner und Träumer, Jugend und Alter, in geschlossener Ganzheit einem großen, reinen Gefühl sich schrankenlos hingeben.

Schleiermacher nennt selbst versteckt die herrnhutische Vorlage für seine Schilderung religiöser Gemeinschaft: „Vielleicht ist nur in einzelnen abgesonderten, von der großen Kirche gleichsam ausgeschlossenen Gemeinheiten etwas Ähnliches in einem bestimmten Raum zusammengedrängt zu finden". S. W. I 328.[1]) Und nun schildert er diese

[1]) An Brinkmann, IV 61, über Kriegsrat Scheffner, den Freund Hippels: „Der hat in den Reden neben allem Übrigen auch herrnhutische Ideen gespürt.

Gemeinschaft mit Worten, die trotz der Erhöhung des geistigen Niveaus, trotz der Abstreifung nicht nur des Pietistischen, sondern auch des Christlich-Dogmatischen, die herrnhutische Vorlage überraschend — seltener bis in die Terminologie, häufig bis in die Ideale, Institutionen und Empfindungen des Herrnhutertums — erkennen lassen. Hier einige besonders charakteristische Stellen. S. 321/22: „Darum ist es unmöglich, ohne Dichtkunst Religion anders auszusprechen und mitzuteilen als rednerisch in aller Kraft und Kunst der Sprache, und willig dazu nehmend den Dienst aller Künste, welche der flüchtigen und beweglichen Rede beistehen können. Ich wollte, ich könnte euch ein Bild machen von dem reichen, schwelgerischen Leben in dieser Stadt Gottes, wenn ihre Bürger zusammenkommen, jeder voll eigner Kraft, welche ausströmen will ins Freie, und zugleich jeder voll heiliger Begierde, alles aufzufassen und sich anzueignen, was die andern ihm darbieten möchten. Wenn einer hervortritt vor den Übrigen, so ist es nicht ein Amt oder eine Verabredung, die ihn berechtigt, . . es ist freie Regung des Geistes, Gefühl der herzlichsten Einigkeit jedes mit allen und der vollkommensten Gleichheit . . . . . Er tritt hervor, um sein eignes, von Gott bewegtes Innere den anderen hinzustellen als einen Gegenstand teilnehmender Betrachtung, sie hinzuführen in die Gegend der Religion, wo er einheimisch ist, damit er ihnen seine heiligen Gefühle einimpfe: er spricht das Göttliche aus, und im heiligen Schweigen folgt die Gemeine seiner begeisterten Rede. . . Der geübte Sinn der Gemeine begleitet überall den seinigen; und wenn er zurückkehrt von seinen Wanderungen durch das Reich Gottes in sich selbst, so ist sein Herz und das eines jeden der gemeinschaftliche Wohnsitz desselben Gefühls. . . In heiligen Hymnen und Chören, denen die Worte der Dichter nur lose und luftig anhängen, wird ausgehaucht, was die bestimmte Rede nicht mehr fassen kann; und so unterstützen sich und wechseln die Töne des Gedankens und der Empfindung, bis alles gesättigt ist und voll des Heiligen und Unendlichen." Hier ist brüderisch und alttestamentlich zugleich die Idee einer Stadt, die als Ganzes eine Gottesstadt ist mit schwelgerischem kultischem Leben, mit Einwohnern von feingebildetem, viel verlangendem religiösem Sinn, die Betonung der inneren Berufung zum geistlichen Amt, die Krönung der Rede mit Musik, das Ziel nicht Belehrung, nicht sittliche Vorsätze, sondern Sättigung mit Gefühl." S. 323: „Jeder ist Priester, indem er die andern zu sich hinzieht auf das Feld, welches er sich besonders zugeeignet hat . ., jeder ist Laie, indem er der Kunst und Weisung eines andern dahin folgt im Gebiet der Religion, wo er selbst minder einheimisch ist." Die folgende Charakteristik der heiligen Personen S. 351 ist, namentlich in den vier ersten Sätzen, stark herrn-

---

Das ist doch von einem solchen Weltkinde wirklich sehr scharfsichtig". Für Brinkmann, den Exherrnhuter, war dazu kein Scharfsinn erforderlich.

hutisch. Ich habe zum Beleg Verweisungen auf frühere Ausführungen beigesetzt. Schleiermacher gibt nicht in den Einzelzügen, jeden für sich genommen, aber in der Kombination gerade dieser vier Züge das Bild der Herrnhuter höherer Ordnung, derer, die er die „echten Brüder“ nannte. Die besten seiner herrnhutischen Lehrmeister und Freunde, er selbst hat zu diesem Bild Modell gestanden. Man halte etwa den Albertini der Geistlichen Lieder und Predigten daneben, um Zug für Zug die innere Verwandtschaft zu fühlen. — „Die heilige Innigkeit, mit der sie alles behandeln, zeige, daß auch bei Kleinigkeiten, über die ein profanes Gemüt leichtsinnig hinweggleitet, die Musik erhabner Gefühle in ihnen ertöne (oben S. 49); die majestätische Ruhe, mit der sie Großes und Kleines gleichsetzen, beweise, daß sie alles auf das Unwandelbare beziehen und in allem auf gleiche Weise die Gottheit erblicken; die lächelnde Heiterkeit, mit der sie an jeder Spur der Vergänglichkeit vorübergehen, offenbare jedem, wie sie über der Zeit und über der Welt leben (oben S. 54); die gewandteste Selbstverleugnung deute an, wieviel sie schon vernichtet haben von den Schranken der Persönlichkeit (oben S. 52); und der immer rege und offene Sinn, dem das Seltenste und das Gemeinste nicht entgeht, zeige, wie unermüdet sie die Spuren der Gottheit suchen und ihre Äußerungen belauschen.“ — In der folgenden Darstellung der heiligen Künstler, die wetteifernd, ein jeder in seinem Gebiet, der Gemeinschaft zu dienen streben, empfinde ich am stärksten die Anspielung auf das, was er selbst in Niesky im kleinen erlebt hatte. Auch die Aufdeckung des eignen Innern zur Erbauung der andern suchten die Brüder in besonderem Sinne zu üben durch die „Gesellschaften“, wo es Schleiermacher oft erlebt haben wird, daß seine Lehrer mit Scheu und doch schließlich bereitwilliger Offenheit ihren Schülern ihr Inneres aufdeckten. Auch das brüderische „Sprechen“ war naturgemäß oftmals mehr ein Bekenntnis des Sprechenden als eine Beichte des Gesprochenen. Kein Wunder, daß in diesem Zusammenhang brüderische Termini wie Chor, Brüderbund Schleiermacher in die Feder kommen. — S. 354: „Sie sind untereinander eine Akademie von Priestern. Die Darstellung des heiligen Lebens, ihnen das Höchste, behandelt jeder unter ihnen als Kunst und Studium. Mit allgemeinem Sinn für alles, was in der Religion heiliges Gebiet gehört, verbindet jeder, wie es Künstlern gebührt, das Streben, sich in irgend einem einzelnen Teile zu vollenden; ein edler Wetteifer herrscht und das Verlangen etwas darzubringen, das einer solchen Versammlung würdig sei, läßt jeden mit Treue und Fleiß einsaugen alles, was in sein abgestecktes Gebiet gehört. In reinem Herzen wird es bewahrt, mit gesammeltem Gemüt wird es geordnet, von himmlischer Kunst wird es ausgebildet und vollendet, und so erschallt auf jede Art und aus jeder Quelle Anerkennung und Preis des Unendlichen. . . Sie sind untereinander ein Chor von Freunden. Jeder weiß, daß auch er ein Teil und ein

Werk des Universum ist, daß auch in ihm dessen göttliches Wirken und Leben sich offenbart. Was sich in ihm eigen gestaltet von den Elementen der Menschheit, alles wird aufgedeckt mit heiliger Scheu, aber mit bereitwilliger Offenheit, daß jeder hineingehe und schaue . . Sie sind untereinander ein Bund von Brüdern . . Habt ihr etwas Erhabeneres als dieses gefunden in einem andern Gebiet des menschlichen Lebens oder in einer andern Schule der Weisheit, so teilt es mir mit: das Meinige habe ich Euch gegeben." Es wird immer ein Ehrentitel der Gemeine und Nieskys im Besonderen bleiben, daß es die Anschauung darbot, die Vorstellungen und Empfindungen weckte, aus denen dann diese erhabene Vision seines größten Schülers geboren wurde.

Am 22. September kamen die Muli nach $5^1/_2$tägiger Fahrt, von den Seminaristen wie üblich abgeholt, in Barby an; auch dort wurden sie sogleich in der abendlichen Beterversammlung willkommen geheißen. Unter denen, die damals das Triennium in Barby eben beendet hatten, befand sich G. M. Schneider und vor allem Brinkmann, der hernach als Exherrnhuter einer der vertrautesten Freunde Schleiermachers wurde, wovon die Briefe Schleiermachers an ihn im vierten Bande und namentlich die Widmung der zweiten A. der Reden über die Religion zeugen. Damals berührten sie sich nur ganz oberflächlich in den wenigen Tagen des Zusammenseins, der Unruhe durch Ankunft und Abreise. Brinkmann reiste nämlich bald mit Zembsch über Niesky nach Herrnhut. Er schreibt im Tagebuch von der Abholung der Muli: „Nach einigem vergeblichem Warten trafen wir sie bei der Fähre und geleiteten sie dann, ut mos est, im Triumph zu Hause, wo wir dann ein erstaunliches Rummelspeisen auf dem Tischsaal mit dem ganzen Cötus hatten. Hernach Geschwätz mit den Neuen, die mir fast alle mehr oder weniger interessant waren." An den folgenden Tagen schrieb er dann, nachdem er die Neuen auf Kopf und Herz geprüft hatte, seine Charakteristiken der Füchse, wobei zu bedenken ist, daß er sich selbst als guter Kopf, edles Herz, begnadeter Dichter und bedeutender Philolog erschien. Einige Proben: „Gabel gehört zu den gutmütigen Seelen, die den Mangel geistigen Werts durch Annehmlichkeiten des Umgangs und ein edles Herz ersetzen. Etwas zu sehr Kleidertor (Stutzer; d. V.), wie mich däucht. Graf Reuß 54. edle, liebenswürdige Seele, hat auch was gelernt; aber mir nur zu phlegmatisch. Ich würde ihn um seines Charakters willen gewiß lieben. Viettinghof ein Dummkopf, albern, obendrein ein unsinniger Schwulstdichter, sehr uninteressant. Okely ein Engländer im guten und bösen Sinne; etwas wild, ungebrochen; nicht dumm. Ewald (der Stammbuchbesitzer; d. V.) gute, dienstfertige Seele, kein Kopf. Von Albertini und Schleiermacher brave Philologen und gute Köpfe. Zäselein gefiel mir ganz außerordentlich. Seine Physiognomie hatte für mich was sehr Gefälliges; ernsthaft, edel und brav scheint er mir.

Er machte von allen den meisten Eindruck auf mich, sodaß ich seine Freundschaft recht wünschte. Mit Albertini und Schleiermacher verschwätzelte ich heut Abend eine ganze Weile mit sehr viel Vergnügen.“ 24. September: „Abends Unterredung mit Täselein, die mir ihn immer liebenswürdiger schilderte; am besten dabei gefällt mir, daß er sich gar keine Mühe gibt zu gefallen, sondern sehr gradeweg ist.“

Brinkmann, von dem Ozean ihm untersagter Freuden soeben erst unter furchtbaren Erschütterungen seines Innern an das ruhige Gestade der Gemeine durch den Machtspruch seines Vaters zurückgebannt, schrieb damals Ewald ins Stammbuch, der guten, dienstfertigen Seele:

„O glücklich, wer durch seine Jugendzeiten
Dem Wink des Herrn gehorsam bleibt;
Wen auf den Ozean uns untersagter Freuden
Kein Sturm der Leidenschaften treibt;
Wer am Gestad' die Ruhe liebet,
Indem auf offnem Meer so mancher trostlos weint;
Dem Unmut nie die Aussicht trübet,
Dem stets Zufriedenheit in mildem Glanze scheint!
O selig, wer dies Glück erkennet,
Das meine Seele jedem gönnet,
Den sie nur liebt, — wie Dir, o Freund.

Auch Brinkmanns Stammbuch ging von Hand zu Hand. Schleiermacher schrieb ihm (24. Sept.) die Verse aus dem 1. Gesang des Klopstockschen Messias hinein, die man als das Programm des angehenden Theologen betrachten darf:

„Sterbliche, kennt ihr die Ehre, die euer Geschlecht verherrlicht,
O, so singt den ewigen Sohn durch ein göttliches Leben.“

Ganz anders als der Vater, seine geistlichen Väter, er selbst es damals dachte, sollten diese Worte sich an ihm erfüllen.

VII. Barby.

Motto: Si Christum discis, satis est, si cetera nescis; si Christum nescis, nihil est, si cetera discis.

a) Das Leben im Konvikt.

Die Brüdergemeine hatte die dem Kurfürsten von Sachsen gehörige rafschaft Barby 1748 gepachtet. Der Mittelpunkt der Grafschaft, s gleichnamige Städtchen, liegt am linken Elbufer nicht weit von r Einmündung der Saale in die Elbe. In der Stadt befand sich ie kleine Brüdergemeine, zu Schleiermachers Zeiten etwa 225 Seelen. cht weit von Barby liegt der Gemeinort Gnadau, den die Studenten ufig zu Fuß oder Pferd aufsuchten. Barby war längere Zeit — 1784 — Sitz der Unitätsdirektion und damit das Zentrum ihrer itverzweigten Tätigkeit. Viele Fremde kamen dahin, um die Geine und ihre Leiter kennen zu lernen, Dozenten aus Wittenberg und lle, Basedow, Salzmann mit ihren Schülern vom Dessauer Philanopin. Die Anwesenheit der Direktion gab den Studierenden neben stiger Anregung namentlich Einblick in den weiten Bereich brüdeher Arbeit, was damals doppelt notwendig war, da brüdergeschichte Vorlesungen ganz fehlten. Nach Abzug der Direktion blieb doch Barby die Druckerei der Gemeine, in der alle amtlichen Schriften ruckt wurden, und das Schreiberkollegium zur handschriftlichen Verfältigung der Nachrichten aus der Brüdergemeine. — Das Seminar and sich, von Gärten umgeben, in einem Seitengebäude des Schlosses, hrend dieses selbst enthielt die Wohnungen der Dozenten, das turalienkabinett und die Unitätsbibliothek. Ersteres, jetzt in Niesky, t weit und breit als besondere Sehenswürdigkeit, die jeder Durchsende aufsuchte; nicht weil es besonders vollständig gewesen wäre, dern wegen gewisser Seltenheiten, die man damals in Deutschland : dort sehen konnte. Es war entstanden aus Sendungen der ssionare in Ostindien, Westindien, den Vereinigten Staaten und den erikanischen Polarmissionen. Namentlich wird eine schöne Samm- g von Labradorsteinen gerühmt. So besichtigte es einmal auch der zog von Weimar „mit Satisfaktion“ in Begleitung mehrerer Herren, nter welchen Goethe gewesen sein soll“. Brinkmann und andere

Studenten haben oft stundenlang dort Fremde herumgeführt. — Die Unitätsbibliothek, nach Wegzug der Direktion dem Seminar verbleibend, war zusammengeflossen aus den Bibliotheken des Oberamtshauptmanns von Gersdorf, Zinzendorfs und Schrautenbachs. Sie mag zu Schleiermachers Zeit 10000 Nummern schon überschritten haben. Die vielen orientalischen Werke derselben reizten Albertini nachmals als Barbyer Pädagogiumslehrer zum Studium der orientalischen Sprachen. Ihre Hauptschätze waren freilich Reisebeschreibungen, während Schleiermachers Generation auf moderne Philosophie und noch mehr schöne Literatur brannte. Manches interessante Buch, auf das Brinkmann begierig war, konnte er nicht erhalten, weil Bossart, der Dozent, dem die Bibliothek unterstand, es sorglich weggeschlossen hatte.

Das Seminar sollte nach der amtlichen Auffassung ein Verein schon Bekehrter sein oder doch solcher, die ernsthaft danach strebten. Förderung der religiösen Entwickelung im pietistischen Sinn, nicht geistige Ausbildung, war erster Zweck des Instituts. Wenn amtliche Urteile über das Seminar abgegeben werden, steht stets das Religiöse voran, das Wissenschaftliche hintenan. So Baumeister in den Verhandlungen, die zur Berufung der Nvk. 1787, ein halbes Jahr nach Schleiermachers Abgang, führten. Da hatte ein Senior Schleiermachers, von Sprecher-Berneck, der 1787 in Wittenberg Jura studierte, gegen einen brüderischen Freund Klage geführt, daß die Studenten in Barby sich in Reiten, Fahren, Baden und dergleichen vertieften, und aus diesen Dingen die Befürchtung abgeleitet, die Gemeine möchte aus Mangel an treuen Dienern untergehen. Darob große Besorgnis bei der Unitätsdirektion, die die ängstliche Beurteilung jugendlicher Freuden mit dem Briefschreiber teilte. Baumeister muß sich (Prot. 2. Oktober 1787) zu jenen Vorwürfen äußern. Er antwortet: „Das Reiten sei üblich; vom Baden habe er durchaus nichts zu erfahren vermocht. (Merkwürdig! d. V.) Aber nicht eben so getröstet seien die Barbyer Lehrer über den Herzensgang und das Studieren der Brüder. Der heilige Geist arbeite zwar, aber man schleppe sich mit unbekehrten Leuten, die auch keinen Gedanken hätten sich zu bekehren, die ungern in der Gemeine seien. Ein Teil steht im Unglauben, ein Teil habe das Eitle lieb; daher komme der starke Hang zur Independenz mit allen seinen unseligen Folgen. Was das Studieren anlange, so seien noch nie so viel schwache und träge Köpfe zusammen gewesen in Barby als jetzt, nachdem die letzte Kolonne aus Niesky gekommen.

Dies Urteil Baumeisters zeigt, was ihm und der Direktion der Hauptzweck des Seminars war: Die persönliche Aneignung des Christusglaubens der Brüder und ihrer engherzigen Beurteilung von Welt und Leben.[1])

[1]) Im Prinzip stimmte Schleiermacher den Brüdern darin bei, daß Aneignung persönlicher Frömmigkeit und eines apostolischen Eifers Hauptaufgabe des theologischen Studiums sei; nur bestimmte er den Begriff der Frömmigkeit

Für diesen Zweck waren denn auch die Hausordnungen im Konvikt, die theologische Unterweisung in den Vorlesungen zugeschnitten. — Die Hausordnungen vom 11. November 1780 atmen den Geist strengster pietistischer Bevormundung.

Die Studentenschaft bestand aus 2 Kolonnen. Zu Schleiermachers Zeit war jede anfangs 11 Mann stark. Die Studenten lebten nicht für sich, sondern im Chorhaus der ledigen Brüder unter den allgemeinen Bestimmungen der Chorordnung, die studentische Freiheit ausschloß. Mit ihnen unter einem Dach wohnte ihr geistlicher Zensor, der gestrenge Pfleger Moore. — Ich erläutere die Bestimmungen der Hausordnungen im folgenden namentlich aus Brinkmanns Tagebuch.

Verboten war zunächst das Tabakschnupfen und Rauchen, außer wenn es die Gesundheit erforderte; dann das Baden in der Elbe wegen leiblicher Gefahr und „des dabei zu besorgenden Seelenschadens". Die täglichen drei Gottesdienste, der Morgensegen im Brüderhaus und die zwei aus Niesky uns bekannten abendlichen allgemeinen Versammlungen waren freigestellt. Verboten war nur, während derselben spazieren zu gehen; die sie Versäumenden sollten ruhig auf ihrer Stube bleiben. In Wirklichkeit lag auch da ein ziemlich starker indirekter Zwang vor. Moore übersah jedesmal leicht, wer fehlte, und wird bei häufiger Versäumnis es an Mahnungen nicht haben fehlen lassen. So schreibt Brinkmann 12. Oktober 1783: „Ein unangenehmer Tag. Ich ging in alle Stunden (=Gottesdienste) nicht aus großem Hunger, sondern dem Moore zu Gefallen." 11. Januar 1784: „Ich wollte in die Litanei gehen, um doch in eine Stunde heut zu kommen; aber kaum hörte ich, Moore sei nicht zu Hause, so blieb ich auf meiner Stube." Das sei nicht Heuchelei, er tue es nicht, damit Moore zu gut, sondern damit er nicht zu schlecht von ihm denke. — Ferner verboten die Hausordnungen den Verkehr, grade auch Familienverkehr in der Stadt, offenbar weil man Mädchen da treffen konnte. Die Brüder hatten ein Grauen vor dem Amour machen, wie es Baumeister nennt. Als Schulzer, Brinkmanns Freund, in einem nicht grade frommen Lied die Worte des Predigers von der Kanzel und das Blümchen an Klementinens Busen als gleichwertige Offenbarungen der Gottheit pries, berichtete Baumeister der Direktion nicht etwa, daß er unfromm sei, sondern daß er Gedichte unreinen Inhalts mache.

---

anders als sie. Im Gutachten z. B. (SW. V 140) beklagt er auf Grund seiner Stolper Erfahrungen mit Amtsbrüdern, daß die Akademie den Studenten nur den Umfang der Kenntnisse zeige, „aber selten den wahren Sinn derselben. Wie sollte auch ein Professor dazu kommen, ihnen zu sagen, die Hauptsache wäre, daß sie selbst von Herzen fromm wären und daß ein apostolischer Eifer in ihrer Seele glühe? Der lärmende Unverstand würde die heiligen Worte in den Staub scharren." — Baumeister ließ gern einmal solche heilige Worte einfließen, die Schneider gelegentlich im Gefühl seiner Unwürdigkeit weinend in die Einsamkeit, ins Gebet trieben. Sollten sie auch auf Schleiermacher einen tieferen Eindruck gemacht haben?

Brinkmann, von strenger Keuschheit auch in seinen Gedanken, fürchtete, wegen eines Liedes an Lottchen gar aus der Gemeine ausgeschlossen zu werden, wenn es bekannt würde. Selbst Einkäufe in der Stadt sollte nur ein dazu Angestellter besorgen. Wurde doch einem Studenten, so erzählt Jemand auf der Nvk. mit Bedauern, Goethes Werther angeboten, als er alte Kleider an einen Juden in der Stadt verkaufte! Selbst der Besuch bei den Stadtpfarrern und in der Stadtkirche war verboten. Die Übertretung dieses Verbotes führte den großen dies nefastus mit herauf, den Brinkmann so lebendig schildert.

Bei weiteren Ausflügen, so fahren die Hausordnungen fort, muß die Erlaubnis des Pflegers eingeholt werden. Brinkmann hatte unangenehme Auseinandersetzungen dadurch, daß er zu spät von einem Ritt zurückkam, ein andermal infolge zwingender Umstände das angemeldete Ziel seines Ausflugs gewechselt hatte. Das Schlimmste von allem war § 29, nach dem Bücher nur mit Erlaubnis der Dozenten bestellt werden durften. Man wollte so nicht nur das moralische und gesellschaftliche, sondern auch das geistige Leben der Studenten am Gängelband halten, sie bewahren vor dem Lesen „unnützer, leichtsinniger und mit dem verdorbenen Genio der Welt angesteckten Bücher". Und welche erschienen diesen Zensoren nicht als unnütz, leichtsinnig, verdorben? Auf der Nvk. entfloh einem das bezeichnende Wort, daß „beinahe kein Buch mehr gedruckt wird, das nicht irgend etwas Gefährliches enthielte". Graf Lynar sprach gegen Brinkmann in allem Ernst 1785 die Hoffnung aus, daß Klopstock sich noch bekehre. Danach ermißt man leicht, wie eng der Ausschnitt der Literatur war, den diese Leute freigaben. Auf der Nvk. beschloß man, um „der allzustark gewordenen Begierde unserer Jugend nach dem Lesen der neueren Schriften" etwas Genüge zu tun, einen Kanon zulässiger Werke von Baumeister, Dober, Zembsch aufstellen zu lassen. Er ist nicht erhalten, nur einige Andeutungen. Ausgeschlossen waren danach natürlich die Neologen; dann Kant, weil er die Einsichten der Jugend überstiege[1]); Schriften von Lavater und Moser, weil sie neben vielem Guten zur Schwärmerei oder Insubordination (= Kritik an der Brüdergemeine) führten. Brinkmann hatte seinen ersten Barbyer Konflikt wegen Wielands Musarion. Um bei der daraufhin zu befürchtenden Bücherrevision bestehen zu können, entledigte er sich durch Verbrennung des Julius von Tarent — den wollte wohl als zu gefährlich keiner

[1]) Fries (zu seiner Zeit das Seminar in Niesky bei Görlitz): „Wir gingen heimlich nach Görlitz (7 Stunden Marsch hin und her; d. V.), trafen dort nach und nach die drei Kritiken und lasen sie eifrig erst in offenen Bogen — aus Furcht, von dem Buchbinder verraten zu werden — ehe wir sie binden ließen; doch dieser verriet uns nicht; allein die Buchhändler in Görlitz lobten uns einmal gegen unsern Arzt für unsern philosophischen Eifer; der Arzt gab dies dem Inspektor an; dieser verlangte der Verordnung gemäß die Auslieferung der Bücher; doch erhielt ich sie auf meine Vorstellung, daß ich sie mir doch heimlich wiederschaffen müßte, zurück."

der Kameraden annehmen — verschenkte und verkaufte Macbeth, Gozzis Werke, Goethes Götz. Danach erschien er sich als „ziemlich quitt". — Diese Zensur erpreßte selbst dem zahmen Schneider Klagen, freieren Geistern gerechten Ingrimm.

Eine doppelte Instanz wachte über der Befolgung der Hausordnungen, auf die jeder Student durch Handschlag verpflichtet ward. Auf jeder der vier bis fünf Studentenstuben gab es zunächst einen Stubenaufseher, einen Bruder aus dem Schreiberkollegium oder einen religiös besonders ernsten Studenten aus der Seniorenkolonne. So waren Schneider und von Sprecher-Bernegg Stubenaufseher. Sie wurden vom Pfleger und Inspektor gewählt, in gelegentlichen Konferenzen über ihre Beobachtungeu gehört und namentlich vor allen größeren Verhören, wenn den Dozenten Klagen zu Ohren gekommen waren, zuerst befragt. Sie hatten eine sehr schwere Stellung; hielten sie es mit den Lehrern, so machten ihnen ihre Stubenmitbewohner das Leben sauer; im anderen Falle mußten sie Vorwürfe ihre Oberen hören. Diese Aufseher waren nun stets auf den Stuben gegenwärtig, sollten an sich auch die Exkursionen mitmachen. Durch sie konnte alles an die geistlichen Zensoren mitgeteilt werden bis auf ein unbedacht hingeworfenes, keckes Wort. Brinkmann nennt seinen Aufseher einen Erzklatscher, ist gelegentlich starr vor Staunen darüber, was seine Pfleger alles wissen; selbst über seine Korrespondenz mit M. Klaudius waren sie orientiert und stellten ihn darob zur Rede.

Die Oberaufsicht über das Konvikt hatte der Seelenpfleger der Studenten Moore, dem als Mitpfleger Cunow zur Seite stand. Zuchtmittel waren Vorladung vor den Pfleger allein, in schlimmeren Fällen vor die Aufrechterhaltungs-Konferenz, der außer dem Pfleger die Dozenten angehörten; dann freiwilliger Ausschluß vom Abendmahl, der gesteigert werden konnte zum amtlichen Ausschluß, in welchem Fall der Sünder nur durch das Los wieder Zutritt zum Abendmahl erhielt; dann die Androhung der Entfernung aus dem Seminar, endlich, aber nur unter Zustimmung der Unitätsdirektion, das consilium abeundi. Von all diesen Mitteln, Irrende oder Widerspenstige auf den rechten Weg zurückzurufen, werden wir in den folgenden Blättern Beispiele finden.

Die religiösen Einwirkungen blieben im Seminar dieselben wie in Niesky: Tägliche Gottesdienste, im Winter die Gesellschaften, die persönliche Seelsorge durch die Dozenten und namentlich das monatliche „Sprechen" vor dem Abendmahl durch den Brüderpfleger, den Engländer Moore. Letzterer war nicht, wie man lesen kann, Dozent, sondern ausschließlich Seelsorger der Studenten, freilich der unrechte Mann an einem sehr schweren Posten. Moore — sein Lebenslauf, betitelt „Pilgerschaft durch die Wüste dieser Welt nach dem himmlischen Jerusalem" in den N. 1824 — hatte nicht studiert, sondern war Leiter einer Tuchmanufaktur in England gewesen. Durch die Lesung

von Cranz, des herrnhutischen Grönlandforschers, klassischer Historie von Grönland[1]) begeistert, suchte er Aufnahme in die Brüdergemeine. „Ihr Volk soll mein Volk und ihr Gott soll mein Gott sein." Nachdem er $1^1/_2$ Jahre in Herrnhut gewesen war, kam er 1780 nach Barby (bis 1787) als Brüderpfleger und Vorsteher. Nach England zurückgekehrt, stieg er bis zum Brüderbischof empor. — Es war ein Wagnis, charakteristisch für die Denkart der Brüder, für ihre Mißachtung der Wissenschaft und der durch sie erregten Zweifel, diesen frommen, strengen, ungebildeten Laien zum Seelsorger von Studenten zu machen grade in einer Zeit, da der Rationalismus in das Seminar eindrang. Moore kannte die Wissenschaft nicht; er war eingeschworen auf die brüderische Auffassung von Religion, Welt, Lebensführung. Jede Disharmonie, ja jede Vermutung von einer Disharmonie in Lehre und Wandel erschien ihm verdammend. Dabei verstand er sich nicht auf die Bedürfnisse jugendlicher Religiosität, der die herrnhutische Feier der Passion an sich wenig liegt. Brinkmann schreibt, vom Sprechen bei Moore kommend: „Du lieber Gott, wie wenig Menschenkenntnis besitzt doch Moore. Glaubt, junge Leute könnten wünschen die Marterwoche möchte von Januar bis Dezember währen und noch dazu, wie er sich das Ideal davon macht." — Er hieß selbst der „Unsträfliche" und wollte seine Pfleglinge ebenso unsträflich. Er war streng in seiner Aufsicht. Ein gewisser „stechender" Blick verriet, daß ihn etwas bekümmere. Dann sprach er den Sünder zunächst unter 4 Augen, in schlimmeren Fällen lud er ihn vor die Konferenz; Verstockte suchte er durch Ausschluß vom Abendmahl mürbe zu machen. Als Beyer einmal befürchtet, wegen eines Streites mit Moore „in den Bann getan zu werden", läßt er sich von Stähelin die Redensarten einlernen, mit denen er hoffen könne, den arglosen Moore zu versöhnen: „Er wäre doch in seinem Herzen ganz unruhig geworden, hätte sich allen Segen in den Versammlungen verscherzt, wollte doch nicht länger mit dem Unfrieden in seiner Seele hingehen." Moore ließ sich wirklich täuschen, und unter „wildem Gelächter" der Kameraden erzählt ihnen Beyer, von Moore zurückgekehrt, die Szene wieder. Moores religiöse Terminologie, die „Mooriſchen Redensarten", gaben oft den Witzbolden Anlaß zum Spott, wie denn überhaupt Baumeister klagt, daß er nie in der Welt soviel Spottsucht gefunden als in Barby (Ndk.). Andrerseits ist Brinkmann doch immer wieder bei Moore ergriffen von seiner tiefen religiösen Liebe zu seinen Pfleglingen, von der Inbrunst seines Glaubens. Nach einem Sprechen bei Moore notiert er: „Ich kann

[1]) Dies Werk sollte Brinkmann wegen seiner schriftstellerischen Talente nach Absicht der Direktion Herbst 1785 fortsetzen. Erwin Rohde zitiert in seiner Psyche den „ehrlichen" Cranz als Hauptquelle für den Eskimoglauben, ein Beweis von dessen scharfer Beobachtung. Fontane läßt in seinem Roman „Vor dem Sturm" in einer entzückenden Szene eine herrnhutische Gesellschafterin zum Teil wörtlich nach Cranz die Bekehrung des ersten Grönlandchristen erzählen.

garnicht beſchreiben, wie niedlich und liebenswürdig er war. Was in aller Welt, dachte ich beim Weggehen, kann ihm ſo viel daran liegen, ob ich vergnügt bin oder nicht, und doch tröſtet er mich ſo treu und herzlich über alles und behandelt mich, da ich noch dazu faſt gegen jedermann ſo ſtörriſch bin, ſo unbeſchreiblich noble und freundſchaftlich. Ich wurde wirklich ſo beſchämt, daß ich die Behandlung der Brüder nicht genug verehren konnte." Ähnlich noch oft nach dem Sprechen. Am Brüderfeſt 1784: „Moores Gebet im Morgenſegen war mir merkwürdig und wichtig. Es iſt ehrwürdig, den Mann auf den Knieen für ſein Chor betend zu ſehen. Welche Inbrunſt, welche Herzensangelegenheit. Man ſollte Moore oft Ausdrücken ꝛc. nach für den ärgſten Schwärmer halten. Und doch iſt er nichts weniger. Hab' ich je einen ernſthaften, feſten, biedern Charakter gekannt, hat er ihn. Aber eben auf ſolche müſſen einmal wahr und unumgänglich notwendig erkannte Religionswahrheiten einen erſtaunlich tiefen Eindruck machen. Mir iſt ſo etwas reſpektabel". — So kann auch R. Früauff, ein Senior Schleiermachers, „nicht genug rühmen" die herzliche religiöſe Anfaſſung von Seiten Moores.

So ſah der geiſtliche Hirte aus, ſo waren die Ordnungen beſchaffen, unter deren Herrſchaft die Studenten ſtanden. Wie fanden ſie ſich mit ihnen ab? Sie übertraten unter vorſichtigſter Verheimlichung vor ihren Vorgeſetzten die Ordnungen, wie kaum anders denkbar iſt. Im Bewußtſein ihres inneren, höheren Rechtes verletzten ſie Beſtimmungen ohne Gewiſſensbiſſe, die ihnen keinem anderen Zweck zu dienen ſchienen, als ihre Freiheit zu unterbinden und ſie in dem Streben nach freier Entfaltung aller Kräfte zu hemmen. Sie badeten in der Elbe, liefen eifrigſt Schlittſchuhe, verkehrten in der Stadt, beſuchten Stadtkirche und Synagoge, und die Umgehung der Bücherzenſur gar hatten ſie in ein förmliches Syſtem gebracht, drei Wege, über die Baumeiſter auf der Ndk. berichtet. Die zwei hauptſächlichſten waren auch Schleiermacher vertraut. So holte er ſich mit Albertini auf ſtundenlangen Gängen in Zerbſt Wieland und Werther, oder verſchaffte ſich durch verbotene Korreſpondenz mit ehemaligen Kameraden Bücher. So ſchickte er auch ſeinerſeits nach ſeinem Abgang von Barby an die zurückgebliebenen Freunde Romane in den Gnadauer Gaſthof, von wo ſie dieſe abholten.[1]) Das konnte ſo monatelang ohne Konflikt abgehen, und Brinkmann bemerkt einmal, man tue jetzt eigentlich in Barby, was man wolle; nur ſei man ſo vorſichtig, die Vorgeſetzten nichts davon merken zu laſſen. Aber grade ſein Tagebuch zeigt, wie ſchwer das letztere doch war; denn wenige Monate, nachdem er dieſe Bemerkung niederge-

[1]) Baumeiſter unterſagte, durch Schleiermachers Sendungen aus Halle an Albertini über dieſen Weg aufgeklärt, dem Gnadauer Wirt, einem Gemeinbeamten, die Annahme ſolcher Sendungen. Auch die häufigen Exkurſionen nach Zerbſt verbot er; aber der Zerbſter Bote gab dann die Bücher in Barby in der Stadt für die Studenten ab.

ſchrieben, kam der dies nefastus, an dem alle Studenten in einem Generalverhör über ihre Übertretungen zur Rede geſtellt wurden.

Und mochte auch die Umgehung der Hausordnungen nicht allzuſchwierig ſein, grade die Beſten, geiſtig Regſamſten, Selbſtändigen empfanden das Unwürdige ihrer Lage, daß ſie das, was ihnen edelſtes geiſtiges Bedürfnis war, nur heimlich wie ein ſündiges Verlangen befriedigen durften. Der Geiſt dieſer Hausordnungen war es, der nicht endende Konflikte zwiſchen Lehrern und Schülern hervorrief, vielmehr als die Orthodoxie der Brüder. Bei den vielen Kämpfen, von denen Brinkmanns Tagebuch widerhallt, handelt es ſich eigentlich nie um zentrale Dinge, etwa Unglauben oder wirkliche moraliſche Vergehungen, ſondern um Übertretung dieſer engherzigen Lebensordnungen. Für die Lehrer waren dieſe Übertretungen moraliſche und darum auch religiöſe Vergehen, letztlich Untreue gegen den Heiland; den Studenten dagegen erſchienen ſie, namentlich die Übertretung des Bücherverbots, beinahe als ſittliche Pflicht. Sie ſchloſſen ſich, je ſelbſtändiger und bildungshungriger ſie waren, um ſo mehr, zu einer ſcharfen Oppoſition gegen ihre Lehrer zuſammen; ſie ſcherzten, zürnten, „geiferten“ gegen deren Beſchränktheit, Deſpotie, Intoleranz, ſtockdumme Orthodoxie; man wolle ſie abſichtlich in „Mönchsdummheit“ erhalten, damit ſie ihren Lehrern alles aufs Wort glaubten; ja ſo weit gar gingen ſie in der Hitze des Kampfes, da ſie die Intelligenz von Baumeiſter und Cunow nicht anzweifeln konnten, ſie für Heuchler zu erklären, die ſelbſt nicht glaubten, was ſie ihre Schüler lehrten und von ihnen forderten. So charakteriſiert Baumeiſter ſelbſt die Stimmung der Studenten auf der Rvk. 1787. Viel Zeit und edle Kraft ward von beiden Seiten in dieſen Kämpfen verbraucht; man ſchuf ſich beiderſeits tauſendfältige Not. Und das alles zumeiſt um elende Lappalien. Auf den ſcheinbar ſo naheliegenden Gedanken, durch Gewährung völliger Freiheit des Studiums die Konflikte zu beſeitigen, der Lektüre den Reiz des Verbotenen, der Neologie die Sympathieen, die allem Unterdrückten und Gefürchteten zufliegen, zu nehmen, kamen die Lehrer, die Unitätsdirektion nicht. Im Gegenteil, als in der Zeit nach Schleiermacher die Oppoſition der Studenten ſich gelegentlich faſt bis zur Rebellion ſteigerte, verlegte man das Seminar aus der Stadt Barby — die zum Leidweſen Baumeiſters von ſtudierenden Brüdern aus Halle und Wittenberg nicht ſelten aufgeſucht ward, die dann den Barbyern ein lockendes Bild ſtudentiſcher Freiheit entwarfen — in die Waldeinſamkeit der Ortsgemeine Niesky. Dort war die Disziplin leichter aufrecht zu erhalten, der Geiſt der Wiſſenſchaft ließ ſich auch dort nicht bannen. Dort machte ja grade Garve aus dem theologiſchen ein philoſophiſches Seminar, dort ward Fries der, der er war. Noch einmal flüchtete man das Seminar, dieſes Mal an die Grenze Deutſchlands nach Gnadenfeld, in das katholiſche Oberſchleſien. Ein weiterer Rückzug war nicht möglich. Das Prohibitivſyſtem hatte Bankerott

gemacht. Da mußte man sich denn entschließen, allen kleinlichen Beschränkungen, die nur verbitterten, den Lehrern das Vertrauen ihrer Studenten entzogen, endlich, endlich ein Ende zu machen.

Man denke sich deswegen das Leben in Barby im allgemeinen nicht traurig und gedrückt. Die jungen Leute kamen aus einer noch viel strengeren Disziplin und empfanden darum doch Barby als Fortschritt zur Freiheit. Außerdem lassen sich 22 junge frische Männer nicht so leicht bewältigen; ihr Lebensmut, ihre Jugendfreude durchbricht immer wieder die Schranken und findet auch nach schweren Kämpfen den Humor schnell wieder. Vor allem hörten hier die Zwangsarbeiten der Schule auf. Außer den vier bis fünf obligatorischen täglichen Kollegien von acht bis elf und zwei bis vier und den dazu erforderlichen geringen Arbeiten — zu den klassischen und bibelexegetischen Vorlesungen mußten sie den Text präparieren, im Stilkolleg lateinische und sonst gelegentlich deutsche Ausarbeitungen machen — abgesehen von diesen Zwangsarbeiten also waren die Studenten Herren ihrer Zeit. Ein Examen gab es überhaupt nicht. So blühten denn die in Niesky schon begonnenen Studien neben den theologischen, die ja auch nach dem Lehrplan nur die kleinere Hälfte bildeten, eifrig fort: Botanik, Musik, Malerei, klassische Studien. Dazu trat meist verbotener Weise eine leidenschaftliche Versenkung in die neuste schöne Literatur und, doch viel seltener und weniger gründlich, in die Philosophie. Zum Zwecke solcher Studien bildeten sich viele kleinere Zirkel innerhalb der Gemeinschaft. Brinkmann studierte mit Beyer Philosophie, mit Hartley las er die Odyssee, mit Garve Vergils Eklogen, mit Früauff Xenophon und Milton, mit Schulzer dichtete er, von Gebhard ließ er sich seine Lieder komponieren. Um Schleiermacher und Fries bildete sich ein philosophischer Klub.

Das stille Dasein, dem alle äußeren Genüsse und Abwechselungen fehlten, forderte von selbst dazu auf, Ersatz zu suchen in den Freuden des Geistes, begünstigte das Leben in der Ideenwelt, machte die Gemüter still und empfänglich für den Gedankenflug der Denker und Dichter, schuf bei dem völligen Fehlen weiblichen Verkehrs die Voraussetzungen für schwärmerische Jünglingsfreundschaften, die nicht selten durch das Leben dauerten. Schöne Literatur, Philosophie und Freundschaft waren den geistig Reicheren die Freudenspender des Lebens. Die eigentümliche Atmosphäre dieses Studienklosters hat Fries gut charakterisiert.

Fries, 1792 in das Seminar eintretend, stand unter denselben Hausordnungen wie Schleiermacher, unter demselben Gemeingeist. Cunow, Schleiermachers naturwissenschaftlicher Lehrer, war sein Inspektor. Insofern war seine Lage die gleiche wie die Schleiermachers. Aber ein bedeutsamer Unterschied bestand. Fries hatte zum philosophischen Lehrer statt Bossart K. Garve; in Fries' Seminar herrschte statt der Theologie die Philosophie. Fries hat es mehrfach betont, daß seine

ganze Welt- und Lebensansicht sich auf dem Seminar schon im wesentlichen geformt, daß die Geburtsstunde seines Hauptwerkes z. B. im Seminar liege. Darum ist Fries' Heranziehung mißlich, zumal seine SB. 40 Jahre nach dem Abgang aus dem Seminar geschrieben ist, wo ihm das Störende stark aus dem Sinn gekommen war. Seine veröffentlichten Seminariumsbriefe zeigen doch einen stärkeren Gegensatz gegen die Institutionen, in denen er stand, als die gemäßigte Darstellung des Greises in der SB. — Trotz dieser Vorbehalte ist seine Darstellung in allem wesentlichen auch für Schleiermachers Zeit gültig, für den geistigen Habitus des Instituts nämlich, sofern er von der direkten amtlichen Einwirkung unabhängig war. Das zeigt ein Vergleich z. B. auch mit Brinkmanns Tagebüchern. Nur die Politik trat in der Zeit vor der französischen Revolution nicht annähernd so stark hervor als in Fries' Seminarzeit.

Fries schreibt: „Auch hier waren wir noch (wie im Pädagogium,) unter genauer Aufsicht, fünf bis sechs auf einer Stube; wir durften nicht über Nacht ausbleiben und uns selbst keine Bücher anschaffen. Aber die Zwangsarbeiten außer den Kollegien fielen weg, den Tag über waren wir unsere eigene Herren, dem Selbstdenken war der Spielraum geöffnet und die Gegenstände des Unterrichts waren interessanter. Auch unsere geselligen Unterhaltungen außer den Stunden muß ich sehr loben. Ich stand in einem Kreise von Jünglingen, deren Unterhaltung wissenschaftlich und ästhetisch viel bedeutender und feiner war, als ich sie nachher auf der Universität fand. Unser Geschmack war angeregt für jede schöne Kunst und besonders für jede Naturschönheit; daher kam die große Gleichmäßigkeit unserer wissenschaftlichen, Geschmacks- und religiösen Interessen. Die letzteren belebten vorzüglich unsere Unterhaltung; Verwerfung oder Beibehaltung unserer positiven Gewohnheiten traf die einzelnen in sehr verschiedener Weise, aber Achtung vor der religiösen Wahrheit war uns allen gleich. — Außer den Kollegien belebten uns die ersten Genien der Deutschen, besonders Lessing, Herder, Asmus, Wieland, Goethe, Schiller und F. Jacobi. Jacobi hatte die Vorherrschaft um des philosophischen Anklangs willen." Dann, nachdem er den Zusammenbruch seiner herrnhutischen Religiosität unter dem Einfluß Kants geschildert: „Die religiöse Gefühlsbildung fiel mir nun mit der ästhetischen ganz zusammen. Der letzteren verbanden sich die von Kindheit auf mit mir verwachsenen Ideale der Freundschaft, und die Farbengebung der geforderten gemütlichen Ausbildung verliehen Jacobis Romane. Die ästhetische Ausbildung in ihrem eigensten Gebiete wurde geführt vorzüglich von Wielands Bildern, Goethes Reinheit der Zeichnung und Schillers Idealen, wozu dann mächtig anregend kamen die Ferienwanderungen. Schillers Ideale verbanden den poetischen Enthusiasmus mit dem politischen. Die politischen, durch die Zeitverhältnisse angeregten Phantasien bewegten uns zwar, aber füllten keineswegs unser Leben aus, standen vielmehr an Interesse den

ästhetischen und religiösen nach, und ruhiges Forschen nach Wahrheit blieb eigentlich allein mein Werk. So wurden mir hier gleich die philosophischen Bestrebungen das Hauptwerk meines Lebens. Die drei Jahre im Seminarium gehören zu den schönsten meines Lebens." — So konnte auch Schleiermacher, der so viel Schweres in Barby erlebte, „nie ohne ein lebhaftes Vergnügen" an seine Seminariumszeit zurückdenken. (SB.)

Geselligkeit gab es in Barby eigentlich nur im Kreise der Seminaristen. Man lud sich nach Nieskyer Brauch an Geburtstagen zum ersten Frühstück ein, nicht selten auch zum Nachmittagskaffee oder abends zum Tee. Punsch oder Wein war seltenen, besonders festlichen Tagen vorbehalten, so bei Brinkmann den Geburtstagen seiner literarischen Lieblinge Wobesers, Rousseaus, Klopstocks. Von des letztgenannten Geburtstag erzählt er: „Morgens um 3 Uhr standen wir auf (er und Schulzer, die sich gegenseitig Oden für den Festtag aufgegeben) und nach dem Kaffee gingen wir auf den (Elb-)Damm und jubelten unsre beiden Oden ab. Wir sammelten eine unendliche Menge Blumen und wanden Kränze und füllten Blumengläser damit und jubelten den ganzen Tag ziemlicher Maßen. Abends wurde mit Rheinwein seine Gesundheit getrunken und Schulzers Ode, von Gebhard in Musik gesetzt, aufgeführt." — Ritte wurden vielfach unternommen. Gegen den Luxus in Reiterstiefeln und Reithosen führten die Lehrer in und außer dem Kolleg ein lebhaften Krieg, wie gegen die „Kleidertorheit" im allgemeinen, den „Hang, sich in der Kleidung der Welt gleichzustellen". [1]) Der im Pädagogium verbotene Schlittschuhsport ward eifrigst betrieben. Noch aus England neidet Okely dem Albertini das schöne Barbyer Eis. Auch Brinkmann erlernte die Kunst dort; sein Gedicht Eislauf fand der Rezensent der Leipziger gelehrten Zeitungen „weit wahrer, natürlicher und interessanter als Klopstocks Ode über denselben Gegenstand". Im Sommer machte man gern unter Gesang und Blasmusik Fahrten auf der Elbe, kürzere zur baumgeschmückten Einmündung des Lepsgrabens — eine solche schildert Schleiermachers unten abgedruckte Wasserfahrt — weitere vor allem nach Dornburg, dessen schönes Schloß Erinnerungen an die Jugend der Kaiserin Katharina, die damals auf dem Gipfel ihres Ruhmes stand, umschwebten. Wer konnte, reiste einmal in den Harz, nach Dessau zur Besichtigung des

[1]) Schneider schildert als Nieskyer Lehrer den Eindruck, den das von Barby 1789 nach Niesky strafversetzte Seminar, das er bei Steinölsa erwartete, auf ihn machte: „Ein großer Zug von Reisigen, Wagen und Fußknechten, und es waren die Seminaristen in einem Aufzug, als ob sie gleich Komödie spielen wollten. Flammende Rappen mit schwarzen Kragen, lange Zöpfe, vorne fast keine Spur von Haaren, Reitstiefeln mit eisernen Absätzen, Reithosen und weiße Tuchhosen, Tabakspfeifen wohl zwei und ein Anblick, der nach Wied sagte: „Das sind keine Heuchler" und nach uns: „Das sind keine Brüder". Ich schlug im Geist die Hände übern Kopf zusammen, und die Tränen kamen mir in die Augen. O künftige Unität! Das sind deine Lehrer und Arbeiter." (9. Okt. 1789.)

Philanthropins, mit dessen Lehrern und Schülern man Besuche austauschte, dessen reformatorischen Gedanken viele mit Begeisterung zufielen. Mit Dessau verband man den Besuch des Wörlitzer Parkes, wo Brinkmann am meisten bewegt ist bei Rousseaus Ehrendenkmal, Gellerts Büste und in der einsamen Grotte, „dem Nachdenken geweiht".

b) Das Seminar als wissenschaftliche Anstalt und Schleiermachers Dozenten.

Das Seminar, ursprünglich als Universitas litterarum für alle Gemeinbeamten: Theologen, Juristen, Ökonomen und Ärzte gedacht, war allmählich zusammengeschrumpft zu einer philosophischen und theologischen Fakultät. Beigegeben waren noch juristische und medizinische Vorlesungen, nun nicht mehr als Fachvorlesungen für Fachmänner, sondern als populäre Vorlesungen für die unter den Studenten überwiegenden Theologen. In drei Jahren absolvierten die Studenten den Kursus. Es ist mir gelungen, eine Vorlesungsfolge von 5 Semestern festzustellen. Danach überwogen die Vorlesungen aus dem Bereich der philosophischen Fakultät stark die theologischen, nicht nur in den ersten Semestern. Das Seminar stellt sich danach, wie der Dienergang der herrnhutischen Theologen es ja auch erforderte, als ein fortgesetztes und erweitertes Gymnasium dar. Allgemeine, nicht Fachbildung blieb auch hier das Ziel. Von den Gegenständen der Gymnasialstudien blieben in der Reihe der obligatorischen Vorlesungen Klassische Sprachen, Mathematik, Geschichte. Neu dazu kam Theologie, Philosophie, Naturwissenschaft, etwas Medizin, etwas Jura. So kam es, daß auch Leute, die nicht Theologie studieren sollten, nicht selten auf einige Semester nach Barby gingen, um von dort dann zu einem Fachstudium an eine Universität überzugehen.

Baumeister, der theologische Dozent, las Exegese des Alten und Neuen Testaments, Dogmatik, interpretierte lateinische und griechische Schriftsteller — dies das Stilkolleg — hielt für die künftigen Lehrer ein methodisches Kolleg. Cunow lehrte Mathematik und Naturwissenschaften, Bossart Philosophie und Geschichte, einschließlich Kirchengeschichte. Diese drei Dozenten waren Theologen. Daneben las der Arzt Dr. Lieberkühn über medizinische und naturwissenschaftliche Themen. Ein juristischer Dozent ward erst bei Schleiermachers Abgang wieder angestellt.[1])

---

[1]) Aus Brinkmann-Schneider. Sie waren 8 Semester Junioren, 8 Senioren; diese hatten z. T. besondere Vorlesungen, so daß es natürlich ist, daß z. B. S.-S. 1784 Cunow unter den Dozenten der Senioren ganz fehlt. Der las damals also nur für die Junioren. — Fehlt 1. Semester. Hebräisch-altt. Exegese.

S.-S. 1783: Mathematik: Cunow; Hebräisch: Baumeister; Universalgeschichte: Bossart; Stilkolleg: Baumeister; Nt. Exegese: Baumeister. Im Stilkolleg lieferten wöchentlich zwei eine lat. Abhandlung oder Brief ein.

Fries charakterisiert Art und Umfang der Studien so: „Binnen ei Jahren ging ich das ganze theologische Studium durch, so :it man es von uns verlangte. Dabei kam freilich keine große ilologische Kunst der Exegese zur Anwendung, und die praktischen isziplinen fehlten ganz. Daneben aber lernten wir die Elemente r angewandten Mathematik und Physik nebst etwas Chemie, wurden der Geschichte weiter geführt und erhielten besonders eine sehr be- ite Anleitung zur enzyklopädischen Kenntnis aller Wissenschaften." ie Wirkung scheint nicht übel gewesen zu sein: neben völliger Un- ıntnis des wirklichen Lebens eine leidenschaftliche Vertiefung in issenschaft und Literatur. Von Brinkmanns Dichterkreis, Schleier- ıchers philosophischem Klub, deren Köpfe Zembsch die brillantesten nerhalb seines 50jährigen Dienstes nannte, würde darum Fries wohl ch mehr als von seinem Freundeskreis geurteilt haben, daß ihre Unterhaltung wissenschaftlich und ästhetisch viel bedeutender und feiner ır, als er sie nachher auf der Universität fand". — M. Cunow,) Jahre später auf dem Seminar als Fries, sieht (Die Herrnhuter. eimar 1839) den Hauptvorzug in der Vielseitigkeit obligatorischer orlesungen, „wodurch jene Einseitigkeit vermieden wird, welche auf iversitäten so oft bloß auf das Brotstudium sich beschränkt.. Eines ientlichen Examens bedürfen sie nicht, da man jeden genau kennt. elch sichere und glückliche Einfachheit. Zu Gelehrten im eigentlichen inne des Wortes werden sie nicht gebildet, wohl aber zu Wissen- aftlichen, und kaum ist der Fall denkbar, daß einer so wenig oder einseitig gebildet oder roh sich ergebe, wie so viele von Universi- :en Zurückkehrende".

Wie eindringend z. B. die naturwissenschaftlichen Studien und rum das Interesse für diese Dinge zu Schleiermachers Zeit war, gt die noch erhaltene „Reise auf den Harz", die ich bespreche, da auch sonst ein charakteristisches Erzeugnis Barbyschen Geistes ist. ie ward Juli 1786 von 10 Kommilitonen Schleiermachers ausgeführt, uerte 10 Tage, der erzählende Teil ist im wesentlichen von Stähelin schrieben. Schleiermachers Klubfreunde waren nicht mit, sondern in

---

W.-S. 1783: Nt. Exegese: Baumeister; Mathematik: Cunow; Praktische ilosophie: Bossart; Enzyklopädie: Cunow. — Nun wurde Brinkmanns Kolonne Senioren. Die bisherigen Vorlesungen mag Schleiermacher im wesentlichen Barby gehört haben.

S.-S. 1784: Dogmatik: Baumeister; Hebräisch: Baumeister; Kirchen- chichte: Bossart; Nt. Exegese: Baumeister; Naturgeschichte: Lieberkühn.

W.-S. 1784: Dogmatik: Baumeister; Staatengeschichte: Bossart; Kirchen- chichte: Bossart; Cunow?

S.-S. 1785: Methodik nach Resewitzens Erziehung des Bürgers usw.: ssart; Nt. Exegese: Baumeister; Physik: Cunow; Tacitus mit schriftlichen Aus- eitungen: Baumeister.

Dessau-Wörlitz, Schleiermacher selbst wird vermutlich damals zum ersten Male in Halle beim Onkel gewesen sein, der seine „Beklommenheit und Unbehaglichkeit", die wohl seinen inneren Nöten entsprang, damals für Hypochondrie hielt.

Die Reisegesellschaft stand unter Führung des naturwissenschaftlichen Dozenten Cunow. Die Reise war ein großes Ereignis in dem stillen Leben, eine Expedition in die Welt, die unbekannte. Nichts darf dabei verloren gehen; darum werden wie bei einer Forschungsreise die Rollen lange vorher verteilt: drei sollen die Schönheiten der Gegend mit Pinsel und Feder beschreiben; die botanischen Feststellungen übernahm Mahler, der beste Botaniker des Instituts; einer beobachtet die Ökonomie, einer den Charakter der Bewohner, einer sammelt die Reiseanekdoten, die übrigen drei beobachten die Erze und die mineralogische Beschaffenheit des Harzes. Die Reise soll nicht der Erholung dienen, sondern der Belehrung in „verschiednen Teilen der angewandten Mathematik, Naturlehre und Naturgeschichte." Darum wird eingehend beschrieben: die Erz- und Schwefel-Gewinnung bei Goslar, das Technische der Münze und Schmelzhütten bei Klausthal, die Entstehung und Gewinnung des Torfes am Brocken, die geologische Beschaffenheit der Baumannshöhle und namentlich, mit Erklärung aller Fachausdrücke, die Bearbeitung der Erze in den Schmelzhütten. Der Botaniker gibt zwei lange Listen der Harzpflanzen, die bei Barby selten oder garnicht wachsen, und dann speziell der Brockenflora. Die Maler und Zeichner steuern Ansichten schöner Gegenden bei. Auffallend ist dann noch das lebhafte psychologische Interesse, das, dem vorherrschenden Zug des Herrnhuters für das Seelische entspringend, hier besonders angeregt wird durch die vielen fremdartigen, unherrnhutischen Naturen, denen die Reisenden begegnen. Jeder Gastwirt wird abgeschildert. In Andreasberg heißt es: „Unser Wirt ist eine der merkwürdigsten Personen, die wir auf dieser Reise kennen gelernt haben. Wir verwunderten uns, bei diesem dem äußern Ansehen nach ganz rohen Manne eine ganz modische Aufklärung, Bekanntschaft mit unsern besten Dichtern, viel guten Geschmack und ein Gefühl für schöne Natur, das fast in Empfindelei ausartet, zu treffen. Der Hauptgegenstand aber, über den er seinen ganzen Witz ausließ, war die Materie von den Pfarrern". Ein Postillon, dessen religiöse Empfindung durch ein Glas Branntwein ausgelöst wird, die Botenweiber, die ihr Gepäck tragen und beim Abschied von ihnen Tränen vergießen, der Charakter der Bergleute und namentlich der Bewohner Goslars, denen von ihrer reichsstädtischen Freiheit nichts geblieben sei als Spießbürgerei, werden humorvoll gezeichnet. — Auffallend gemäßigt sind die Naturschilderungen. Der Verfasser bemerkt, daß er da grade nach Wahrheit gestrebt habe. Er habe nur niedergeschrieben, was er an Ort und Stelle empfunden habe, nicht was er hinterher zur Auszierung der Beschreibung hätte ausdenken können. Neben dieser Gewissenhaftigkeit

tritt ein gewisser rationaler Zug hervor. Der Aberglaube der Schatzgräber, die Sage von den Brockenhexen werden nicht poetisch erfaßt, sondern als alberne Fabeln gebrandmarkt. — So ist dies Werk, als Handbuch für spätere Harzreisende gedacht, ein charakteristischer Niederschlag des Seminargeistes in der Vielseitigkeit der Interessen, unter denen das Religiöse zurücktritt, in dem Eifer des Lernens und Schauens all' der unbekannten Dinge, in dem lebhaften psychologischen Interesse, im starken Hervortreten des Naturwissenschaftlichen, in den künstlerischen Beigaben der Schrift. Kein unbefangener Leser würde vermuten, daß diese Reisenden alle Theologen seien; er würde glauben, daß Techniker, Botaniker, Historiker, Maler ꝛc. sich zu dieser Studienreise vereinigt hätten. Und damit würde er das Richtige treffen; denn Barby wollte ja, daß seine Schüler, gemeinsam wurzelnd in einem Glauben, im übrigen möglichst vielseitig in verschiednen Wissenschaften und Künsten sich heimisch machten; freilich stets nur so weit, daß sie jener Grundlage ihres Lebens nicht entwuchsen und zweitens stets bereit blieben, jene Sonderinteressen der einen einzigen Aufgabe unterzuordnen, dem Heiland Seelen zuzuführen.

Wir betrachten nun die Lehrer, denen die schwere Doppelaufgabe zufiel, 1. all die verschiedenartigen Geister für den einen, enggefaßten Glauben zu gewinnen, 2. wenn ihnen dies gelungen war, sie willig zu machen — was mit jenem ersten noch nicht gegeben war — auf eine frei gewählte Laufbahn, alle individuellen Wünsche zu verzichten und der Brüdergemeine in bescheidener Stellung und beschränktem Wirkungskreis wunschlos zu dienen.

Inspektor des Seminars, Schloßprediger und Hauptlehrer der Theologie war Baumeister (v. Schw. I 357). In Görlitz als Sohn des aus den Geschichten der Pädagogik bekannten Rektors des Gymnasiums 1741 geboren und gebildet, hatte er in Wittenberg und Leipzig Theologie studiert, dann nach längerer Hauslehrerschaft die zweite Lehrerstelle am Görlitzer Gymnasium 1769—1774 bekleidet. Von 1774—1779 (landeskirchlicher) Geistlicher in Taubenheim. 1779 nahm er, schon lange mit den Brüdern befreundet, den Antrag der Unitätsdirektion, als Schloßprediger und Dozent nach Barby zu gehen, mit Zustimmung seines Vaters an. Damals muß er der Brüdergemeine beigetreten sein. Dort ward er 1782 Inspektor — bis 1793 — dann Prediger in Kleinwelka und schließlich Herrnhut, wo er 1818 als Bischof und hochverehrter Prediger starb. Eine merkwürdige Fügung war es, daß grade Albertini, der die Zeit der heftigsten Konflikte mit Baumeister erlebt hatte, ihm die Grabrede hielt. Er spricht darin nur von Baumeister als Prediger, kein Wort über ihn als Dozenten. Klingt es aber nicht wie ein versteckter Dank, wenn Albertini grade bei dieser Gelegenheit, die ihm den Gang des eignen Lebens, die Entwickelung seines Glaubens vor Augen stellte, ein stark persönlich klingendes Bekenntnis ablegt über das Finden des Glaubens,

des Glaubens, den ihnen Baumeister vor allem in Barby gewiesen hatte?[1])

Baumeister war ein tüchtiger Lateiner und Grieche; bei ihm hörte Schleiermacher mit wenig Freude Tacitus. Seine Dogmatik trug er z. T. lateinisch vor. Brinkmann notiert: „Baumeister fing an, seine Dogmatik lateinisch zu lesen und das unnachahmlich schön, mit einer Leichtigkeit wie Deutsch. Und doch mit einem solchen Überfluß, Reichtum und Mannigfaltigkeit, daß es eine Lust war zuzuhören." Das Hauptgewicht lag auf seiner Arbeit als Schloßprediger und theologischer Dozent. Als geistlichen Redner rühmen ihn alle Zeugnisse. „Es war ihm wie wenigen gegeben, seine Gedanken und Ansichten mit ungemeiner Leichtigkeit und Klarheit darzulegen. Edle, unvergleichliche Einfalt, hohe Popularität, Fülle der Gedanken, Feuer des Vortrags waren ihm in hohem Grade eigen. Der Gebildetste wie der Einfältigste wurde, wenn er sprach, auf gleiche Weise vollkommen befriedigt. Das Wort vom Kreuz war das Element, darin er lebte. Frei von unlauteren Absichten, war es ihm nicht darum zu tun, durch seine glänzenden Rednertalente Bewunderung zu erregen. Er glaubte, darum redete er." (v. Schw.) Schneider nennt seine Predigten unvergleichlich und ward von ihm nicht nur in der Kirche, sondern auch im Hörsaal nicht selten bis zu Tränen gerührt. Als Baumeister einmal bei der Erklärung von de officiis über die großen und erhabenen Seelen sprach und die Behauptung aufstellte, die gäbe es nur noch bei den Brüdern, ging Schneider weinend in den Park im Bewußtsein seiner Unlauterkeit und Untreue. Ein ander Mal brach ihm in Baumeisters exegetischer Stunde das Herz, so daß er nachts weinend auf den Holzplatz ging und sich unter tausend Tränen aufs neue dem Heiland weihte. Als Schneider als Nieskyer Lehrer ihn wieder einmal über die Gottheit Christi hatte reden hören, notiert er: „Ich ward wieder ganz mit meinen Barbyschen Ideen angetan und dankte Gott für die Sendung dieses Mannes, der mich ehmals in meinem Sinn gestärkt und mir ihn jetzt wieder erneuert."

Als Theologe war Baumeister Vertreter einer gemäßigten, aufgeklärten Orthodoxie. So legte er seiner Dogmatik, die Albertini

---

[1]) Über Ebräer 13, 7—9: „Aber es sind drittens (neben denen, die Christum garnicht oder noch nicht recht kennen) selige Leute, bei denen sieht es anders aus in ihrem Inwendigen; auch sie sind lange in der Irre gegangen; sie waren tot in Sünden und Übertretungen; lange waren sie ungewiß und unschlüssig und gleichfalls umhergetrieben von falschen Lehren. Doch, dem Geiste Gottes ist's gelungen, sie festzuhalten, sie zu bringen zu dem Felsengrund, der unbeweglich steht; sie haben unter Jesu Kreuz gestanden und sind selig geworden. Fortan fragen sie nicht: Was dünkt diesen großen Mann, jenen hohen Gelehrten um ihn? Sondern sie sagen mit Tränen des Dankes: Ich kenne ihn, ich armer! Ich bin sein inne geworden; da mir um Trost bange war, hat er meine Sünden hinter sich geworfen und sich meiner Seele herzlich angenommen." („36 Reden" S. 25.)

sehr schön nennt, des Erlangers Seiler theses theologiae dogmaticae zu Grunde. In den exegetischen Vorlesungen, die er allein bestritt, suchte er nicht so sehr auf den Verstand als auf das Herz zu wirken. Sie waren darum stark durchsetzt von praktischen Nutzanwendungen und Ermahnungen, bei denen er freilich nicht selten sich vergriff. Als er einmal über den Geiz gesprochen, der doch zugleich den Anschein des Geizes vermeiden wolle, schließt er: „Unter Euch gibts nur einen, der zu dieser niederträchtigen Art des Geizes die vollkommenste Anlage hat; nur einen einzigen, aber der wird auch, wenn nicht die Gnade viel tut, ein vollkommener Geizhals werden". Brinkmann ist empört. Das sei unhöflich; er beleidige, da er keinen einzelnen nenne, alle; er sei gewiß nicht damit gemeint, vielleicht Schneider, Nielsen, Neißer.

Als Dozent entsprach er, wie Spangenbergs Bericht über seine Seminarvisitation 1779 zeigt, den Wünschen der Direktion, die überhaupt große Stücke auf ihn hielt, vollständig.

Trotz des Verstandes und der Aufklärung Baumeisters, die Brinkmann rühmt, der sich in Barby aus einem erbitterten Gegner zum begeistertsten Verehrer desselben entwickelte — er bekennt einmal, seine Neigung zu Baumeister sei „bis zum Anbeten" gestiegen — trotzdessen ließ Baumeister andere theologische Ansichten als die seinigen kaum zu Worte kommen. Einmal las er mit den Studenten Herders Einleitung zur ersten Urkunde des Menschengeschlechts. Seine Widerlegungen der dort entwickelten Ansichten erschienen Brinkmann wasserspuppicht. Durch schiefe oder halbtreffende Beispiele ridikülisiere Baumeister die Sätze seines Gegners und setze die Lungen der nicht denkenden Zuhörer in Bewegung. Außerdem ziehe er stufenweise aus Herders Behauptungen Folgerungen, die wenn richtig, abscheulich wären, aber nicht natürlich daraus flössen. — Baumeister besaß einen scharfen Witz nicht nur in der Kritik seiner Studenten, sondern auch seiner theologischen Gegner, der ihn nach Brinkmanns Urteil nicht selten im Kolleg zu „dummen albernen Possen" fortriß, „die einem allenfalls den ersten Monat gefallen, dann als Kindereien einen ekeln müssen".

Das Wort vom Kreuz war ihm das unantastbare Zentrum der Theologie. Bei aller Liberalität in anderen Lehrpunkten, darin stand er fest. Daher sein Haß gegen die Neologen, gegen die er polemisierte, ohne sie zu Worte kommen zu lassen. Mit diesem Verfahren erreichte er bei vielen seiner Hörer gerade das Gegenteil des Gewollten. Er machte, wie er auf der Ndk. 1787 mit großem Freimut bekannte, ihre Opposition rege, „weil die jungen Leute den Verdacht hegten, man stelle die Sätze derselben in einem ungünstigen Lichte vor und nicht mit der Stärke, welche ihnen die Verteidiger derselben zu geben wüßten. Unsere jungen Leute glauben sehr allgemein, ihre Vorgesetzten und die Unitätsdirektion trete ihnen in den Weg, die Wahr-

heit kennen zu lernen und auf den eigentlichen Grund und Zusammenhang der Sache zu kommen, und hielten den einen für zu dumm, um die Wahrheit in ihrem rechten Lichte einzusehen, den andern zwar für klug genug, gäben ihm aber schuld, er glaube das selber nicht, was er behaupte; man habe sich eben einmal über eine gewisse Lehre und Verfassung verstanden, von welcher man nicht abweichen könne, ohne inkonsequent zu sein; im eigentlichen und tiefsten Grunde aber glaubten die meisten selbst nicht daran; denn es sei etwas ganz anders, was man das Volk lehre und was man selbst glaube." Aufgefordert, ein eignes Kollegium zur Darlegung und Widerlegung der Neologen zu halten, erklärte Baumeister, daß in manchen der Schriften, wie Bahrdts Ausführung des Plans Jesu, solche gotteslästerliche Erklärungen stünden, daß man sie nicht über die Zunge bringen könne.

Diese Prüderie ziemt einem Dozenten nicht; damit erweckt er nur den Anschein, als fürchte er den Gegner, weiche einer offnen Schlacht unter Vorwänden aus. Das war eben das Schlimmste: Baumeister — und die Direktion — sah in den Studenten Kinder. Nicht im freien Spieler aller Kräfte und Einflüsse, sondern in ängstlichem Abschluß gegen alles Abweichende in Glauben und Leben sollten sie innere Festigkeit gewinnen.

Damit kommen wir auf seine Tätigkeit als Erzieher und Konviktsleiter. Darin war er engherzig und ängstlich. Er besaß einen scharfen Blick für die geistige und charakterliche Eigenart der ihm Anvertrauten, eine geradezu rücksichtslose Offenheit im seelsorgerlichen Gespräch mit ihnen. Davon unten Proben. Aber er bevormundete sie polizeilich im Sinn der strengen Hausordnungen, er bauschte Kleinigkeiten zu Staatsaffären auf und schuf sich und den Studenten dadurch unendliche Not; er verlangte vom Jugendmut der Studenten die Lebensführung eines pietistisch ernsten Mannes; harmlose Mädchenschwärmereien, die trotz aller Überwachung nicht ausblieben, erregten ihm nicht ein Lächeln, sondern Kummer; als er einmal Bürgers Zechlied von einem Studenten komponiert fand, wurde er „erschrecklich wild, daß man solches gottloses Zeug hegte und donnerte ziemlicher Maßen", so daß Brinkmann „durch geschickte Schmeicheleien" alles wieder gut machen mußte. Modetorheiten verspottete er nicht, sondern fuhr gegen sie das schwerste Geschütz auf. „In der Exegese war Baumeister ganz albern mit seinem Geschwätz gegen die Moden; wie er wieder auf die kurzen Westen kam, so sagte er: Er wäre in seinem Herzen überzeugt, kein Gotteskind könne so gehen." Was er tat, tat er in der edelsten Absicht; doch war es zu verwundern, daß er den Studenten gelegentlich als engherziger Despot erschien, für den Brinkmann als Wahlspruch vorschlug: Hoc volo, sic iubeo; sit pro ratione voluntas?

Der Lehrer, auf dessen Person es in jener Zeit des philosophischen Enthusiasmus am meisten angekommen wäre, der jedoch wissenschaftlich von allen Lehrern seiner Aufgabe am wenigsten gewachsen

war, war Bossart (1721—89), der Dozent für Philosophie und Geschichte (v. Schw. II 318). In Basel geboren und zum Theologen gebildet, hatte ihn die Abneigung gegen das reformierte System zu den Brüdern getrieben. Die 10 Jahre, da er neben Zembsch Lehrer am Pädagogium in Großhennersdorf war, waren ihm die seligste Zeit seines Lebens. Denn „Kinder und Knaben haben mich gelehrt, mit dem Heiland umzugehen und ihn bei allem zu Hilfe zu nehmen". Ein für die herrnhutische Frömmigkeit, deren Ziel selige Kindeseinfalt des Glaubens war, bezeichnendes Urteil. Sehr schön; nur für einen Dozenten der Philosophie nicht die Hauptsache. — Dann war er 25 Jahre bis zu seinem Tod 1789 Dozent in Barby. Sein Verdienst vor allem war die Sammlung des dortigen Naturalienkabinetts. Er war ein tüchtiger Botaniker, gab als solcher 1787 heraus das Supplementum zur Flora Barbiensis von Scholler. Dabei war er wie bei der Herausgabe von Oldendorps Geschichte der Mission der evangelischen Brüder auf den caraibischen Inseln 1777 im wesentlichen nur als Redaktor tätig. Ein Passionsvers von ihm, der noch jetzt trotz seiner krassen Bilder viel gesungen wird — Ein Blick im Geist auf Jesu Leiden — zeigt ihn als Anhänger der gefühlvollen Blut- und Wunden-Theologie.

Er war Junggeselle, damals in der Mitte der Sechziger, stets kränklich. Schneider nennt ihn den „Netten". Er las Kirchengeschichte nach Mosheim, Protestant. Kirchenrecht nach Wiesenhauer, Staatengeschichte nach Achenwall, Geschichte des Deutschen Reichs nach Pütter, Methodik nach Resewitzens Erziehung des Bürgers zum Gebrauch des gesunden Verstandes, Logik und Metaphysik nach Feder, wohl nach dessen Institutiones logicae et metaphysicae. Brinkmann urteilt: „Ich schätze Bossart sehr, nur jetzt ist seine Zeit vorbei; er fängt an zusehends an Geist abzunehmen und seine Kollegien sind Stuß." Seine Methodik sei wahrer Schund. Schleiermacher nennt seine Logik elend. Auch Schneider klagt über seine Kollegien. Man schlief vielfach in ihnen; als die Studenten darob von Bossart zur Rede gestellt wurden, meinte ein Kamerad Schleiermachers: cessante causa cessat effectus.

Am meisten Erfolg hatte und uneingeschränktes Lob als Dozent fand bei allen mathematischen Köpfen G. Cunow (1758—1824), Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften (N. 1824; v. Schw. I 361). Er stand in den besten Jahren, war im Unterschied zu den beiden eben Genannten nur in brüderischen Anstalten gebildet, ein hervorragender Mathematiker und eleganter Lateiner aus Ciceros Schule. Als Pädagogiumslehrer hatte er namentlich für das Latein gearbeitet, das trotz der Bevorzugung im Stundenplan schon damals dem Griechentum zu erliegen drohte. Der Gegensatz zwischen seiner körperlichen Kleinheit und der Größe seiner Energie ward von vielen Beobachtern empfunden. Mit der gleichen Tatkraft, mit der er den „Berg" in Monpläsir vollendete, suchte er seine Primaner zu kleinen Ciceros zu

modeln. Die Acta matutina entstammen seiner Lateinliebe, die er seinen Schülern, keinem mehr als Brinkmann, einzuflößen verstand, der in Riesky ein großer Verehrer Cunows war. Als Unitätsdirektor hat Cunow nachmals oft das Zunehmen des Gräcismus und den Verfall der Latinität im Pädagogium beklagt, wenn er die lateinischen Lebensläufe der Muli in die Hand bekam. — In Barby, wohin er 1782 kam, half ihm seine Latinität nichts, er lehrte Mathematik und Naturwissenschaft, nichts Theologisches. Brinkmann, trotz seiner Abneigung gegen die Mathematik, rühmt seine Vorlesungen; auch Exegese würde er weit zweckmäßiger und besser lesen als Baumeister. Als Redner war er damals schon geschätzt, in weiteren Kreisen jedoch erst bekannt seit seiner Anstellung als Barbyer Schloßprediger 1798, „nicht wie Baumeister vermöge der Naturgabe und Kunstausbildung, die den wahren Redner machen, sondern in der Weise, wie eben damals Reinhard als wissenschaftlicher Redner im deutschen Publikum auftrat, als Sprecher einer durchdachten Kirchenorthodoxie aus dem Prinzip des Supranaturalismus im Gegensatz gegen den herrschenden Rationalismus, mit Heraushaltung des mystischen oder Gefühlselements und in der Diktion kenntlich als Ciceros Schüler." (Denkwürdigk. § 371.) In jener späteren Zeit wandte Zembsch zum Ergötzen seiner Schüler auf den kleinen, durchgreifenden Mann den Vers an: „Das Pfäfflein so klein, will sein ein Päpstelein". Cunow war eine strenge, bureaukratische Natur. Durch starre Aufrechterhaltung der Formen glaubte er auch den entschwindenden Geist der alten Zeiten halten zu können. So machte er der 1789er Synode den Vorschlag, den Geist des Seminars zu bessern dadurch, daß man es in den Lebensformen auf die Stufe des Pädagogiums herunterdrücke: vermehrte Stubenaufsicht, Sonderung der einzelnen Kolonnen, damit die Älteren die Jüngeren nicht anstecken könnten, gemeinsames Spazierengehen, gemeinsamer Kirchenbesuch, Hausarreste, consilia abeundi ohne Rücksprache mit der Oberbehörde. Den damals abgelehnten Vorschlag verwirklichte er in gemäßigter Form 20 Jahre später als Unitätsdirektor durch Verschmelzung von Pädagogium und Seminar zu einem Institut. Der Albertinische Freundeskreis hat hernachmals, im praktischen Amt, im bewußten Gegensatz gestanden gegen diesen Napoleon der Unität, wie man ihn wegen seines Einflusses spottend nannte, und seinen starren Formalismus.

c) C. G. von Brinkmann als Seminarist. Herbst 1782—1785.

Auszug aus seinen Tagebüchern.

Brinkmann ist für uns Nebensache; wir ziehen ihn nur soweit heran, als wir das Verständnis Schleiermachers dadurch zu fördern hoffen. — Es gibt zwei Berichte von Brinkmann über seine Seminarzeit, den unmittelbaren in seinen Tagebüchern, den abgeklärten im

Zembschbrief 1803, 18 Jahre nach seinem Austritt aus dem Seminar geschrieben. Sein Tagebuch gibt von Schleiermachers Barbyer Leben, Freuden und Leiden ein anschaulicheres Bild — trotz starker Gegensätze in der Natur und den Wünschen beider — als die Quellen, die für Schleiermacher zur Verfügung stehn. Zugleich ist Brinkmann mit Schleiermachers späterem Leben so eng verknüpft, daß es sich lohnt, ihm auch hier näher zu treten.

Der kleine Schwede[1]), wie ihn Zembsch nannte, hatte — darin traf er es noch schlimmer als Schleiermacher — einen leidenschaftlich herrnhutischen Vater, starrsinnig, religiös bis zur Grausamkeit gegen den Sohn. Der alte Brinkmann sah das Heil des Sohnes nur in der Gemeine, trat seine väterlichen Rechte über den Sohn völlig an die Unitätsdirektion ab und drohte ihm schließlich mit völliger Verstoßung, wenn er die Gemeine verließe, sodaß die Direktion schließlich energisch die Rechte des Sohnes bei dem leiblichen Vater geltend machen mußte. Diese Stellungnahme des Vaters müssen wir im Auge behalten, um Brinkmanns sonst unverständliches, ja verächtliches Verhalten in Barby zu verstehen.

Brinkmann war geistig gut begabt, wenn auch den Koryphäen seiner Barbyer Zeit, Garve und Hartley, nach eigenem Zeugnis nicht gewachsen. Geistig ohne scharfe Individualität, sich von allem imponieren lassend, was seiner selbst bewußt, namentlich in schönem Gewand, ihm entgegentrat, besaß er einen unersättlichen Heißhunger, großen Lerneifer — häufig begann sein Tag um 3 oder 4 Uhr morgens — große Vielseitigkeit der geistigen Interessen. In Barby lebte er vor allem in der Antike und moderner schöner Literatur. Sein Geist war unruhig, flatterhaft, von großer Fixigkeit, sich obenhin an eine Sache mehr anzufühlen als hineinzudenken, mehr genäschig als tiefgründig; mehrfach spricht er von den 1000 Projekten, die ihn quälen; erst will er Jurist, dann Mediziner, dann Literat werden; schließlich ward er, nachdem er mit dem Gedanken einer schwedischen Hofpredigerstelle kokettiert hatte, Diplomat und Poet. Jedenfalls will er berühmt werden, gleichviel wie. Schon in Barby notiert er: „Ach, wer doch berühmt werden könnte."

Er hatte ein empfindsames Gemüt, das damals stark religiös

[1]) Geboren 1764 bei Stockholm. Sein Vater Jurist. In Stockholm damals eine Brüdergemeine, noch heut bestehend. Überhaupt der Einfluß der Brüder von 1730—1750 in der schwedischen Kirche sehr stark. Brinkmann 11jährig nach Niesky, vom Vater zum Gemeindienst bestimmt. Sein erster Stubenlehrer Chr. Fr. Cunow, der Bruder des Barbyer Dozenten, der später zweimal noch mit Brinkmann zusammentraf. In Niesky 7 Jahre, 1775—1782. Tagebücher von 1779—1782. Kamerad K. B. Garves, Hartleys, Schneiders. In die Gemeine aufgenommen Mai 1776, 1. Abendmahl März 1777. Viele Eintragungen von ihm in acta matutina. — Herbst 1782—1785 in Barby, Herbst 1785 bis Mitte 1786 in Niesky-Herrnhut, 1786—1787 in Schweden, Sommer 1787 wieder in Niesky, Herbst 1787 auf Universität Halle.

war. In seinem letzten Nieskyer Jahr hatte er die stärksten religiösen Gemütserregungen erlebt. Diese religiöse Gemütsstimmung blieb ihm im wesentlichen auch in Barby; sie trat zeitenweise zurück, brach aber immer wieder z. B. bei Abendmahlen, unter der Beeinflußung ihm sympatischer Persönlichkeiten stark hervor, nicht selten freilich zur Überraschung seines eignen Verstandes. Namentlich als er im vierten Semester Senior wurde, fühlte er, der eine Rolle spielen wollte um jeden Preis, sich berufen, auch in religiöser Beziehung den Füchsen ein Wegweiser zu sein. Sein religiös gewöhntes Herz war stärker als der Kopf. Er war, seiner selbst nicht sicher, gottlos mit den Gottlosen und fromm mit den Frommen, sodaß Schneider, der ernst ringende, bald entsetzt ist über ihn, bald tief erbaut über seine Hingegebenheit an den Herrn. Brinkmann war weniger Denker, als Dichter, wenn er auch viel von seinem Philosophieren in Barby redet. Die Philosophie war ihm damals, wie in der Korrespondenz nach Drossen, Zugemüse. Der Reichtum des Weltlebens, der ihm durch die schöne Literatur aufging, ließ ihm das Leben im Kloster als arm erscheinen; den Glauben der Mönche ehrte er und teilte ihn im Grunde. So hat er auch kaum ernstlich damals mit den Problemen des Christentums gerungen; kein ernstes theologisches Werk gelesen — wie übrigens auch Schleiermacher nicht — Baumeisters Dogmatik, die Albertini rühmt, war ihm „lauter ächt recht theologisches Gewäsch". Ihm genügte ein allgemeines, unbestimmtes religiöses Gefühl. Das ist sein Hauptunterschied zu Schleiermacher, dem Denker. Letzterer kam drum in Barby in erster Linie in einen reinen, ganz unpersönlichen Konflikt mit dem Dogma der Brüder, Brinkmann, der Lebenshungrige, weltbegehrende, ruhmbegierige, mit den praktischen Idealen der Brüder, ihrer Welt- und Lebensverneinung.

Brinkmann war sehr empfindlich, weil grenzenlos eitel. Er bekennt selbst in schöner Offenheit: „Ich bin die Eitelkeit selbst". Es war ihm selbst merkwürdig, daß er, bei einer Krankheit den Tod erwartend, noch den letzten Wunsch hegte, durch einen schönen Lebenslauf der ihn bestattenden Gemeine Eindruck zu machen. Wer ihm persönlich zu nahe trat, den haßte er nicht nur, sondern verkleinerte ihn, verdächtigte seinen Charakter; wer sein liebes Ich achtete, der war klug. edel, ein „lieber Mann", den „bekam er lieb". Seine Urteile über Personen sind drum subjektiv im höchsten Grade, und sein Lob wie Tadel ist mit großer Vorsicht aufzunehmen. Der Umschlag seiner Beurteilung Baumeisters von niedrigster Verdächtigung bis zur „Anbetung" der letzten Monate stimmt uns mit Recht kritisch gegen Brinkmanns Objektivität darin.

Ein kurzer Überblick über Brinkmanns Gang durchs Seminar. Theologe wollte er schon bei seinem Eintritt nicht werden, sondern Jurist. Köber, der große Finanzmann der Unität, war sein Ideal. Darum wollte er nicht Hebräisch treiben und stand der Theologie, anders

als Schleiermacher, von vornherein kühl gegenüber. Bald empfindet er das Seminar als „Kloſter“ — der Ausdruck ſehr häufig — ſehnt ſich nach freier Lektüre, der Welt, den Frauen, der Univerſität. Der Vater bannt ihn in Barby feſt. So lebt er gezwungen dort weiter, „in ewigem Krickel und Unwillen“ mit ſich ſelbſt, den Kameraden, den Lehrern, den Verhältniſſen. Er iſt fromm, betet viel, kämpft gegen ſeine Sinnlichkeit; dann rüttelt er wieder in ohnmächtiger Wut an ſeinen Ketten, höhnt fromme Kameraden wie Schneider, redet die Freunde auf gegen die kleinlichen Chikanen der Hausordnung. Schneider nennt ihn den Hauptſchwadroneur. Die Lehrer erfahren natürlich alles, verwarnen ihn ernſtlich. Er iſt wütend; doch, geſchmeidig und reſigniert, paßt er ſich den ſchwierigen Verhältniſſen an, um ſich wenigſtens ein ruhiges Leben zu ſichern. Er wird mit Bewußtſein und Abſicht zum Heuchler. Er braucht nicht ſelten das Wort von ſich. Und zwar in weit höherem Grade, als es die Verhältniſſe erforderten und entſchuldigten. Eitel wie er iſt, möchte er nämlich um jeden Preis eine Rolle ſpielen. Das kann in dieſem religiöſen Kreiſe nur der Religiöſe. So produziert er ſich religiös z. B. in den Geſellſchaften und verſtrickt ſich immer tiefer in Unwahrheit.

Aber immer wieder bricht ſeine wahre Natur durch und erregt Argwohn. Das iſt ihm peinlich, er will — nach einem damals häufig gebrauchten Ausdruck — legitimiert ſein und entfaltet deswegen eine eifrige diplomatiſche Tätigkeit: geht ſeinen Lehrern, bald dieſem, bald jenem, um den Bart, dichtet die Unitätsdirektoren an und ſchreibt ihnen, in deren Hand der Vater ſein Geſchick bedingungslos gelegt hat, nach ihrem Wegzug von Barby 1784 lange Briefe „legitimandi causa“, ſchreibt fromme Briefe nach Niesky an Kameraden und Lehrer. Alles vergeblich. Ein unbedachtes Wort zerreißt immer wieder das feine Geſpinnſt. Sein Unglück erreicht ſeinen Höhepunkt im ſechſten Semeſter am dies nefastus. Voll Ekel an ſeiner eigenen Heuchelei wirft er bei der Vernehmung die Maske ab; die Zeugniſſe der ſcharf verhörten Kameraden hätten ihn auch ohne das entlarvt. Seine Lehrer nageln ihn feſt als Aufwiegler der anderen gegen die Hausordnungen — ein geringes Vergehen bei der Art dieſer Hausordnungen — als Verſpotter der brüderiſch Frommen, als Heuchler. Sie trafen damit den Nagel auf den Kopf, nur ſahen ſie nicht, daß Brinkmann durch den Starrſinn des Vaters dazu förmlich gezwungen ward. Sie wollen ihn zum Vater entlaſſen, wie nachmals Okely und Schleiermacher. Der Vater jedoch verbietet dem Sohn die Rückkehr ins Elternhaus, den Übergang auf die Univerſität; er verſtößt ihn, entzieht ihm jede finanzielle Unterſtützung, falls er die Gemeine verlaſſe. — Da kriecht der Sohn — er iſt kein Held; nicht einmal einen brieflichen Anſturm auf den Vater wagt er — dem Vater den Tod wünſchend, gebrochen zu Kreuze, „ambiert um die Gunſt Baumeiſters“, weil dies der einzige Weg ſei, das Urteil über ſich bei

seinen Lehrern, der Direktion und dadurch dem Vater zu bessern. Baumeister meldet der Direktion nach gegenteiligen früheren Meldungen, daß Brinkmann seine Vergehungen bereue, „für den Heiland konserviert“ werden solle. Und wirklich wird diese Reue mehr und mehr echt. Der Zerschlagene kehrt reuig zu den Idealen der Brüder, deren Glauben er ja nie erkenntnismäßig verworfen hatte, zurück. Er ergibt sich mit einer gewissen Inbrunst dem Altvertrauten. Seine 1000 Projekte bleiben ihm noch in einem Winkel seines Herzens; aber zunächst lechzt er nach Ruhe, nach Frieden. In diesem Zustand sah ihn Schleiermacher flüchtig zum ersten Male bei seinem Eintritt ins Seminar September 1785.

Die Lektüre dieser Tagebücher ist peinvoll. Erst nach ihrer Lesung habe ich die tiefe Wahrheit der Worte empfunden, die Brinkmann 18 Jahre später als langjähriger Diplomat im Zembschbrief schrieb, „daß es ihm wenigstens in Niesky und Barby nicht weniger Aufwand von Klugheit des Benehmens, von kalkulierendem Scharfsinn, Geschmeidigkeit und Resignation gekostet, um allen dortigen Verhältnissen Genüge zu leisten oder um peinliche Kollisionen mit Lehrern und Schulfreunden auszuweichen“, als um späterhin im diplomatischen und literarischen Leben ohne Opferung seiner Eigenart mit den entgegengesetztesten Persönlichkeiten freundschaftlich zu verkehren. — Noch eins. Zwei Nachteile hat unser magerer Auszug: das Seminar in seiner Totalität und Brinkmann treten in einseitige Beleuchtung; denn ihre Schattenseiten treten einseitig stark hervor. Dadurch, daß wir gelegentlich ganze Monate überspringen, rücken die Reibereien mit den Kameraden, die Konflikte mit den Lehrern, die häufig durch lange Zeiträume getrennt sind, trügerisch nahe an einander. Der Leser mag sich das gegenwärtig halten. Für unseren Hauptzweck ist das kein Nachteil; denn weniger das, was Schleiermacher in Barby beglückte, als was ihn dort quälte und nach langem, bangem Dulden von dort forttrieb trotz der Scheu vor dem Schmerz des Vaters, der Liebe zu den Freunden, dem Gruseln vor der Welt soll dieser Auszug erkennen lassen.

Auch Brinkmann kommt darin zu kurz. Man liest wenig von seiner reichen geistigen Tätigkeit; sein Leben scheint danach in Streit, Kleinigkeiten, religiösen Empfindungen, Selbstbetrachtung sich abzuspielen. Ich bemerke darum, daß er viel gelesen hat. Er merkt die Titel öfters nur an, knüpft gelegentlich Betrachtungen dran; schreibt Briefe literarischen Inhalts namentlich an Nieskyer Kameraden. Er las z. B. von Römern Cicero, Catull, Tibull, Vergil, Lukrez, Claudian; von Griechen Homer, Xenophon; die Alten natürlich in ihrer Sprache. Sonst den ganzen Shakespeare, Vicar of Wakefield, Milton, Fielding, Goethe, Wieland, Lessing, Uz, Rousseaus Emil und Bekenntnisse, Spalding: Über die Gefühle im Christentum, Herder, Asmus, Gozzi, Julius von Tarent. Außerdem begegnen eine Menge jetzt ver-

schollener Autoren. — Demnächst ist seine Zeit ausgefüllt durch eifrige eigene Produktionen: viele Gelegenheits-, namentlich Geburtstagsgedichte, Liebeslieder, Elegieen, lateinische Gedichte an Nieskyer Lehrer und Kameraden, deutsche Gedichte an dortige Freunde. — Seine vier bis fünf täglichen, obligatorischen Vorlesungen erwähnt er selten einmal, wenn ihm etwas besonders gut oder besonders schlecht gefallen hatte.

1782.

Bald nach seiner Ankunft 8. November Spaziergang mit Schmidt. „Wir waren beide so eines Sinns, uns dem Heilande ganz zu überlassen und verbanden uns adveniente Hartley alle drei zu einer solchen auf den Heiland gegründeten Freundschaft, daß ich ein unaussprechliches Vergnügen empfand. Bei keiner Freundschaft empfindet man doch so wahre Freude." Häufige, lange Gebete an den Heiland auch im Jahre 1783. —

1783.

23. Januar. Angst, als er Goethes Werther gelesen, daß Moore es erfährt. Mit Bossart Händel, weil er Lukrez und Claudian illo inscio bestellt; beschwert sich bei Baumeister über Bossart. — 14. Febr. vor Aufrechterhaltungskonferenz gefordert. Man hatte Wielands Musarion von ihm beim Buchbinder gesehen, „welches eine greuliche Sünde war. Baumeister war sehr aufgebracht und behandelte mich sehr rübe; Johannes (der präsidierende Unitätsdirektor) war sehr niedlich, und ich bekam ihn recht lieb; Bossart sehr grob und ärgerlich. Alles dies zusammen machte freilich, daß ich nicht sehr Sünder wurde, sondern immer grad' herausfuhr. Baumeister wollte das Buch vom Buchbinder abholen, ich hingegen wollte es verbrennen. Auf wessen Seite das Recht war, ist leicht zu ersehen; wer aber Recht behielt, noch leichter. Er kam eben durch mein Geld zu einem hübschen Buch. Ich ging in aller Bosheit fort, und nun wurde Hartley zitiert, von dem ich das Buch gekauft. Er war eben so grob, und die hochheilige Konferenz mag mit beiden nicht sehr kontent gewesen sein." Mit Baumeister brach er daraufhin ganz. „Ich verbrannte Julius von Tarent, schenkte Schmidt den Macbeth und Gozzis sämtliche Werke und verkaufte ihm Götz von Berlichingen. Nun bin ich also ziemlich quitt, wenn eine Visitation vor sich geht. Ich kann nicht leugnen, daß mir Göttingen heut ganz besonders heiß aufstieg, und Cunow bat mich, nicht durch diese Affäre Grund zu einem Verdruß gegen unsre Verfassung zu legen." Am 16. entschuldigte sich Moore, daß er ihn wegen des Musarion gleich vor Konferenz geladen, statt privatim mit ihm zu sprechen.

23. Februar. Er will, da er nicht Theologe werden will, Hebräisch aufgeben. Baumeister gestattet es nicht. „Wenn sie es für gut befinden, müsse ich gehorchen. Ich weiß doch, was es heißt, dem Heiland

und auch der Verfassung der Brüder zu gehorchen, aber wenn einzelne Privatpersonen aus bloßem Eigensinn dies oder jenes ohne Grund verlangen, werde ich doch zeigen, daß ich auch Kopf habe.“ — Eifrige umfangreiche Korrespondenz mit Nieskyer Lehrern (Hilmer und namentlich Horne, Schleiermachers Stubenlehrer) und Nieskyer Schülern, namentlich Schulzer; letzterem schreibt er auch zu seiner Übung Briefe literarischen Inhalts, sie tauschen nicht selten lateinische Verse aus. — 7. März. Zu Baumeister wegen Aufgabe des Hebräischen. Zwei Stunden lang sagte Baumeister ihm ins Gesicht Sottise auf Sottise: Jura studieren, was Brinkmann erhoffte, sei das Gegenteil von Gemeindienst; Universitätsstudium führe ihn ins Verderben, er werde ohne baldige Änderung zu nichts brauchbar werden; sei Flattergeist, unfähig ein Buch durchzulesen; wenn er sich auf eine Sache würfe, und wenn es Pferdemistuntersuchen wäre, wolle er, Baumeister, froh sein; er komme täglich mehr von seinem Herzen ab (= werde unfromm), seine meisten Sentiments seien nur angenommen. — 8. März: „Im Bette bat ich den Heiland, mir doch einen recht seligen Gang zu schenken und sonderlich die neuerlichen Geschichten ja keine Bitterkeit bei mir gegen Baumeister verursachen zu lassen.“ — Tagebuch mehrere Tage lateinisch geführt, dann wieder in deutschen Versen. — 15. und 17. von Spangenberg gelegentlich der Seminarvisitation gesprochen. Brinkmann erklärt, um seine Hingabe an den Tag zu legen, er wolle nur mit Loserlaubnis von Barby auf eine Universität gehen. Spangenberg: Er dürfe auch ohne das gehen. „Von diesem Sprechen kann ich in Wahrheit sagen, daß es mir zum Segen gewesen ist.“ — 19. Von Wollust geplagt. Rührendes Gebet an den Heiland. „Wie abscheulich ich mir vorkam, kann ich nicht beschreiben, da ich beständig gegen alle Ausschweifungen der Art den größten Abscheu habe. Ich schämte mich beständig wegen jeden tugendhaften Freundes usw.“ Abends auf Elbdamm „redte sehr einfältig mit dem Heiland aus, der mich auch durch seine Nähe tröstete.“ — 12. April zu Baumeister, „der heut unbeschreiblich niedlich war, weil ich ihm ziemlich stark schmeichelte.“ — 26./28. in Dessau, wo er im Philanthropin hospitiert und von Basedow erstaunlich freundschaftlich aufgenommen und mit Wein traktiert wird, und in Wörlitz.

4. Mai Vorschlag an Vater, ihn Medizin studieren zu lassen. — Setzt seine Lage im Tagebuch auseinander (Status rerum), damit man ihn nicht für närrisch halte. Von den Vorgesetzten könne er keinen leiden. In Niesky habe er einmal zu viel gebeichtet und sich, „von den Pflegern par force gejagt,“ als Teufel abgeschildert. Darüber habe er Vertrauen zu Pflegern verloren, auch die Freundschaft mit Cunow aufgehoben. Er habe in Niesky seine bösen Gedanken immer vergrößert, weil das läppische Zeug ihm sonst zum Beichten zu läppisch vorkam. Cunow halte er indes für ganz redlich. Bei Baumeister schmeichle er beständig, bei andern rede er dann wieder unvorsichtig über ihn. Er glaube mehr von Baumeister gehaßt zu sein als ihn

haſſen. Seine Stimmung wechſele beſtändig; er ſei ſehr melancholiſch, nn wieder unter den Fröhlichen der Ausgelaſſenſte. — 15. Brinkmann wird von Moore geſprochen. „Er iſt doch wirklich ein allerbſter Mann. Ich war eigentlich garnicht recht mit ihm zufrieden, il ich ohne Not von ihm beleidigt zu ſein glaubte; aber jetzt war doch nicht imſtande, ihm irgend was zu ſagen. Ich geſtand ſehr i meine melancholiſche Lage. Er glaubte, ich ſei mit der Gemeine r mit den Brüdern unzufrieden, allein ich verſicherte ihm, mit keinem mir ſelbſt.“ — 17. „Im Abendmahl fühlte ich die Nähe meines ilandes viel deutlicher, als ich armer Staub verdient und erwartet, d mein Herz wurde ſehr warm vor Liebe zu ihm.“ — Kommt von em Ritt erſt um $^1/_2$12 zurück, darum am 21. zu Moore gerufen: das ſei noch nie im Seminar vorgekommen. Ich wurde bös und te: Ja freilich ſei das gegen die Ordnung, und hier müßte ich mir n jede Strafe gefallen laſſen.“ Moore meint, Brinkmann mache wenig aus den Hausordnungen. Darauf Brinkmann: Es gäbe rleumder und Klatſcher, die ihn wegen jeder Kleinigkeit anzeigten. eilich würde an ihm immer mehr auszuſetzen ſein als an andern, il er nicht immer zum Pfleger hinlaufe und weine und ſchreie, dern ganz dürr ſage: Ich werds nicht wieder tun. — Brinkmann ennt, in der tollkühnen Hitze entſetzliche Sarkasmen geſagt zu haben.

Juni. Bei Baumeiſter: „ſogar ziemlich viel von Herzensſachen edt. Er iſt ganz unbeſchreiblich niedlich und ſoll's gewiß jetzt auch mer bleiben; denn ich kenn' ihn nun einmal und werde mich darnach führen.“ — Der bekannte Schriftſteller K. Phil. Moritz aus Berlin (der früher ſelbſt einmal bei den Brüdern in Barby Unterſchlupf unden und mit ihrer Unterſtützung in Wittenberg Theologie ſtudiert te). Das ſoll zu literariſcher Korreſpondenz mit Gedike-Berlin ſtoß geben. — 14. S. (= Schmidt? D. V.) wird durch das Los nfirmand. „O wie dank' ich Dir dafür, lieber Heiland. Unendlich Deine Gnade und Huld. Meine ganze Seele freute ſich darüber.“ . In Elbe gebadet. — 19. Mit Dichter Gleim im Naturalienbinett. — Wieder in Deſſau.

4. Juli. Neigung Dichter zu werden, etwas herauszugeben. Niederſchlagen, daß Gedike in Berlin ſeine eingeſandte Elegie nicht gedruckt. . ſchenkte ihm Asmus auf ſeinen Brief hin ſeine Werke nebſt einer ng kleinen Antwort, worüber er ärgerlich. — 24. Baumeiſter im lleg über Onanie, empfahl Tiſſot, den Brinkmann nochmals lieſt, ı ſich dies Laſter möglichſt verabſcheuungswürdig zu machen. — . Aufſatz von Schneider über „Gemeinſinn“ (= Brüdergemeinſinn) rgeleſen, „der mir ſehr viele Gedanken über eben dieſe Materie zu ege brachte“. Schreibt diesbezüglichen Aufſatz, lieſt ihn am 31. vor. ird ſehr kritiſiert. „Schneider war ſehr albern orthodox und meinte, habe gar die Erbſünde geleugnet, die ich ihm doch gern in reichſtem aße laſſen will.“ — 5. Auguſt kritiſiert Cunow nochmals ſeinerſeits

Brinkmanns Aufsatz öffentlich; sehr erregte Diskussion. 8. führt er Basedow, Wolke, Dutoit durch Kabinett. — 11. August zu Cunow zitiert, der ihn zur Rede stellte, erstens daß er auf dem Kirchensaal nicht anständig säße, zweitens bei Tisch mit Schmidt zu viel Lärm mache, drittens mit dem entlassenen Studenten Reichel (Autor der JW.; d. V.) korrespondiere, viertens an Chodowiecki, fünftens an Asmus um seine Werke geschrieben habe. Zu eins und zwei bemerkt Brinkmann nur: „Welche Schwäche." Drei und vier konnte er leugnen, fand darin aber nichts Unerlaubtes, fünf gestand er zu. War entsetzlich aufgebracht. — Zwischen alle dem immer wieder sehr warme fromme Ergießungen. 28. Am Abend vor Brüderfest Pedilavium (Fußwaschen). „Ich saß neben Schmidt, und da wir vorher schon ziemlich leichtsinnig waren, lachte ich im Pedilavio verschiedene Mal; denn es ging überhaupt konfuser zu als je." Zu Cunow zitiert: Er habe durch sein Lachen im Gottesdienst Anstoß gegeben, könne am morgigen Brüderfest nicht ins Abendmahl gehen. Nun kamen Klatschereien über Brinkmann heraus ohne Ziel und Zahl. Brinkmann geht aber doch zum Abendmahl, nachdem er am nächsten Tag Cunow um Entschuldigung gebeten. — Häufige Spaziergänge mit Baumeister. —

September. Viele Besuche aus Dessau. — 7. In Synagoge zur Beschneidung. — Einem Brüdergeistlichen aus Schweden, der ihm bei seiner Anwesenheit Vorstellungen über seinen Leichtsinn gemacht, schreibt er nach dessen Abreise „sehr sünderhaft", da ihm dessen Äußerungen sonst schaden könnten. — 9. Oktober. Besucht Familie Laux, sitzt mit der Frau mit etwas bösem Gewissen zusammen auf Kanapee (weil Stadtbesuche verboten; d. V.). Geht zur Sicherheit gleich von dort aus zu Baumeister schöntun. (Das häufig bei ihm: Er übertritt Hausordnungen, bekommt Angst wegen Entdeckung, geht gleich zu einem Lehrer, um im Fall der Untersuchung einen persönlich wohlwollenden Richter zu haben.)

1784.

Ermahnt sich in langer Vorrede zur Aufrichtigkeit, weiht den Jahrgang seines Tagebuchs Rousseau, nach dessen Bekenntnissen er schmachtet. 3. Januar. Hatte am Abend den Heiland um Befreiung von seinen Schulden gebeten; am nächsten Morgen schüttelt er selbst den Kopf über dies Gebet. — 12. Langes Gespräch mit dem Pädagogen Salzmann,; schwierig für Brinkmann; Brinkmann ist zu stolz, um unaufgeklärt zu scheinen, zu klug, um ungemeinmäßig zu reden. 14. Er erhält Rousseaus Bekenntnisse; ängstlich, weil er sie Schneider gezeigt, der albern bigott sei, ordentlich à la Pastor Göze. — Viele seitenlange Abhandlungen über seinen Charakter. — 7. Februar. „Wäre Baumeister bei seinen wirklich ausgebreiteten Kenntnissen, bei seinem Verstand, bei seiner Aufklärung noch so ein redlicher, aufrichtiger Mann

wie Zembsch, welche Bekanntschaft könnte mir lieber und nützlicher sein?“ — Streit mit Schneider über die Genesis. Brinkmann: das sei gleichgiltig, Schneider: hierauf (auf Sündenfallgeschichte) käme alles an. „Hierauf legte er mit schwärmerischer Wut, funkelnden Augen und lauter Stimme sein Glaubensbekenntnis ab. Ich hatte alle Mühe, mein Lachen zurückzuhalten. Hatte aber doch im Grunde vor seiner Überzeugung Respekt.“

14. Februar. Romane wichtig für ihn, da er nur so die Welt kennen lerne. „Ich kann garnicht beschreiben, wie heiß bei mir oft die Sehnsucht nach einem unschuldigen Umgang mit dem schönen Geschlecht ist. Nach einem unschuldigen Umgang? Ja, so denk ich, so sind wenigstens meine Wünsche und meine Vorsätze. — 27. Sein Geburtstag: „Soll ich nun in der Gemeine bleiben oder nicht? Was werde ich da für ein Amt bekleiden können? Prediger durchaus nicht; und wieviel juristische Ämter gibts wohl. Ja könnte ich einst ein Köber werden, da wollte ich froh sein, aber? —“ Brinkmann hat im Auftrag eines Kameraden ein Lied an Lottchen gedichtet, das sie dann in der Komposition von Gebhard sangen. „Ich wurde grausam unruhig und vor den Folgen bange, wenn es höheren Orts anhängig gemacht würde; ich glaube selbst, man würde mich aus der Gemeine weisen.“ — 26. Nach einem Streit mit Stubengenossen: „Gott weiß, ihr dummes Gekreisch wegen meiner Ungemeinmäßigkeit ist oft lauter Neid und sie ärgern sich darüber, daß ich doch bei den meisten Lehrern und andern Leuten beliebter bin . . Ach, lieber Gott, wie lange werde ich noch unter der Last des gemeinschaftlichen Beisammenwohnens seufzen müssen. Auf der ganzen Welt ist mir nichts unangenehmer, als von acht Personen täglich umgeben zu sein, mit deren Charakteren ich durchaus nicht harmonieren kann.“

März. Nach Lektüre von Herder. „Sie (die Religion) ist mir jetzt tausendmal schätzbarer als selbst, da ich der ärgste Schwärmer war. Damals glaubte ich sie freilich unumgänglich nötig, aber sie war eine grausame Tyrannin, Feßlerin aller meiner noch so erlaubten Vergnügungen und foderte in dem traurigsten Gewand, drohend, mein Opfer. Jetzt wie anders. Religion der Gottheit, du heilige Menschenfreundin, bester Segen des Himmels ꝛc.“ — 24. Letzte „Gesellschaften“. „Ich erklärte mich sehr orthodox.“ — 4. April. In Predigt; geschehe jetzt selten. „Wär' ich doch nicht in der Gemeine.“ — 28. April. Den Nieskyer Füchsen bis Zerbst entgegengeritten. Unter ihnen Schulzer, Beyer, Sprecher von Bernegg, Ren. Früauff. Die zwei ersten ihm nah befreundet. Entschluß, mehr in die Kirche zu gehen, den Neuen zum Exempel und zur Besserung seines Kredits. Gebet an den Heiland, daß er den Füchsen nützlich werde. — Mai. Hört von seinem schlechten Ruf in Niesky. „Durch meine eigne Unvorsichtigkeit bin ich einmal in den Ruf gekommen, daß ich nicht alles glaube und daß ich philosophiere, eine Beschuldigung, die einem in der Gemeine mehr

Schaden tut als Huren und Stehlen.“ — 7. Juni. Mit Fuchs Beyer, Schleiermachers nachmaligem Freund, Privatstudium der Logik und Metaphysik begonnen. „Beyer ist ein äußerst fähiger Kopf und wird gewiß viel lernen.“ — 8. Nach langer Unterredung mit Beyer, dem philosophische Spekulation schon in Niesky Skrupel gemacht: „Sonst muß ich sagen, Beyer ist jetzt schon viel weiter von der Gemeineinfalt ab als ich nach jährigem Philosophieren beinah'.“ — Keine besondere Lust mehr zur Universität. — 28. Juni. Rousseaus Geburtstag gefeiert. — Den Studenten, die während des Gottesdienstbesuchs das Seminar zu bewachen haben, aufgegeben, alle Studentengesellschaften, die sie während der Zeit auf den Stuben anträfen, anzuzeigen. (Baumeister erzählt auf Rvk., daß er öfters in dieser Zeit selbst revidiert und gefunden habe, daß „untreue Leute“ grade während dieser Zeit schädliche Bücher gelesen und gar andern vorgelesen.) — 2. Juli. Feier von Klopstocks Geburtstag. — 10. Juli. „Abendmahl war mir gesegnet. Ich genoß es mich weichem und gefühligem Herzen.“ — 15. Juli. Er und Schulzer machen Gedichte zu Spangenbergs Geburtstag; er trägt seins bei Gratulation vor. — Will Brüder der wegziehenden UÄC. besuchen, um gut angeschrieben zu sein. — Wie weit er mit seiner Keuschheit in Worten und Gedanken zufrieden. — 13. August. „Im Abendmahle war ich ganz zerflossen in Gefühl, aber mehr ängstlich als freudig.“

In folgenden Monaten größere Annäherung an Baumeister. Schwärmerei für Klementine. — 26. August. Geburtstagsgedicht an Unitätsdirektor von Bruining „legitimandi causa“. — Oktober. Programm, als er hört, daß man in Niesky über ihn lästert, sich allen Menschen zu unterwerfen, schön zu tun, Sprache der Brüder zu reden, will legitimiert sein. — 2. November. „Die Dogmatik (von Baumeister) ist jetzt eigentlich ein Greul. Lauter recht ächt theologisches Gewäsch. Baumeister ist unausstehlich weitläufig. Bossart liest seine Staatengeschichte sehr langweilig und die Kirchengeschichte nicht viel besser.“ — 7. Nov. Erste religiöse Gesellschaften. In seiner Moore und 7 Studenten. Nur Moore und Brinkmann sprechen, die andern schweigen. — 25. Nov. Ansprache von Baumeister an Studenten: 1. Keine Familienbesuche, nicht in Stadt gehen; 2. Stadtkirche nicht besuchen; 3. nicht in der Apotheke Wein trinken; 4. Widerratung der Herz und Kopf verderbenden Lektüre. „Baumeister übertraf sich selbst im Vortrag in schmeichelhafter Redekunst, und auch die Dinge, die sonst noch so unangenehm waren, schlürfte man in dem Honig der süßen Worte so leicht herunter, daß man es nicht merkte.“ — 7. Dezbr. Bekannt gemacht: jeder solle abends auf seiner Stube essen, nicht nach Wahl auf andern Studentenstuben. Beschluß der Studenten zu opponieren, dabei Moore zu schonen, da er darin nur Werkzeug von Cunow sei. Stähelin verhandelt drei Stunden mit Cunow, Brinkmann mit Baumeister, der Appellation der Studenten annehmen will. Zum

roteſt eſſen mehr als je auf Nr. 17 (Stube von Brinkmann), der ıbei ſeine Rechtfertigungsſchrift an Baumeiſter vorträgt. Am nächſten ag alle vor Baumeiſter geladen; Reſultat langer, heftiger Verhand=ngen: ſollen „nicht immer" auf Nr. 17 eſſen. Mit dieſer behnbaren eſtimmung Studenten einverſtanden. — 22. Dezbr. Vater ſchreibt, werde ihm Univerſität nur erlauben, wenn Spangenberg und Briandt ıs Unitätsdirektion es ihm rieten. „Kurz alles natürliche Recht, das ich s Vater über Dich haben könnte, habe ich ganz der Gemeine über=agen."

1785.

Motto: Was hülf' es mir, die Welt zu hintergehn, wenn ich röten muß, in mich hinein zu ſehn. (Wieland.) 4. Januar. Ge=ırtstagsgedicht an Cunow, will verſuchen, ihn wieder unter Studenten liebt zu machen. — Tugend, das Wort ſei bei den Brüdern ordent=h in Bann getan. — 6. Januar. Bekommt neuen Stubenaufſeher; ıtte gefürchtet, ſelbſt den Antrag zu dieſer Stellung zu bekommen. r hätte Antrag nicht ausſchlagen wollen, würde aber Vertrauen ſeiner ɛeunde dadurch verloren haben. — Eis= und Klementinenſchwärmerei. - Immer innigere Verbindung mit Baumeiſter durch häufige ver=auliche Ausſprachen. — 29. Januar. Gedichte Stolbergs erregen ine Sehnſucht nach Göttingen. Will, da ſein Vater die Entſcheidung ɔer ſein Univerſitätsſtudium ganz in die Hand der Unitätsdirektion legt hat, letztere bitten, darüber eine Losentſcheidung herbeizuführen; cht weil er an das Los glaubte, ſondern weil dies die einzige Mög=hkeit ſei, bei einem bejahenden Los, was denn doch eintreten konnte, ɔn Barby wegzukommen. — 9. Februar. Poetiſche Epiſtel an Freydt Niesky, auch mit, um ſich zu legitimieren, da der Empfänger ſie eiter zeigen werde. — 12. Lieſt Tagebuch von Quandt in Niesky, Schleier=achers Kameraden; ſehr hübſch, bisweilen auch launig. — 13. Febr. ichtet lateiniſche Ode an Quandt. Weiß ſelbſt nicht recht, warum für den Menſchen ſchwärmt. (Dieſer Austauſch der Tagebücher cht ſelten; ſo erhielt er das von Hartley; gab kurz darauf ſein ınzes diesjähriges an Beyer.) — 20. Februar. Acht Quartſeiten an ɔn Bruining, Unitätsdirektor, über ſeine Zukunft: „Ich will mich ınz ohne Ausnahme dem Dienſt der Gemeinde weihen." — 25. Febr. u ſeinem Geburtstagsliebesmahl (1. Frühſtück) ladet er 12 Kameraden. - 19. März. Nach Wunſch der theologiſchen Lehrer in Niesky werde embſch künftig alle Briefe an die Pädagogiſten durchſehen. — 7. März. Betrachtung über den Ton im Seminar: äußerlich feiner, ſitteter. Man hält ſich ſo, daß die Pfleger nichts ſagen können, im runde tut man, was man will. — Er und andere öfters zur Predigt : die Stadtkirche. Über Inhalt der dort gehörten Predigten lebhafte useinanderſetzungen mit Kameraden und Cunow. — Lobt und liebt ır Abwechslung wieder Schneider als „edle Seele" von ganzem ɛerzen. — April. Häufige Unterſuchungen über ſich, Kameraden,

Mädchenliebe, Wolluſt; warum eine verheiratete Frau leicht den Hausfreund dem Gatten vorzieht. — Schwärmt für Silvia. — Poetiſche Epiſtel an Hilmer-Niesky. Er beſucht den Hallenſer Niemeyer in Magdeburg, Abt Reſewitz in Kloſterbergen.

5. Mai. Geſpräche mit Moore ihm immer peinlicher, weil er ſelbſt empfindet, daß er heuchelt. — Hat Furcht, daß ſeine Liebeleien bekannt werden. Geht darum fleißig zu ſeinen drei Pflegern, um zu merken, ob Gewitter naht, und dann „alle Mittel zu gebrauchen, ein Einſchlagen des Blitzes zu hindern.“ — 26. Das „Stechen Moores“, ein verdrießlicher häßlicher Blick, verkündet das Nahen eines Unwetters. — 27. Alle Stubenaufſeher werden geſprochen, kommen mit tollen Mienen zurück. Toller Lärm im ganzen Haus ſchon im voraus, wie er ihn noch nie gehört. Abends kommt Wried und kündigt ſämtlichen Hauseinwohnern auf morgen Hausarreſt an. 28. „Ein berühmter dies nefastus, den wir und unſre Kindeskinder noch dereinſt als Faſt- und Bußtag begehen ſollten. So eine Teufelswirtſchaft, wie heut war, hab' ich in Barby doch noch nicht erlebt. Gleich morgens ging ein hochnotpeinliches Halsgericht an. Baumeiſter und Moore auf dem Kanapee, vor ihnen ein Stühlchen, auf dem ein armer Sünder nach dem andern erſcheinen mußte, vom oberſten bis zum geringſten. Jeder wurde horribel inquiſitoriſch ausgefragt; ob er badete, ob er den Hauptmann, den Leutnant, den Oberſten, den Magiſter Bercht und wen er ſonſt in der Stadt kenne. Dann noch allen Dreck von Chorfragen, kurz was Infames. Unterdeſſen verſammelten wir andern, die uns ſchuldig wußten, uns auf dem Gang vor der Gerichtsſtube zu zehnen oder zwölfen und fluchten und geiferten den ganzen Vormittag, da gleich jeder, wie er herauskam, den andern Rapport abſtattete. Nie hab' ich eine ſo unbändige Wut der Gemüter geſehen.“ Brinkmann bei ſeiner Vernehmuug offen, wollte nicht länger „heucheln“ Ihm vorgeworfen, daß er die andern verführe. 29. Der Studen Schulzer gibt drei Epigramme über die angeblichen Frevel der Studenten heraus. Das erſte lautete „Aufmunterung zur Stadtkirche“ (Ihr Beſuch war verboten.)

Laß dennoch, Freund, uns in die Kirche gehn,
In Gottes Tempel iſt's doch ſchön;
Hier macht des Prieſters frommer Mund
Uns Gottes hohe Lehren kund;
Hier zeigt uns mancher Seitenblick
Des Schöpfers ſchönſtes Meiſterſtück.
Und hat der Lehrer den Beweis
Der Gottheit nicht wohl ausgeführet,
So tuts das Blümchen, rot und weiß,
Das Klementinens Buſen zieret.

Das zweite Epigramm behandelt Baden und Bekanntſchaften machen, das dritte, betitelt „Gott und ſie“, führt aus, Gott wolle

ß seine Apostel von Ort zu Ort gehen, ihre Lehrer dagegen, daß nirgends hingehen[1]). Am 30. Der Beschluß verkündet: Kein Baden; ne verbotenen Bücher lesen; alle Stadtbekanntschaften, Pfarrer nicht sgenommen, verboten; garnicht in die Stadt gehen. „Es wäre so gangen, daß wir nicht vor dem Heiland, nicht vor der Unität, nicht r der ehrbaren Welt bestehen könnten." Brinkmann schimpft sehr l, was die Lehrer wieder hören. Schulzer will fort, macht es nach r „Stunde" gleich mit Cunow fertig. „Du lieber Gott, wie gern äche ich los, wenn ich halbwegs könnte. Aber auch ökonomische nstände nötigen mich nachzugeben. Ich bin dem Moore allein schon r viel schuldig."

Nachdem dies allgemeine Unwetter vorüber war, brach auf Grund : dabei gemachten Ermittelungen ein besonderes Unwetter über Brinkmann los. Er ist so verängstet durch das, was die Lehrer alles über ı wissen, daß er Bedenken trägt, seine Gedanken auch nur dem gebuch anzuvertrauen. 1. Juni. „Mit Zittern ergreife ich jetzt Feder selbst, um etwas in diesem geheimen Archiv meiner Privatchichte zu schreiben. Die Teufeleien und Klatschereien sind so toll, ß ich mir kaum anders vorstellen kann, als daß man über die mmoden (also auch die Tagebücher; d. V.) geht." Brinkmann gibt aumeister, als er zur Exegese kommt, einige Maiblumen. Dabei tellt ihn Baumeister zu sich: Er habe es satt, von ihm Vererungen zu hören. „Du bist Aufwiegler aller andern und Verrer. Aus deiner ganzen Aufführung verrät sich der boshafteste, derträchtigste und schwärzeste Charakter. Vis-à-vis von uns bist ı der verfluchteste Heuchler, der etwas affektiert, das er durchaus ht glaubt, und gegen Deine Kommilitonen raillierst Du über eben se Dinge auf die infamste Weise." Er habe außerdem Amour ge-

[1]) Diese Generalinquisition war wirklich nur veranlaßt durch die von inkmann genannten Verstöße gegen die Hausordnung. Das zeigt Schneiders gebuch und der Beschluß der Lehrer vom 30. Mai, der die Hausordnungen ı einschärft. Damit war die Sache nicht für alle abgetan, sondern vier, bei ien man gelegentlich der Vernehmung tiefere Mängel aufgedeckt hatte, wurden a in Einzelbehandlung genommen. Mehrfach berichtet Baumeister über sie die Direktion. Über Brinkmann das, was er ihm am 1. Juni beim Sprechen sönlich sagte; über Schulzer, dessen drei Epigramme Baumeister auf eine für inkmann unfaßliche Weise baldigst erfahren hatte: er mache Gedichte unreinen halts. Kein Wunder, daß Schulzer durch diese Beurteilung des oben abgeckten Gedichtes über die Kluft zwischen sich und den Brüdern aufgeklärt, seinen gang nach Wittenberg durchsetzte. — Übrigens blieb dieser Tag unter dem ı Brinkmann geprägten Titel jahrelang sprichwörtlich. Er muß also aus dem hmen des Üblichen stark herausgefallen sein. Beyer nach zwei Jahren aus na an Schleiermacher 27. Februar 1787 im Anschluß an die gedruckte Stelle: och nein, es war gewiß Glück für mich (in Barby gewesen zu sein; d. V.) d ich darf nicht undankbar sein gegen das viele Gute, was ich daselbst gessen habe, obgleich Druck auf die empfindlichste Seite und solche Dinge, wie üland das „hochnotpeinliche Halsgericht" seligen Andenkens usw. usw. mir le Tage verbitterte.

macht, müsse fort, sie würden es seinem Vater und der Direktion melden; die Meldung an den Vater — das sagt Baumeister — würde seinen Ruin nach sich ziehen, da der Vater ein „sonderbar hitziger Mann“ sei. Das letzte war der schlimmste Pfeil. Brinkmann weiß sich keinen andern Rat, er legt sich aufs Bitten. (Bei seiner Nachprüfung findet er zunächst keinen der drei Vorwürfe berechtigt; Baumeister überzeugt ihn schließlich davon. Am 28. Juni hat die UÄC. einen reuevollen Brief von ihm. Zunächst aber ist er von seiner Unschuld überzeugt, findet, daß Baumeister, nicht er, ihre gegenseitige Freundschaft „verraten“ habe. Aber er muß um jeden Preis verhindern, daß sein Vater etwas erfährt, der ihm geschrieben habe: Gedeihst Du nicht für die Gemeine, so ist und bleibt es mir ganz gleichgiltig, ob Dirs in der Welt gut oder bös ergeht.“ Darum beginnt er nun, innerlich knirschend, seine Canossagänge zu seinen drei Pflegern.) Sein Freund Beyer sagt ihm, er werde, durch die letzten Ereignisse geärgert, seinen Vater um Wegnahme von Barby bitten. — Am Abend des 1. Juni Brinkmann zu Cunow, der ihm sagt: Alle andern Vorwürfe seien Nebensache; Hauptsache, er sei Verführer der andern; wenn einer ein guter Bruder war, habe er ihn verspottet. — 2. Zu Moore, der kalt und gleichgültig, während sonst herzlich und teilnahmsvoll. Das müsse an Baumeister liegen. Entschluß, „um Baumeisters Gunst zu ambieren“, sonst sei er ruiniert. Geht zu ihm. Der erklärt: Entweder Du mußt Dich ergeben oder Du mußt fort. Kommen im Gespräch gut zusammen aus. Es bleibe also als Hauptgegner nur noch Moore. 4. Zu Moore. „Seine Reden sind mit fürchterlichster Intoleranz gewürzt, und da muß ich schweigen, oder ich mache das Übel noch ärger.“ — 8. Fatalität mit dem Abendmahl. Cunow würde wohl seinen Ausschluß beantragen. Er fühle keinen Grund fern zu bleiben, da er sein Gewissen in letzter Zeit nicht mehr befleckt als gewöhnlich. Er wolle in Abendmahl gehen, um nicht in falsches Licht zu kommen. Lieber möchte er sich selbst ausschließen als ausgeschlossen werden, da in letzterem Fall eine Losentscheidung seine Wiederzulassung zum Abendmahl gestatten müsse. — 10. „Sprechen“ bei Cunow. Das Schlimmste an Brinkmann sei, er habe erfahrne Gnade und Wirkungen des Heils dem Gelächter preisgegeben. Dadurch seien andre irre geworden. Brinkmann erklärt sich freiwillig für Wegbleiben vom Abendmahl. — 11. blieb er vom Abendmahl weg. „Seit 1777, da ich dazu kam, bin ich noch nie weggeblieben.“

15. Juni. Liebe zu Baumeister glüht auf, da er sieht, wie sehr er im Kolleg immer noch gedrückt ist. „Hat je ein Erzieher auf mich Einfluß gehabt, mich wirklich gebildet, oft, oft getröstet und zurechtgewiesen, durch Liebe, Güte und Nachsicht geleitet, so ist es Baumeister. Meine ganze Denkart hätte vielleicht ohne ihn nicht eine so freie Wendung genommen. Ihm konnte ich meine Gedanken ungeschleiert darlegen, und so konnte er sie berichtigen. Edler, lieber Bau-

meister, ewig will ich Sie lieben und hochschätzen, ewig Ihnen die Wohltaten verdanken, die ich von keinem andern Lehrer genossen habe." Stähelin ihm anstößig, hat sich auf die Seite der Frommen geschlagen und meidet ihn. Dabei gesteht er selbst am 16., daß er seine kompromittierten Freunde Schmidt und Schulzer vermeidet, so verängstet sei er. Baumeister sieht sich seinen Maiblumenstrauß an: „Ach, wenn doch deine Seele so weiß wäre, wie die Blumen." Er: „Ja, das wünsche ich selbst." Baumeister: „Wünschest Du es wirklich?" Ist mehr dafür, daß Brinkmann die Gemeine verläßt. — 23. Schulzer kommt weg. — 27. · „Ich bin jetzt fromm wie ein krankes Schaf; versäumte von ungefähr die Singstunde mit Beyer und beichtete es gleich dem Cunow." — 29. Er bittet Baumeister, ihn nicht von der Gemeine zu jagen; aber, o Schreck, der teilt ihm mit, daß er, nachdem die Unitätsdirektion das Los darüber geworfen habe, an Brinkmanns Vater geschrieben und ihm die fernere Disposition über den Sohn gelassen habe. „Ich zitterte wie Espenlaub. Mein ganzes Nervengebäude geriet in die fürchterlichste Zerrüttung." — 30. „Nun wünsche ich beinahe, daß mein Vater gestorben sein möchte." — 3. Juli. Beyers Vater lehnt Abgang seines Sohnes ab. Brinkmann schreibt demütig an den Unitätsdirektor Reichel. — 4. „Herrliche Unterredung mit Baumeister, zu dem meine Neigung bis zum Anbeten gestiegen ist und den ich jetzt allen mit der Salbung eines Heidenapostels predige." — 11. Baumeister zu Brinkmann, der ihn in seiner Not oft aufsucht: „Ich habe jetzt gar keine Leidenschaft als die Liebe zu Dir." 26. Zweitägiger Ritt nach Dessau-Wörlitz. Er überlegt ernstlich, ob er sich nicht dem Fürsten von Anhalt nähern, sich ihm als gefesselter Jüngling darstellen und durch ihn befreien lassen könne. — 30. Furchtbarer Brief vom Vater, deutsch, damit ihn Baumeister auch lesen könne. Ich gebe ihn als charakteristisches Gegenstück zu dem analogen Brief von Schleiermachers Vater. „Mein armer Sohn! Lange hab' ich durch Bruder Stein was davon gehört, daß die Freundschaft mit einem jungen Grafen Dich von der Einfalt in Christo Jesu abgebracht. Wie herzangreifend aber es nun mir zu wissen ist, daß Du ganz von der Einfalt in Christo Jesu verrückt worden bist und Dich von einer falschen sogenannten Philosophie hast einnehmen lassen, kann ich Dir nicht beschreiben; wünsche nur, daß der Heiland Dir davon ein Gefühl im Herzen geben möge, wie sehr Du Deinen alten Vater betrübest. Ich bitte den Heiland, Deinen Weg mit Dornen zu verzäumen." Dann untersagt er dem Sohn die Universität nnd einen Besuch zu Hause. Wenn die Brüder ihm kein Amt infolge seiner Herzensstellung anvertrauen wollten, so solle er in Herrnhut zum Kopieren der Reden gebraucht werden. Wenn er die Gemeine verlasse, fiele das Kapital, dessen Zinsen der Sohn bisher genossen, samt Zinsen an die Gemeine. „Und das ändere ich nicht. Indem ich mich nicht verpflichtet finde, in einem so traurigen casu mich mit Deinem leiblichen Auskommen zu beläftigen, weil ich da

lieber wünschete, daß der Leib dem Satan zum Verderben gegeben, damit Deine Seele gerettet würde. Deine liebe Mutter läßt Dich wissen, daß ihr diese Nachricht nächst dem Tode Deiner seligen Schwester Elise das allergrößte Leidwesen verursacht habe." Sohn sehr erzürnt; er werde behandelt wie ein ungeratener Sohn, während er nur gewisse Privatmeinungen seines Vaters sich nicht aneignen könne. „Es ist wahr, in der Gemeine ist Ruhe und Seligkeit, wenn man aus freier Wahl und Übereinstimmung der Denkart da ist, ohne das Hölle." Baumeister urteilt nach Lesung des Briefes nur: Dein Vater ist ein fester Mann. Darob heftiger Zusammenstoß. Moore dagegen sei sehr vernünftig: die Brüder sollten sich für seine Rückkehr nach Schweden verwenden, er solle nicht in die Gemeine gezwungen werden. — 18. August. „Auf Eltern, ja wirklich auch auf meine Mutter wollte ich Verzicht tun, wenn ich nur aus Gemeineinzwängungen und Schicanen heraus könnte; denn ich gehe noch zu Grunde." — 19. Reichel aus Direktion, an den er geschrieben, ist da, versichert ihm, daß sie Maßregeln des Vaters mißbilligen. — 21. „Gleich morgens hielt uns hier im Haus der liebenswürdige Reichel eine Viertelstunde, die schön und rührend war. Mir flossen die Tränen, wie nicht weniger Abends in der Stunde, da er von der Gemeine Abschied nahm. Was solche Augenblicke über mich vermögen! Ich könnte mich zu allem hergeben aus Liebe zu solchen Personen." —

So lief Brinkmanns Triennium in Barby Herbst 1785 ab. Er erlebte noch die Ankunft der Füchse aus Niesky, unter ihnen Schleiermacher. Eine Anstellung im Gemeindienst bekam er nicht, sondern die Direktion beschloß, dem Vater zuzureden, den Sohn auf eine Universität gehen zu lassen. Die Überweisung des für seine Erziehung bestimmten Kapitals an die Gemeine für den Fall seines Abgangs von derselben lehnte sie rund ab. Brinkmann beschloß mit der Direktion persönlich zu verhandeln und reiste darum Ende September mit Zembsch von Barby über Niesky nach Herrnhut ab. Vorher bewegter Abschied von seinen Barbyer Lehrern. 22. September schrieb er den Synodal-Verlaß als Abschiedsgeschenk für Baumeister fertig ab. „Keinem Menschen in der Welt möchte ich so viel zu Liebe tun wie diesem redlichen Lehrer und Freund meines Herzens, mit dem ich eine fast zweistündige Abschiedsunterredung hatte. Gütiger und liebreicher als je tröstete er mich über alles Alte auf eine so aufrichtige, edle Weise und versicherte mich so sicher seiner Zuneigung, daß ich niederträchtig sein müßte, wenn nicht dies alles warme, zärtliche Dankbarkeit bei mir bewirkt hätte. „Behalte mich lieb", sagte er mir, „und sei versichert, daß mir viel daran gelegen ist". Edler Mann, nur mit meinem Leben höre meine Hochachtung gegen Sie auf. „Meine letzte Bitte an Dich, Brinkmann, ist, gehe nicht von der Gemeine. Du würdest mich dauern. Du kriegst keine Ruhe und würdest abgerackert werden wie ein Frachtpferd. Solltest Du aber doch anders handeln, so be-

halte Liebe für die Sache.“ Natürlich machte das auf ein so weiches Herz, wie das meinige jetzt war, sehr viel Eindruck und meine ohnehin übertriebene Liebe zu dem Mann näherte sich immer mehr der Anbetung.“ — 25. Finalabschied. „Und doch hatte ich mich noch in meiner Gewalt bis zu Baumeister, wo mir die Tränen von selbst häufig flossen. Die Erinnerung an alle Güte und Liebe, die er mir so väterlich erwiesen; Überlegung, wie sehr meine Seele für den Mann glüht, und ängstliche Furcht, vielleicht nie wieder mit ihm in Verhältnisse zu kommen — waren die Leidenschaften, die mich wechselsweise beunruhigten. „Tausend Dank“, sagte ich beim Abschiedskuß, „für alle Ihre unverdiente Güte; vergessen Sie alles Unangenehme, vergeben Sie mir meine Torheiten und bleiben Sie mein Freund.“ Wie er dann so herzlich und liebreich versicherte, mich auf immer lieb zu behalten, daß er nicht das Allergeringste wider mich habe! „Nu, Brinkmann, guter Brinkmann, werde ein braver Junge; ich werde mich immer freuen, wenn Du es hübsch machst.“ Ewig will ich Sie lieben und hochachten, bester Mann, und denken, so lange ich lebe, daß Sie mein Herz gebildet und vielen meiner Grundsätze Richtung und Festigkeit gegeben.“

Am 29. September kam er in Niesky, der geliebten Stätte seiner Jugendbildung, an. „Je näher ich Niesky kam, je mehr erneuerten sich in meinem Busen Gefühle voriger Zeit, und ich merkte schon deutlicher, daß dieser Besuch von vielem Einfluß auf meine so leicht zu rührende Seele sein würde. Wirklich war mir auch abends die Überraschung meiner Lieben (Garves, Hartleys und anderer Nieskyer Lehrer, mit denen er in Barby studiert hatte) sehr eindrücklich, und eine Träne der Sehnsucht, des bangen Mißmuts und Unruhe floß hernach in der Einsamkeit, da ich den Kontrast zwischen dieser stillen, ruhigen Lebensart und meinen brausenden, hochsteigenden Projekten recht überlegte, und dann dachte ich heut wenigstens von ganzer Seele: „Beatus ille, qui procul negotiis“. Er war beglückt von dem Verkehr mit den alten Studienfreunden. „Alle meine Projekte und Entwürfe vereinigen sich hier in dem einzigen Hauptwunsch nach Ruhe und Seelenfrieden.“ Damals dichtete er in Monpläsir seine „Sehnsucht nach Ruhe. An Alkon“ (wohl Hartley), die er später in seinen „Gedichten“ mit veröffentlichte.

Siehe, schmachtend eil' ich wieder diesem stillen Örtchen zu.
Friedlich tönen meine Lieder nur zum Lobe sanfter Ruh'.
Holde Göttin, der ich lange meinen wärmsten Wunsch geweiht,
lindre dieses Herzens bange, sehnsuchtsvolle Traurigkeit.

Senke Dich auf sanftem Flügel vom Olymp zu mir herab!
Zeige mir vom Jugendhügel stille Fluren bis ans Grab.
Jedes Veilchen will ich pflücken, das auf deinen Auen blüht,
jeden kühnen Wunsch ersticken, der nach eitlen Höhen glüht.

Nur nach Ruh' und innerm Frieden lechzet jetzt mein welkes Herz.
Seelenkummer ist hienieden ihm der fürchterlichste Schmerz.
Dieser Hain, der Welt verborgen, sei mein zweites Vaterland!
Und mein Trost bei kleinern Sorgen Alkons traute Freundeshand.

Von Niesky geht er nach Herrnhut zu persönlichen Verhandlungen mit der Direktion, namentlich Briandt, dem sein Vater die Entscheidung über den Sohn übergeben. Hatte in Niesky der Anblick der glücklichen Arbeit Hartleys und Garves den Wunsch nach ähnlicher Tätigkeit in ihm erweckt, so regt sich in Herrnhuts weltfremder Atmosphäre — Carlisle dünkte der Ort ein versteinerter Sabbat — der Gegensatz in ihm, das Weltkind. Er findet seinen Sarkasmus wieder. Im Brüderhaus, wo er logiert, fühlt er sich einsam. Das Tagebuch, das er von dort lagenweise an Beyer nach Barby sandte, schloß er mit dem sehnsüchtigen Wunsch: „O guter, liebenswürdiger Kleon (= Beyer), was gäb' ich drum, wenn ich jetzt auf den Fittigen glühender Wünsche zu Euch Lieben herübereilen könnte, wenn ich mit Dir allein in der Dämmerung den Elbdamm bewandeln könnte, wo wir unsre Bemerkungen und Erfahrungen seit der langen Zeit unsrer Trennung einander mitteilen könnten. Aber ach, wie eitel sind diese Wünsche. Ich sitze hier einsam und verlassen." Das Zimmer Briandts ist ihm „auch so spießig möbliert mit alten Arbeitern, seligen Christeln (= Bildern von Christian Renatus, dem früh verstorbenen Sohne Zinzendorfs), Leichenstücken vom Grafen Zinzendorf und dergleichen." Zum Vater will er nicht. „Ich fühle, ehrlich gestanden, keinen Funken Begierde, ihn in diesem Leben wiederzusehen." Zudem will er durchaus in der Gemeine bleiben. Schließlich reist er auf nochmaligen Rat der Direktion 1786 doch nach Schweden unter der Bedingung, daß er dadurch nicht von der Gemeine getrennt werde. Nach einem Jahr ist er Juli 1787 wieder in Niesky. Damals verkehrte sein alter Kamerad und Antipode Schneider viel mit ihm und urteilte: „Brinkmanns Sinken auf den Fels des Heils als Gott und Mittler und sein Zutrauen zu Gott im kindlichen Gebet machte mir ihn werter und lieber als je." Herbst 1787 endlich siedelte Brinkmann zu weiteren theologischen Studien nach Halle über, wo Schleiermacher schon seit einem halben Jahre weilte. Dort schied er sich ohne äußeren Bruch innerlich allmählich vom Brüdertum. Er ging seinen Weg empor. Aus dem gefühligen, listenreichen Barbyer Theologen ward der Skeptiker, der Lyriker Selmar, der Diplomat, der als schwedischer Gesandter in London, als Hofkanzler in Stockholm, als Mitglied der schwedischen Akademie der Wissenschaften, zum Freiherrn ernannt, die Fülle des Lebens, die Freiheit, die Berühmtheit erlangte, nach der er in den Barbyer Klostermauern geseufzt.

Ich füge aus Brinkmanns Zembschbrief 1803 noch an eine Charakteristik des Seminars seiner Zeit und seiner dortigen Nöte. „Jede geschlossene Gesellschaft begründet eine Menge gegenseitiger An-

sprüche unter ihren sämtlichen Mitgliedern, ich möchte sagen, eine gewisse Gütergemeinschaft der individuellen Gesinnungen und Wünsche, die nur so lange für keinen drückend wird, als der Arme wie der Reiche nur die nemlichen Bedürfnisse kennt, durchaus von dem nemlichen Geiste beseelt wird. Dies war einst bei der Brüdergemeine der Fall; zu meiner Zeit, wenigstens auf unserer höheren Schule, nicht mehr. Eine unendliche Verschiedenheit der intellektuellen Ausbildung vertilgte allmählich das einst so scharfe Gepräge einer allgemein geltenden religiösen Stimmung — des einfachen Gemeinsinnes. Zu einem Ganzen wurden die Individuen, wenn ich streng urteilen darf, nur noch durch eine gemeinschaftliche Form vereinigt. Nicht nach dem Geist, welcher lebendig macht, nur nach dem Buchstaben, welcher tötet, hießen so viele von uns noch Brüder. Sich selbst gestanden dies kaum einige, andern vielleicht keiner. Hieraus entsprangen eben so gezwungene wie unwahre Verhältnisse, und bei der größten Verschiedenheit spekulativer Ansichten und praktischer Irrtümer blieben die Forderungen der Verfassung an einen jeden die nemlichen. Je aufrichtiger es jemand mit ihr meinte, desto schonungsloser glaubte er sich oft berechtigt, jene Forderungen gegen diejenigen geltend zu machen, denen es gewissermaßen schon moralisch unmöglich war, sie in einem höheren Sinn zu erfüllen.

Ich weiß, daß ich nichts übertreibe, wenn ich Ihnen versichere, daß ich selbst damals von Personen, die ich deßhalb nicht weniger schätze und liebe, denn sie waren dabei grundehrlich und wohlmeinend — unaufhörlich geneckt, angefeindet und verfolgt wurde und das zu Zeiten, wo ich wirklich nur Schonung und Mitleiden verdiente. Manche dieser Personen haben es mir späterhin gutmütig gestanden, daß sie es damals für Pflicht gehalten hätten, mir als einem gefährlichen Verführer auf alle Weise entgegen zu arbeiten. Ich wiederhole es nochmals: Ich mache der Verfassung hieraus keinen Vorwurf, die Veranlassung zu diesem unfreundlichen Verhältnis lag in meinem Nichteinpassen in dieselbe . . Viele, selbst vorzüglichere Personen, die ich liebte und schätzte, die mich aber durchaus nicht verstanden, verdammten mich wegen sehr gefährlicher Grundsätze — nicht weil ich dies etwa äußerte, nur weil man sie bei mir vermutete. Ich lebte ordentlich und ich möchte sagen verfassungsmäßig genug, aber in einem ewigen Widerspruch mit mir selbst, wie hätte ich mit den Übrigen völlig harmonieren sollen?

Mein Kopf hatte mein Herz nicht verdorben, was man mir so oft, wenigstens stillschweigend, Schuld gab; nur ein jugendlich aufbrausendes Gefühl hatte meinen ebenso lebhaften Geist in Gährung gebracht, und man forderte von ihm schon klaren Wein, ohne ihm Zeit zu gönnen, sich allmählich zu setzen. Ich war, wenn man tiefer in mein Gemüt hinabschaute, weder freigeisterisch noch leichtsinnig — aber mein Durst nach Kenntnissen, mein Trieb zur größtmöglichsten Entwickelung jeder nur geahndeten Fähigkeit, jeder schlummernden Seelen-

kraft, war völlig leidenschaftlich. . . Die Erfahrung hat mich seitdem überzeugt, daß ich nur Freiheit und Unabhängigkeit brauchte, damit jene Widersprüche sich bald von selbst lösten, in die sich mein Geist bei jedem Widerstand äußerer Beschränkung nur um so tiefer verwickelte.

Ich glaube nicht, daß es möglich ist, ehrlicher und weniger leidenschaftlich zu Werke zu gehen, als ich dies tat bei der vieljährigen Prüfung meiner Bestimmung zur Gemeine. Wenn ich Ihnen sage, daß ich noch jetzt meine moralischen Tagebücher von dieser ganzen Periode aufbewahre, daß ich wirklich nicht ohne Schaudern an jenen meine Ruhe, meine Heiterkeit und meine Gesundheit zerstörenden Kampf zurückdenke, nach welchem ich endlich den entscheidenden Schritt nicht eher wagte, als bis mir meine individuelle Überzeugung ihn zur heiligsten Pflicht machte, weil ich nun einmal, ohne zum Heuchler gegen mich selbst zu werden, nicht innerhalb jenes Kreises länger zurückbleiben durfte — so werden Sie mir hierbei wenigstens keine Untreue gegen bessere Einsichten oder gegen ein widerstrebendes Pflichtgefühl Schuld geben. Ich sprach Sie noch in Niesky, ehe ich nach Halle ging, und ich werde es nie vergessen, wie sanft und liberal Sie damals meine noch schwankende Stimmung beurteilten. Die Wahrheit ist, daß die ruhige Überlegung meines Verstandes mir damals schon bestimmt abriet, mich der Gemeine zu widmen, aber mein unruhiges Herz konnte sich noch mit der Vorstellung nicht versöhnen, mich von allen den Verhältnissen loszusagen, denen ich soviel verdankte und die meine Empfindungen noch überall so zärtlich anregten. Isoliert von diesen Verhältnissen, mir zum ersten Mal selbst ganz überlassen, bekam ich auf der Universität bald nähere Veranlassungen, eine ruhigere und selbstständigere Prüfung meiner künftigen Bestimmung anzustellen; und das Resultat derselben war in meiner damaligen Lage ein Wagstück, das ich schwerlich unternommen haben würde, wenn ich bei der entgegengesetzten Wahl nur einige Möglichkeit vorhergesehen hätte, zu innern Ruhe und Harmonie mit mir selbst zu gelangen.

Doch ich will Sie nicht mit der Geschichte jener mir so neuen Lebensepoche ermüden; ich möchte Sie nur überzeugen, daß ich jene Bande meiner frühern Jugend nicht leichtfertig zerriß, nicht mit übermütigem Trotz von mir warf, sondern sie nur sanft und geduldig aufzulösen strebte, als sie mir eng und drückend vorkamen, und sie dann freundlich und dankbar in die Hände zurückgab, deren Absicht es nie gewesen, mich damit zu fesseln, sondern zu leiten."

d) Schleiermacher als Seminarist.
22. September 1785 — April 1787.[1])

1. Das erste Jahr. Die erste Blüte des Geistes.

Voll frischen Eifers ging Schleiermacher an seine neue Arbeit. In Briefen an seinen Onkel Stubenrauch in Halle, die mit Barby beginnen, gab der „Neveu" eine Darstellung Barbys, die das Seminar dem Onkel als eine „sehr nützliche und zweckmäßige Einrichtung" erscheinen ließ. „Glücklich sind Sie und können es ihrem treuen Herrn und Heiland nie genug danken, daß Sie allen solchen Verleitungen von der seligmachenden Wahrheit (wie sie die Universität böte; d. V.) nicht ausgesetzt sind." Namentlich Exegese und Mathematik trieb Schleiermacher mit Eifer; er tauscht mit dem Onkel Urteile über Bahrdt, Mendelssohn; liest mit Eifer die Jenaer Literaturzeitung und die Berliner Monatsschrift. Kurz, er tritt, bisher in der Idealwelt des Heilandes und der Griechen lebend, wenn auch durch manche Schranken gehemmt, in Barby in das geistige Leben seiner Zeit ein.

In Niesky waren durch den Druck der Aufsicht, durch strengste Kontrolle der Lektüre, durch gänzliche Fernhaltung alles dessen, was nicht zum herrnhutischen Ideal paßte, durch gleichartige Seelenbearbeitung die Geister mehr oder weniger gleichartig geworden. Die besten Schüler waren begeisterte Humanisten, viele zugleich schwärmerische Liebhaber des Heilandes. Das waren die Mächte ihres geistigen Lebens. Den Gegensatz der beiden Welten empfanden auch die besten Schüler kaum.

In Barby ward das anders; es begann eine rasche Differenzierung der Geister. Die Vermehrung der äußeren Freiheit löste auch die inneren Fesseln. Staunend nahmen sie wahr, daß es eine ganze weite Welt gebe, die ganz anderen als herrnhutischen Idealen lebe. Die Lektüre konnte nicht so beschränkt werden, daß nicht von der großen Bewegung der Geister draußen, dem Rationalismus in der

---

[1]) Quellen. Schleiermachers SW., Briefe des ersten und dritten Bandes, Hauptkorrespondent Stubenrauch. Von Schleiermacher erhalten nur die an Vater, einer an Lotte (undatiert, nach Ostern 1786) I 28, der fälschlich unter den Nieskyern steht. — Die Wasserfahrt von Schleiermacher, Herbst 1786, einzige Nummer unter den „Barbyschen Papieren" des Nachlasses. — Von Okely „Tagebuch meiner Ideen", nur 20.—26. September 1786, obgleich Okely erst 8. Dezember abreiste. Dazu Einzelaufsätze Okelys: 1. Wiefern Christentum der Aufklärung geschadet oder genützt. 2. Methodik 2. November 1786. (Kollegnachschrift von Bossart, der Methodik las?) 3. Über Unsterblichkeit der Seele. 4. Grund meiner Hoffnung (sc. daß ich für das Jenseits nichts Ärgeres als Vernichtung zu befürchten habe). Dort Überblick seiner ganzen religiösen Entwicklung. 5. Unsterblichkeit und Leben nach dem Tode. — Abschriften, die sich Okely gemacht. 1. Gedicht L'Allegro. 2. Übersetzung der damals weltberühmten „Elegie, geschrieben in einem Dorfkirchhof" von Th. Gray. 3. Aufsatz aus London Chronicle (2. Januar 1786). Alles von Okely nebst dessen Nieskyer Tagebuch in einem Heft, das sich Schleiermacher in Halle Sommer 1787 nach Okelys Tod zusammenstellte. (cf. Albertinis Brief 17. Juli 1787.)

Theologie, dem Auftreten Kants in der Philosophie, dem Schaffen Wielands, Lessings, Herders, Goethes für Poesie und Weltanschauung, Nachrichten auch bis in das Seminar gedrungen wären. Zumeist waren es nur sehr fragmentarische Besprechungen in der Jenaer Literaturzeitung. Die Werke selbst bekamen sie vielfach nicht zu Gesichte. Auch jene Zeitung behielt Baumeister zurück, sobald sie Bedenkliches enthielt; nach Schleiermachers Abgang ward sie sogar von der Direktion unter Protest der Dozenten verboten.[1]) Aber sie bekamen doch einen gewissen Gedankenextrakt, der die Besten unter ihnen doppelt zum selbständigen Ergänzen, Nachdenken, Verknüpfen der fremden Gedanken reizte. — Ja in ihrem eigenen Kreise spielten einige der Seniorenkolonne den Freigeist. Schleiermacher verwahrt sich zwar dagegen, daß diese seinen Untersuchungsgeist geweckt. Aber es galt jedenfalls nun, die anerzogenen religiösen Meinungen und Empfindungen, deren Besonderheit erst der Student voll erkannte, kritisch zu prüfen, in selbständig erworbenen Besitz zu verwandeln, zu modifizieren oder gar zu verwerfen.

Langsam und allmählich vollzog sich der Prozeß in Schleiermacher; die tausendmal erregten frommen Empfindungen hafteten tief in seinem Herzen, auch als die Kritik des Verstandes schon eingesetzt hatte. Der brüderische Kultus griff ihm immer wieder tief ans Herz. So ist es nicht fromme Phrase, sondern wirklich inneres Schwanken, wenn er noch in Zeiten, da er schon kritisch gestimmt war, fromme Briefe an Vater und Schwester schreibt.

Wir vermögen Schleiermachers innere Entwickelung in Barby ziemlich genau zu erkennen. Er selbst teilt sie in der SW. in zwei Perioden, deren Schilderung er scharf von einander abhebt in den gleich zitierten Worten. In der ersten war er, sie umfaßt das erste Semester, vor allem Exeget. Der herrnhutische Glaube blieb ihm noch im ganzen unbezweifelt, doch konstatierte er — das ist gegen Niesky schon eine bedeutsame Veränderung — daß er von seinem Besitz weit entfernt sei. Damit verbindet sich naturgemäß die Frage nach seiner Lebensarbeit; er hofft noch, sie in der Gemeine tun zu können, aber wie und wo? In der zweiten wird er aus dem Exegeten zum Philosophen, zu Pylades und Orest tritt Ockly, „ein junger Engländer von vielen Talenten" (SW.), um dies „Kleeblatt" bildet sich, von Ockly so getauft, der philosophische Klub. „Bald wendete sich das Blatt. Wir ruhten auf den Trophäen unsers allgemein verbreiteten philo-

[1]) Prot. 19. Juli 1787. Die Dozenten bedauern das Verbot der Jenaer Literaturzeitung ohne entsprechende Ersetzung. Das werde Stimmung der Studenten verstärken: „Unsere Vorgesetzten suchen uns darum in der Unbekanntschaft mit dem Gang der Welt und in einer gewissen Mönchsdummheit zu erhalten, damit wir ihnen ohne Untersuchung alles aufs Wort glauben." Diese Zeitung, die Vorkämpferin Schillers, Goethes, Kants, Fr. A. Wolfs war bald das Evangelium der führenden Geister im Seminar geworden. Ockly hielt sie nach seiner Ausweisung noch in England.

sophischen Ruhmes und fingen an zu philosophieren. Der Knoten des psychologischen Dramas war so fest geschürzt als möglich: er mußte anfangen sich zu lösen, und er konnte sich nicht anders lösen, als wie es unsern inneren Verhältnissen gemäß war."

Betrachten wir die erste Periode genauer. Zweierlei erregte nach der SB. ihm damals Bedenken. Erstens die Wahl des Lebensberufes. Zwei Laufbahnen standen dem brüderischen Theologen offen, die des Schulmannes und des Geistlichen. Keine von beiden erschien dem Freundespaar begehrenswert; denn „sollten wir nur Lehrer der Wissenschaften werden, so schien es uns ein unerträglicher Zirkel etwas zu lernen, um es andern zu lehren, die es wieder nur um des Lehrens willen lernten. Denn wir sahen in der Brüdergemeinde keine recht sich auf das Leben verbreitende, der Mühe lohnende Anwendung der Wissenschaft." Das Pleßer Ideal, ein Mann der Wissenschaft zu werden, verdrängt durch den Wunsch, ein ganzer Bruder zu werden, stieg bei der Berührung mit der Wissenschaft in Schleiermacher offenbar mit urwüchsiger Kraft wieder auf. Er erkannte, daß dieser Wunsch bei den Brüdern nicht Befriedigung finden könne. Die Brüder überlieferten ein reiches, zur Fortpflanzung in ihren vielen Schulen geeignetes und bestimmtes Wissen, aber freies Forschen nach Wahrheit konnte es für sie, denen die einzige Wahrheit der Buchstabe der Bibel war, nicht geben. Nicht einmal Gelehrte wollten die Brüder eigentlich bilden. Die Lehrer am Seminar selbst waren keine eigentlichen Gelehrten und Fachmänner; sie kamen aus dem geistlichen oder Schulamt und gingen wieder in dasselbe, Baumeister z. B. nach 13, Cunow nach 16 Dozentenjahren. Ziel der Seminarbildung war möglichste Vielseitigkeit, damit die Studenten hernach all den verschiedenen Stellungen des brüderischen Dienstes gewachsen wären. Niemand bestimmte sich ja selbst den Gang seines Lebens. Und selbst wenn die Direktion ihrerseits Schleiermacher als Lehrer für das Seminar in Aussicht genommen hätte, konnte immer das Los nein sagen.

Fiel diese wissenschaftliche Laufbahn für Schleiermacher in der Gemeine weg, so blieb nur das geistliche Amt. Indem die beiden Freunde ihre innere Befähigung dazu prüften, kamen sie zu der traurigen Erkenntnis, „daß uns alles dazu fehle und wahrscheinlich noch lange fehlen werde. Wir jagten immer noch vergeblich nach den übernatürlichen Gefühlen und dem, was in der Sprache jener Gesellschaft der Umgang mit Jesu hieß; die gewaltsamen Anstrengungen unserer Phantasie waren unfruchtbar, und die freiwilligen Hilfsleistungen derselben zeigten sich immer als Betrug. Bisher hatten wir uns in griechischen Versen getröstet, und das war ein herrliches solamen; nun aber wurde uns die Sache immer näher gelegt."[1]) Offenbar hatte

[1]) Das „immer noch" erweckt den Anschein, als hätten sie schon in Niesky vergeblich danach gejagt. Das ist nach den Nieskyer nnd den zwei ersten Barbyer Briefen falsch.

das jugendlich frische Treiben im Seminar, die Freude am Leben, die Energie der Arbeit die zarten Empfindungen des Jesusumganges und die überspannte Sehnsucht nach dem Himmel, die Schleiermacher vor einem Jahre plagte, verdrängt. Theoretisch war in ihm nichts anders geworden: Jesus war ihm noch der Heiland, er jagte noch nach dem Umgang mit ihm, die alten Gefühle kamen ihm auch noch in festlichen Zeiten mit großer Stärke; aber als ständige Seelenstimmung hatten sie ihn verlassen. So machte ihn denn, so glücklich er sich auch in der Arbeit und im Gefühl der Freundschaft fühlte, jeder Blick in die Zukunft, jeder Augenblick eines strengen Nachdenkens unglücklich.

Zwei Briefe vom Ende des ersten Semesters bestätigen, daß die eben nach der SB. gegebene Konstruktion zeitlich und inhaltlich richtig ist. Man bedenke, wie übertrieben vorsichtig der Sohn mit dem Vater korrespondierte, der in der völligen Herrnhutisierung des Sohnes, wie jeder Brief diesem zeigte, den einzigen Weg zum Glück sah. Wieviel muß da schon in der Seele des Sohnes vorgegangen sein, wenn er am Ende des ersten Semesters jenem bekennt (März 1786; I 36), der ihn ermahnt hatte, in des Herrn Hand die Zukunft zu stellen: „Es ist wahr, wenn ich in mein siebzehnjähriges Leben zurücksehe, so finde ich darin schon ausgezeichnete Proben von der gütigen und barmherzigen Leitung des Herrn aller Dinge und von dem Achthaben auf alle Umstände auch des ärmsten seiner vernünftigen Geschöpfe, die mich in den Staub beugen, .. aber das unbeschränkte Zutrauen, was daraus entstehen sollte, das fehlt mir; und wenn ich einen Blick in die Zukunft tue, so macht mir nicht das wie groß — denn das ist mir ziemlich einerlei — sondern das wenn und wo derselben manche bange, melancholische Stunde.“ Nicht in einer hohen, aber in einer seinen Anlagen entsprechenden Stellung wollte Schleiermacher danach seine Lebensarbeit tun; die Erfüllung dieses an sich schon unherrnhutischen Wunsches erschien ihm mit Recht in der Gemeine fraglich, wo die Direktion ohne sonderliche Rücksicht auf besondere Veranlagung, durch das Los oft behindert, dem „Dienersinn“ der Theologen vertrauend, sie aus einem Amt ins andere, aus einem Land ins andere in oft unbegreiflichem Wechsel versetzte. Trotz dieser Sorgen Schleiermachers um seine Zukunft hält er, wie der Schluß eben dieses Briefes zeigt, das alte Ziel fest: „Der beste Dank, den ich Ihnen für alle Ihre Wohltaten geben kann, ist, wenn ich dem Heiland, Ihnen und der Gemeinde, zu der ich aus Gnaden gehöre, zur Freude werde; das ists, wonach ich trachte.“ Der Brief an Lotte, I 28 (undatiert; April 1786) deutet dieselbe Mischung von Kritik und Anhänglichkeit an. Lotte hatte geklagt, daß sie durch ihren ersten und einzigen Besuch in Anhalt vor Ostern 1786 aus ihrer seligen Ruhe im Gnadenfreier Schwesternhause herauskomme und namentlich Karwoche und Ostern in der Gemeine entbehren müsse. Da setzt ihr der Bruder sehr vorsichtig den Kopf zurecht: „Es tut Dir leid, aus Deiner seligen Ruhe

herauszukommen, und ich kann Dir nicht ganz Unrecht geben; aber, liebe Schwester, Pflicht ist Pflicht. Wenn Du Dich auch von Morgens um 5 bis Abends um 10 im Hause und Garten herumtummelst, so kannst Du . . eben so sehr des Heilands Nähe fühlen als in Deiner ruhigen Untätigkeit (wenn Du mir das Wort erlaubst), die Du in Gnadenfrei genossest. Wäre das nicht, wie könnte ich es und alle Studierende, die wir unsre Gedanken fast beständig aufrichten müssen? Aber das Herz fühlt dabei doch Jesu Frieden und Liebe; davon bin ich mir, Dank sei es seiner Gnade, ein Beweis." So konnte er also noch damals schreiben. Dann tröstet er sie darüber, daß sie in Anhalt, nicht in Gnadenfrei, das Abendmahl der Karwoche gefeiert: „Man kann (zwar bei der Art des Anhalter Abendmahls; d. V.) sich leichter zerstreuen, es werden nicht die heiligen Empfindungen von Liebe und Ehrfurcht erregt, man kann nicht so die ganze Herzensstellung in den Versen, die der Liturgus anstimmt, abgemalt sehen, aber, Charlotte, die Sache ist doch dieselbe. Man genießt ebenso Jesu Leib." Auch seine Schlußermahnungen zeigen, wie er sich noch ganz als Herrnhuter fühlt und zugleich kritisch zu sehen anfängt: „Erstlich sei doch froh, daß Du einmal wieder in Wirtschaftsgeschäfte hineinkommst; Du kannst ja doch nicht wissen, wo Dich der Heiland noch einmal hinführt und ob es Deine Bestimmung ist, immer im Chorhause vor dem Nähtahmen zu sitzen . . Drittens bedenke fleißig, daß man von allen Seiten auf Dich sehen und von Dir auf die Gemeine schließen wird; darum sei nicht zu niedergeschlagen und melancholisch, damit die Leute nicht in der Meinung bestärkt werden, daß die Herrnhuter sämtlich Kopfhänger sind. Viertens rede ordentlich und bediene Dich keines Wortes, das Du im Schwesternhause erst gelernt hast; denn die taugen nichts, und es wird sie niemand verstehen."

Das zweite Semester brachte für Schleiermacher die entscheidende Entwicklung. Er entdeckt seine Vernunft und gibt ihr den Platz vor dem religiösen Gefühl; der Exeget wird zum Philosophen, der Freundschaftsbund mit Albertini wird durch den Zutritt Okelys zum philosophischen Klub. Am Ende des zweiten Semesters war für Schleiermacher das orthodoxe System vernichtet. Die Geistesarbeit, die dazu führte, vollzog er mit seinen Freunden ganz selbständig, auf eigne Faust, im schärfsten Gegensatz gegen seine Lehrer und die ganz religiöse Umgebung, in der er stand;[1]) als Selbstdenker, was bei ihnen als höchster Ehrentitel galt; nur schwach angeregt durch die abgerissenen Akkorde, die von dem großen Konzert draußen in ihre stille Klosterzelle drangen. Wir betrachten zunächst die fünf Genossen des philosophischen Klubs. Seinen Kern bildeten Schleiermacher, Albertini,

[1]) Baumeister auf Nyk.: Die Seminaristen glaubten, „es sei bei uns Prinzipium, Talente niederzudrücken und sie so zu führen, daß ihnen alle Gelegenheit benommen werde, Selbstdenker zu werden, damit sie ihren Vorgesetzten alles auf ihr Wort glauben sollen".

Okely. Dazu kamen von den Senioren Beyer, von den Junioren Zäslin. Wir brauchen hier nur noch von den drei Letztgenannten zu sprechen.

Okely war von dem Kleeblatt, wie Schleiermacher den engeren Kreis nennt, der älteste und geistig reifste. Bei ihm vollzog sich der Aufklärungsprozeß am schnellsten und radikalsten, wie Beyers erster Brief zeigt. Er war der Führer, er hatte den ersten Konflikt mit den Lehrern. Er selbst spricht in seinen Aufsätzen im Tone des Pfadfinders.

Schon in Niesky besaß Okely einen weiten Kreis von Interessen. Als Engländer aufgewachsen, mit 16 Jahren nach Deutschland verpflanzt, kannte er einen Ausschnitt beider Literaturen, die er mit feinem Blick verglich, maß er den politischen Zustand beider Völker; Miltons Erziehungsentwurf erschien schon dem Pädagogisten unendlich erhaben über den der Philanthropinisten. Leidenschaftliche Empfindung, rücksichtslose Gradheit und Ehrlichkeit — Brinkmann nennt ihn etwas wild und ungebrochen — und nüchternste Verstandespedanterie, die am Größten und Kleinsten ihren zerklaubenden Scharfsinn übt, sind die Hauptelemente seines Wesens. Alles Irrationale erregt ihn bis zum „Blutspeien." Zornig verläßt er in Niesky das Collegium musicum, da er keinen vernunftmäßigen Standpunkt zur Beurteilung der Instrumentalmusik findet. Schon im Pädagogium fühlt er sich als Apostel des gesunden Menschenverstandes. Daß seine Kameraden abenteuerlichen Zeitungsnachrichten glauben, erregt ihn. „Die Leichtgläubigkeit ist doch ein ebenso großer Fehler als der Argwohn." Einmal sind Leichtgläubige abends in Aufregung, weil ein Kalender aus feurigen Zeichen den Weltuntergang geweissagt. „O welch eine Frechheit!" Die Zeichen erklärt er sich leicht daraus, daß zwei Planeten aneinanderstießen, die wie Stahl und Feuerstein waren. „Denkst Du nicht auch so, lieber Leser?" Daß Zembsch einmal den ganzen Donnerstag im Wahn lebt, es sei Freitag, daß Albertini den Schleiermacher ruft, ohne selbst zu wissen warum, merkt er im Tagebuch als unbegreifliche psychologische Phänomene an. In glühendem Lerneifer nutzt er auch seinen Nieskyer Aufseher, den witzigen Tiedemann, einen ehemaligen Hirtenjungen, zur Belehrung über Wiederkäuer und Verwandtes; und mitten zwischen psychologischen und ethischen Ausführungen verzeichnet er in Barby die große Tatsache, daß der Staub an einem Holzverschlag, dessen Ursprung ihn beunruhigt hatte, von Holzwürmern käme. Baumeisters Kollegepisoden wie Zembschens Horazauslegung geben ihm viel zu denken. Ersterer hatte den Opfertod des Feldmarschalls Schwerin in der Schlacht bei Prag in seiner Exegese gepriesen. Da reißt sich Okely von der Parteilichkeit, die er für Preußen als das Land des aufgeklärten Königs empfindet, los und untersucht als „Weltbürger und Philosoph", ob Schwerin damit dem Menschengeschlecht mehr Schaden oder Nutzen gebracht. Mehr Nutzen; denn

sonst wäre Preußen, der Sitz der Denk- und Schreibfreiheit, das Muster aller Monarchieen, der Raub seiner wilden, rohen und bigotten Feinde geworden.

Mit Inbrunst hatte er als Kind schon nach dem Glauben gerungen. Er bat Gott flehentlich durch ein Wunder ihm sein Dasein zu offenbaren. „Ich verlangte nur unter dem Gebet einen Blitzstrahl als ein Zeichen meiner Erhörung. Ich bekam ihn nicht. Dieses legte ich mir so zurecht, daß alles geglaubt sein müßte.“ Die Bekanntschaft mit der Geschichte, die ihm das Vorhandensein vieler alleinseligmachender Religionen zeigte, schwächte seinen Glauben schon in den Schuljahren. „Doch kämpfte ich mit den aufsteigenden Zweifeln so heftig, daß mir jezuweilen der Schweiß darüber ausbrach. Ich unterdrückte meine Zweifel, ich nahm Überredung!, die oft nur von Beredsamkeit gewisser Bücher, die ich befragte, herkam, für Überzeugung; ich beruhigte mich wieder, ja mehr als einmal war ich auf dem gebahnten Wege zur Schwärmerei.“ Aber jedes Lesen der Bibel, so fährt er im „Grund meiner Hoffnung“ fort, erweckte wieder und vermehrte seine Zweifel, bis er nach schweren inneren Kämpfen den Glauben seiner Jugend ganz verwarf. Er ward ein Fanatiker nun der Vernunft, der Zustand der reinen Idee sein Ideal.

Mit Leidenschaft liebt er und haßt er; liebt die Apostel der Aufklärung, haßt die stockdumme Orthodoxie, die „Vorurteile der Erziehung.“ „Vorurteile! O entsetzliches Übel, wie soll der Mensch euch entgehen, wie zum uneingeschränkten Gebrauch seiner Vernunft gelangen? Ihr, bei denen sie fest eingewurzelt sind, für euch weiß ich kein Rettungsmittel; nur die Zeit könnte euch unter gewissen Umständen heilen. Aber auch ihr, die ihr euch von ihren Fesseln losgemacht habt, glaubt ja nicht, daß ihr keine nachteiligen Folgen zu befürchten habt. Die freie Luft sagt euch nach einer langen Gefangenschaft nicht zu. Wie leicht geht man zu weit, um ja nichts ohne Grund anzunehmen, wie leicht zweifelt man an Sachen, die unzweifelhaft sein müssen.“ — Auch in seinem sittlichen Leben herrscht der streng untersuchende Verstand. Mit peinlichster Gewissenhaftigkeit grübelt er darüber, ob seine Sparsamkeit nicht als Geiz erscheinen könne; nein, er tue es, um seinen Geist nähren zu können, um, selbst schuldenfrei, seinen Freunden zu helfen; ob seine Stammbuchverse an einen scheidenden Freund wirklich ausdrücken, was er dem Scheidenden wünsche und wünschen müsse.

Seiner Gemütsstimmung nach ist er Herrnhuter, liebt ländliche Stille und Einsamkeit. Drum ist Hölty der Dichter seines Herzens, und unter dessen Liedern liebte der Kränkliche, der, in Barby ständig vom Husten geplagt, einen frühen Tod fürchtete, besonders die Klage an den Mond: „Dein Silber schien durch Eichengrün, das Kühlung gab, auf mich herab, o Mond, und lachte Ruh mir frohem Knaben zu. — Bald, lieber Freund, ach bald bescheint dein Silberschein den Leichenstein, der meine Asche birgt, des Jünglings Asche birgt.“

Mit der ganzen Leidenschaft seiner Seele liebte er seine Freunde, die Mitkämpfer und Mitmärtyrer der Wahrheit. Poor is the friendless master of a world sagt er mit Young. Was er denkt und fühlt, denkt und fühlt er zugleich für sie. Als er nach Abwerfung des Dogmas sich von seinen Zweifeln an der Unsterblichkeit zum Glauben an einen Seelenschlaf nach dem Tode durchgearbeitet hat, ist es ihm Pflicht, diesen Trost auch den Freunden zuzuwenden. „Weil es Gott gefallen hat, meine schwache Vernunft dermaßen zu stärken, daß ich einigermaßen einer neuen Hypothese beipflichten kann, so würde ich undankbar zu sein glauben, wenn ich nicht hierdurch den Teilhabern meines Unglücks Mut zuspräche und sie bäte, ja sich nie der Verzweiflung und gänzlichem Indifferentismus in Ansehung ihres künftigen Schicksals zu überlassen." — Seine Briefe aus England nach seiner Entlassung sind ein einziger Sehnsuchtsschrei. Küssen möchte er Albertinis ersten Brief; das Glück, das er im Elternhause gefunden, schwindet ihm beim Gedanken an die noch in Barby gefesselten Freunde. „Oft wandl' ich unter den ergötzendsten Gegenständen, als wäre ich in einer Wüste; das Schönste, das Herrlichste gefällt mir nicht. Mein Herz wird nach Dir und Schleiermacher so hingezogen, daß es fast für meine Nerven zu viel werden könnte. Dann tröst' ich mich mit der Hoffnung, daß Ihr noch an mich denket und daß mir bald ein Brief die Versicherung davon überbringen werde, aber eitle, trügerische Hoffnung! Eine Woche nach der andern, einen Monat nach dem andern wart' ich, und es kommt nichts. Oft mitten unter dem Lesen überfällt mich der Gedanke an Euch so mächtig, daß ich inne halten muß, um meinen Empfindungen den freien Lauf zu lassen. Aber laß mich nicht länger auf Nachricht von Dir warten; sie wird meinem Herzen sein wie das Wasser dem gejagten Hirsch, ein wahrer Labsal. Wenn Du diesen Brief erhältst, so schreib' gleich. Warte auf keine Entscheidungen, bedenke keine Unkosten." (An Albertini handschriftlich.)

Mit dieser Leidenschaftlichkeit trat er auch seinen Lehrern entgegen, als sie ihn von seinen Abwegen zurückrufen wollten.

An Schleiermacher, Albertini, Okely, das Zentrum des Klubs, schloß sich von den Senioren an Beyer. Sein Vater (N. 1876), in Heidelberg zum Theologen gebildet, war nach seinem Übertritt zur Gemeine lange Zeit abwechselnd in Holland und in der Schweiz für die Brüder tätig gewesen, wo er in Graubündten auch mit Albertinis Vater sich befreundet hatte. Er hatte eine Risler aus Mühlhausen, das damals zur Schweiz gehörte, geheiratet. (Darum fühlt sich auch der Sohn trotz des deutschen Vaters als Schweizer. Das und sein Tyrannenhaß veranlaßte wohl mit seine Übersiedelung von Jena nach Zürich 1789.) Der Vater war nach den Jahren des Pilgrimsdienstes Vorsteher der Gemeine Neuwied am Rhein, 1786—1790 von Niesky.

Der Sohn war eine kerngesunde, vollsaftige, derbe Natur, der erste Herrnhuter unter unsern vielen Bekannten, der kräftige Flüche

wagt, die ihm allerdings die Herausgeber der Briefe wieder gestrichen haben. Das hat in diesem zarten Kreise immerhin etwas zu bedeuten, wo dieser Ausdruck männlicher Herzhaftigkeit unter den Begriff der Gotteslästerung fiel. Brinkmann erlebte in Barby, daß die Brüder wegen des Fluchens „gesprochen" und einer gar vom Abendmahl ausgeschlossen ward.

Beyer war ganz Natur, ganz diesseitig, zum Theologen, und nun gar zum herrnhutischen, gar nicht geschaffen. Er wollte von Anfang an, weil er sich dessen bewußt war, Medizin studieren. Darin lag gar keine Verwerfung des Brüderglaubens, der Theologie an sich, so wenig wie in Brinkmanns Abgangsgedanken, sondern nur zunächst die Anerkennung dessen, daß er persönlich dafür nicht passe. Prinzipiell zum Brüderglauben Stellung zu nehmen, lag kaum in seiner Art. Brinkmann nennt ihn zwar einen äußerst philosophischen Kopf und zog den Fuchs gleich Ostern 1784 an sich zu gemeinsamem Studium der Logik und Metaphysik. Aber im Grunde entsprach das Philosophieren Beyers Natur nicht. Aus Jena schrieb er einmal an Schleiermacher in Halle, als dieser ihm einen philosophischen Brief geschrieben: Er solle ihm Persönliches schreiben, nicht philosophische Produkte, „nicht bloß von Eurem verdammten Accouchierhaus, das doch in Ewigkeit lauter Mißgeburten ans Tageslicht bringen wird."

Für sich selbst begehrte er nur Freiheit. „Es ist vielleicht kein Charakter, bei dem man mit einigem Vermögen so glücklich sein kann als derjenige, mit dem Beyer begabt ist. Unabhängigkeit ist sein erstes Bedürfnis. Er muß über die Torheiten der Menschen lachen können, ohne daß er genötigt ist, sich eine derselben zu Nutz zu machen. Er muß alle großen und kleinen Despoten der Erde von ganzem Herzen verachten können, ohne daß ihn auch nur ein einziges Mal der Gedanke peinigen darf, daß er selbst einem von ihnen unterworfen ist." (Schleiermacher an Brinkmann IV 13.) — Diesen Wunsch nach Freiheit hatten ihm seine Barbyer Erlebnisse erregt. Er hatte Brinkmanns Kämpfe gegen die Hausordnungen, den dies nefastus, die Besiegung der Freiheit durch die Tyrannei miterlebt. Sofort wollte er abgehen. Sein Vater zwang ihn zu bleiben. So ward er Mitglied des philosophischen Klubs. Er fühlt deutlich den anderen Geist, der diesen Verein beherrschte im Vergleich zur dichterischen „Zaspel" Brinkmanns.

Letztere hatte nur instinktiv, von Fall zu Fall, Kritik geübt an dem mönchischen Geist der Hausordnungen. Sie hatte letztere übertreten, ihre Wächter in Epigrammen verspottet. Auch dabei hatte sich Beyer übrigens ganz im Hintergrund gehalten; seine Lehrer klagen nie über ihn, und noch Ostern 1786 hat er bei der Direktion ein „gutes Zeugnis". Im Klub der Selbstdenker dagegen begegnet ihm nun anstatt der Kritik des Instinkts die systematische Kritik des Verstandes, anstatt des Kampfes gegen die Hausordnungen, die doch nur das Sekundäre waren, der Kampf gegen das Dogma, das jenen

asketischen Regeln zu Grunde lag. Das war systematische, gründliche Arbeit. Der Klub lebte äußerlich ruhig, gesetzmäßig, mönchisch dahin. Klagen über Übertretungen der Hausordnungen werden gegen ihn nicht erhoben. Um so revolutionärer war die Gedankenarbeit. Staunend sah Beyer, dem diese Art neu war, wie seine Genossen Pfeiler auf Pfeiler des dogmatischen Gebäudes niederlegten, wie Schleiermacher selbst das Allerheiligste des Brüderglaubens und Kultus', das Abendmahl, nicht unverschont ließ. Ihm selbst sind die Details gleichgiltig, er nimmt z. B. zu Schleiermachers Erklärung des Abendmahls keine Stellung. Das sind Sachen, die die Theologen und Philosophen, zu denen er sich nicht rechnet, unter sich ausmachen mögen.

Daneben fühlt man deutlich sein leises Mißbehagen bei dem Tun der Freunde. So schreibt er Februar 1787 aus Jena bei der Übersendung von Okelys erstem Brief aus England: „Es muß aber doch einem jeden, der Okelysche oder andere Briefe liest, nicht wenig befremdend vorkommen, wie ein in Barby und Niesky Erzogner auf solche Grundsätze der Religion und Moral kommen konnte, daß er bei Grundsätzen vergnügt zu leben und glücklich zu sein hoffte, bei denen alle, die um ihn waren, schwuren, sie führten zum leidigen Teufel. Ich besinne mich, daß der Graf Lynar (ὄνομα ἅγιον für mich, nicht wahr?) einmal mit mir darüber sprach und von mir Erklärung verlangte, wobei ich mich aber weislich entschuldigte." — Nach seiner Meinung muß jeder Mensch Religion haben; es kommt ihm nicht so genau drauf an welche. Er tröstet sich und Schleiermacher angesichts des Okelyschen Skeptizismus: Der werde vorübergehen; „denn der menschliche Geist will lieber betrogen sein, als nichts glauben." — Den Wunsch Okelys, alle zur Vernunft zu bekehren, würde er nicht geteilt haben; das wäre Tyrannei der Vernunft an Stelle der Tyrannei des Dogmas; ihm ist das Höchste Toleranz; jeder lasse seinen Bruder gehen, „wenn er gleich glaubt, jener sehe ein Gespenst für die himmlische Göttin an". Persönliche Freiheit suchte er, als er nach Jena übersiedelte; sie ist ihm die dreimal süße und heilige Göttin; zu ihr betet er auf dämmerndem Berggipfel bei Jena, als er von der Unfreiheit der Barbyer Freunde hört. Als Mediziner in Jena fühlt er sich leidlich glücklich; alles auf Erden ist ihm eitel geworden und nichtig, doch die Medizin von allen Eitelkeiten noch die nützlichste. Ich setze den handschriftlichen Schluß des gedruckten Briefes vom 22. des Brachmonats 1787 her. Nachdem er vom Kampf zwischen Orthodoxie und Aufklärung gesprochen, schließt er: „Unterdessen nun in der geistlichen Welt Wind und Wellen mit einander kämpfen, sitz' ich hier in bona pace und habe meine große Freude, wenn ich die punctio vesicae oder die hydrocele scroti oder andre Dinge, die man vor den keuschen Ohren der Theologen?!! verbergen muß, kennen und kurieren oder wenigstens allerlei Schnickschnack zu machen lerne, bis der Tod mir hülfreiche Hand bietet. — Du lachst — meinetwegen;

aber gestehe nur, daß unsre Wissenschaft bei weitem nützlicher und segenvoller ist als alle Kenntnisse von Masoreth und den verbis quiescenti tertia aleph und wie die schwere Not sonst heißt, auf die ich, Gott verzeih mirs, ehemals manche teure Stunde habe spendieren müssen. — Es ist alles vitre, sprach der Prediger, ganz eitel; und Du kannst das getrost mit einem „Hol mich der T—" bekräftigen. Bei so gestalten Dingen muß man nur fein acht geben, wie man sein Schifflein glücklich durchbringe und seine Takelage nicht verliere, bis es endlich glücklich im Fluß Jordan im Haven des neuen Jerusalems vor Anker liegt."

Das fünfte Mitglied des Klubs, auch ein Schweizer, war Zäslin; er war der reinste Gegensatz zu Beyer, mit dem ihn innigste Freundschaft verband, zart, sinnig, fein, voll geistreicher Ironie. Für Brinkmann war er die Perle in der Kolonne Schleiermachers, er findet ihn ernsthaft, edel, freimütig, gefällig, ohne jede Sucht zu gefallen. Als Okely Zäslins Tagebuch im Pädagogium gelesen, notiert er: „Dieser Tag war mir schon allein darum lieb, daß ich heut das allervollkommenste, schöne Tagebuch von m. F. Z. zu sehen bekam. Was für Wahl der Gegenstände? Was für nette und einfältige Einkleidung? Wie weder zu viel noch zu wenig der Witz, den er anbringt? Was für reine, ungekünstelte Schreibart? Kurz, ich würde fast die Einfälle aller sich so sehr vervielfältigender Tagebücher und ihre Ausdrücke gerne hingeben, um nur der Verfasser von diesem zu sein." Zäslins „Wasserfahrt" erschien Schleiermacher, als er seinen Aufsatz damit verglich, für seine Feder unerreichbar. Wie neckisch plaudert Zäslin z. B. mit dem nach Halle abgegangenen Schleiermacher, der ihn um eine Schilderung der Barbyer Füchse gebeten hatte (Juli 1787, handschr.): „Grämlicher Beichtvater! Ob Du Dich selbst oder jemand anders in das Amt eingesetzt hat, das weiß der Himmel, oder wie man in unsern jetzigen aufgeklärten Zeiten wohl zu sagen wagen darf, das weiß der H—. Die Pastoralklugheit, auf die Du Dich im vorigen Brief berufst, erlaubt eine solche eigenmächtige Einsetzung gewiß nicht . . Als ein treuer Beichtvater hast Du mich über den jetzt leider so kläglichen Lauf der Dinge in dem lieben Barby zu trösten gesucht. Ich kann mich zwar nicht besinnen, in meinem Brief so sehr gewinselt zu haben, verzeihe es aber einem Beichtvater, daß er mehr tröstet, als seine Beichtkinder klagen. — Dein Verlangen wegen der Schilderungen sehe ich als ein Kompliment an, und es würde ganz vergeblich sein, wenn Du mich eines andern überzeugen wolltest, weil ich hier nach der „Klugheit in besonderen Fällen" urteile. Ich will nicht leugnen, daß auf Nr. 14 manches lebhafte Viehstück zu sehen ist; man muß aber beim Beschauen so einer lebendigen Malerei immer gefaßt sein, sich mit der Faust seiner Haut zu wehren. Im Ganzen genommen kommen wir immer mehr mit der Aufklärung fort, ich meine derjenigen Aufklärung, die in großen Hüten, Reitstiefeln und

dem Herausschmeißen aus dem Bett besteht. Was übrigens noch Klägliches in unsern Umständen sein möchte, das nehme ich mir aus zwei Ursachen nicht sehr zu Herzen (Du siehst, ich fange auch an zu numerieren) 1. aus dem Grunde, den Du mir selbst angegeben und auf griechisch erläutert hast: weil es nichts hilft. 2. weil mich eine angenehme Lektüre immer vergnügt erhält. Was für eine? Nur ein wenig Geduld, Herr Beichtvater. Für diesmal seis genug gebeichtet."

Mit den übrigen 17 Kameraden scheint Schleiermacher in herzlichem, doch nicht Herzensverkehr gestanden zu haben. Sie waren im ganzen 11 Junioren und 11 Senioren. Letztere außer Beyer: J. D. Cranz, Fr. R. Früauff, der Däne Mahler, der Engländer Mortimer, Oppelt, Rumpel und L. H. Schmidt; die beiden letzten seit dem dies nefastus ständige Sorgenkinder Baumeisters. Dann v. Sprecher-Bernegg (Graubündten), Stähely (Schweiz), der Verfasser der Harzreise. Ihn suchte Schleiermacher 1817 als Geistlichen in Ebersdorf auf und erhielt durch ihn handschriftliche Gedichte Albertinis. Endlich v. Watteville. Die Mischung war recht international für diese kleine Zahl: zwei Engländer, vier Schweizer, zwei Deutsch-Russen, zwei Dänen. Die Beimischung von Aristokraten, 8 von 22, scheint das flotte Leben, namentlich die „Kleidertorheiten" gefördert zu haben. Ein Charakterkopf darunter war Sprecher-Bernegg. Er war wegen seines religiösen Ernstes Stubenaufseher. Ein Klagebrief von ihm aus Wittenberg, wohin er Herbst 1786 als Hofmeister zweier adliger Kameraden Schleiermachers ging, über die Verweltlichung von Barby, gab den Anstoß zur Nvk. 1787. Auf der Nvk. faßte ihn die Direktion als Dozenten für das theologische Seminar ins Auge. Doch verließ er die Gemeine. Brinkmann schreibt über ihn Juni 1789 an Schleiermacher: „U. Sprecher ist ein interessantes moralisches Phänomen von einer andern Art, und Du bist nach dem, was mir Beyer gesagt hat, viel zu frei in seiner Gesellschaft (Frühjahr 1789 in Berlin; d. V.) gewesen. Er ist ein sehr heller, richtiger Kopf, aber da ihn kein Bedürfnis der Seele zu gewissen kritischen und philosophischen Untersuchungen hingetrieben hat, davon wir uns niemals entschlagen konnten, so hat er nur den gröbsten Unsinn weggeräumt und hält auf seine vermeinte Wahrheit um so mehr, weil er sich bewußt ist, manche Mühe angewandt zu haben, um sie von den Schlacken der gewöhnlichsten Vorurteile zu reinigen. So ist er wahrscheinlich — was so viele gute Köpfe unter diesen Umständen werden — ein philosophischer Christ. Dazu kommt, daß er in Wittenberg studiert hat . . Der Unterschied zwischen Hallescher und Wittenberger Aufklärung ist doch sehr auffallend." Diese Ausführungen über den philosophischen Christen veranlaßten die feinen Bemerkungen Schleiermachers über die Entstehung der Dogmatik IV 28. Sprecher scheint später in seiner Heimat eine bedeutende Rolle gespielt zu haben. Als er 1799 in Paris der Regierung das Aufhören der Graubündtischen Freiheit anzeigte, fand er

dort als schwedischen Geschäftsträger seinen Barbyer Kameraden Brinkmann, der über dies eigenartige Zusammentreffen mehrfach berichtet hat. An Schleiermacher meldet er es scherzend streng in der Gemeinsprache: „Sprecher, der auf Anweisung seiner Arbeiter das Begräbnis der Graubündtischen Freiheit der hiesigen Ältestenkonferenz gemeldet, läßt Dich herzlich grüßen."

In seinem engeren Klub erlebte nun Schleiermacher, was er nachher die erste Blüte des Geistes nannte, die Weckung seines philosophischen Sinnes. Neben der Freude des Forschens blühten ihm dort auch die Freuden der Freundschaft und schwärmerischen Naturgenusses. Sie lasen gemeinsam im Park oder draußen in der freien Landschaft die Dichter ihres Herzens, Klopstock, Haller, Wieland, den Werther, Hölty, dessen Elegie auf einen Dorfkirchhof noch in Drossen zu Schleiermachers Lieblingen gehört; auch die Verbindung von Literatur- und Naturgenuß nach ständigem Nieskyer und Barbyer Brauch beglückte ihn im einsamen Drossen aufs neue. Es ist ganz Stimmung und Gewohnheit seiner Jugend, wenn er aus Drossen schreibt, IV 16: „Was kann einem wohl abgehen, wenn man unter einer herrlichen Kirchhofslinde Höltys Elegie oder an einem niedlichen Bach das Bad des Idris liest."

Auf meilenweiten heimlichen Gängen nach Zerbst — seltsame Wallfahrten zu dem kleinäugigen freundlichen Mann nennt sie Albertini — oder durch verbotene Korrespondenz mit Universitätsfreunden verschaffen sie sich, da die Barbyer Buchhandlung im Besitz der Gemeine war und nur gegen den Erlaubnisschein eines Dozenten Bücher verschreiben durfte, das, wonach sie lüstern waren, Wielands Gedichte und Werther; denn nur ihr Empfinden wollten sie von außen nähren. Selten waren es wissenschaftliche Werke; davon haben Schleiermacher und seine Freunde herzlich wenig gelesen. Als Grund gibt er an, daß sie zu sehr in Gährung und in Selbstbeobachtung über diese Gährung vertieft gewesen seien, als daß sie für etwas anderes hätten empfänglich sein können. Schleiermacher hat von Kant in Barby nur die Prolegomena gelesen, nur so viel davon verstehend, „als man verstehen kann, ohne die Kritik der reinen Vernunft gelesen zu haben." Die warme Verehrung Kants im Klub beruhte somit mehr auf der Jenaer Literaturzeitung als direktem Studium. Ökely sagt ausdrücklich, daß er für seinen Aufsatz: „Grund meiner Hoffnung" außer seinem eignen, geringen Verstande nur Feders praktische Philosophie — nach Feder lehrte Bossart — und Garves Anmerkungen zu Ciceros Pflichten benutzt habe.

Eine Probe davon, wie die Selbstdenker sich vergnügten, gibt uns Schleiermachers „Wasserfahrt" (aus seinem Nachlaß ohne Unterschrift), geschrieben Herbst 1786, also um die Zeit, als der offene Konflikt mit seinen Lehrern begann. Der Aufsatz — er schildert eine Mondscheinfahrt über die Elbe den jenseits einmündenden Lepsgraben

hinauf — ist trotz seiner Kürze von hohem Wert. Die 15 ersten Monate Schleiermachers in Barby sind nächst der Hallenser Studienzeit am wenigsten durch gleichzeitige Zeugnisse belegt, und dabei sind sie grundlegend für sein späteres Leben. Doppelt wichtig ist das Dokument, da die Briefe an Beyer und Okely mit dem unmittelbaren Ausdruck seiner Gedanken verloren sind; die mit Januar 1787 einsetzenden Briefe an den Vater geben dafür keinen Ersatz, denn sie nennen nur das Negative, was er verloren hat. Hier deutet er das Positive an, was ihm in Barby geworden ist. Jene atmen nur Schmerz über den Kummer, den er dem Vater zufügen muß, hier sehen wir, was in den vorhergehenden Monaten die Grundstimmung war, die Freude über die erste Blüte des Geistes. — Alles an diesem Aufsatz ist lehrreich. Eine stille Fahrt, bei der der Naturgenuß durch Gesang gekrönt wird, ist dem Klub höchste Freude. Schleiermacher, der mit schweren Schulden Barby verließ, kann sich nicht oft eine solche Fahrt gönnen; aber gern verwindet er die paar Groschen gegenüber der hohen Freude, die ihn und Zäslin ganz unabhängig voneinander zu poetischen Schilderungen begeistert. — Der Rythmus der Sätze, die edle Einfachheit der Sprache zeigen den gelehrigen Schüler der deutschen Klassiker.

Wichtiger ist Folgendes. Zwei Vergnügen stellt er einleitend nebeneinander, das tiefe Nachdenken und den Naturgenuß. Das ist persönlichstes Bekenntnis. Er freut sich, daß das Fünkchen Verstand anfängt durchzubrechen durch die dogmatische Einkapselung. Der Verstand, nicht mehr als Feind des Glaubens gefürchtet, ist ihm vielmehr eine Gabe des Urquells alles Guten. Er, der bisher das Bewußtsein des Heilands allgegenwärtig in sich trug, ihn durch Fehler zu beleidigen fürchtete, hat nun das Bewußtsein der Menschheit statt dessen in sich aufgenommen; sie will er nicht durch niedrige Handlungen entehren. Er ist in die Zeit seines Lebens, mit den ersten Schritten allerdings erst, eingetreten, die er im zweiten der Monologen so preist: „Die Menschheit in sich selbst betrachten und, wenn man sie einmal gefunden, nie den Blick von ihr verwenden, dies ist das einzige sichere Mittel, aus ihrem heiligen Gebiete nie zu verirren. Mit stolzer Freude denk' ich noch der Zeit, da ich das Bewußtsein der Menschheit fand und wußte, daß ich nun nie es mehr verlieren würde. Von innen kam die hohe Offenbarung, durch keine Tugendlehren und kein System der Weisen hervorgebracht; das lange Suchen, dem nicht dies, nicht jene genügen wollten, krönte ein heller Augenblick; die Freiheit löste die dunklen Zweifel durch die Tat." — Alles atmet Zartheit, Feinheit, den Duft einer reinen, frommen Seele, der die Pflichten gegen die Freunde gleich hinter denen gegen die Gottheit stehen. Die Stimmung ist religiös, aber die Religiosität ist unherrnhutisch. —

Die Wasserfahrt.

Für das Vergnügen, das ich genieße, gebührt der Vorsehung Dank, sei es ernster, sei es lächelnder Art. Wenn ich in der Weltweisheit und tiefem Nachdenken über alles um mich her mich vergnüge und über alles forsche, wo meine Kräfte hinlangen, so ist sie es, der Urquell alles Guten, die meine Seele dazu tüchtig machte; sie ist es, die mir das Fünkchen Verstand gab, das nun anfängt durchzubrechen. Wenn ich an den Schönheiten der Natur mich weide vom hellen Stern bis zum niedrigen verachteten Gräschen, so ist sie es, die diese herrliche Natur bildete und die mir Empfänglichkeit für alle Schönheiten ihrer Schöpfung in die Seele legte. — Was ist wohl nächst dem Preise der Gottheit mehr meine Schuldigkeit, als meine Gedanken meinen Freunden mitzuteilen und ihnen nach dem Genuß noch die süße Erinnerung vergangner Freuden zu erhalten.

Ein Vergnügen, dieser Nacherinnerung wert, war das, was wir jüngst abends genossen. Der eben volle Mond, der sich in dem nur erst wieder in seine Ufer zurückgetretenen Fluß bildete, der ganz heitere Himmel, einiges kleine Gewölk im Westen ausgenommen, das noch soeben ganz schwach von der untergegangenen Sonne gerötet wurde und also die Schönheit der Szene erhöhte, alles das und die Furcht, daß dies der letzte schöne Abend sein möchte, lud uns zu einer Spazierfahrt auf dem Wasser ein. Der noch hoch angeschwollene Strom war glatt und von keinem Wind bewegt; nur vom Ruder geschlagen, kräuselte er sich sanft, und wo wir fuhren, da fuhren wir längs einer Säule von Mondglanz, die schwankend auf den gekräuselten Wellen schwamm. Die fernen Wälder lagen in ehrwürdigem Dunkel, nur der nächsten Gegend teilte der König der Nacht seinen Silberschein mit; mitten auf dem Strom sahen wir, kaum erkennbar, das Schloß und vor demselben die roten Feuer der im Hafen liegenden Schiffe. Als wir an den Bach kamen, der das Ziel unserer Fahrt war, traten wir gleich beim Eintritt in ein ziemlich dickes Gewebe hoher, schon etwas herbstlicher Bäume, das der kühleren Abendluft den Zugang verschloß, wo aber doch der Mond immer durchschien und unsre Angesichter beleuchten konnte. — Leicht schwebte der Kahn auf dem klaren Bach und mit langsamer unmerklicher Bewegung, sodaß uns keine der schönen Partieen entging, die das Mondlicht bildete. Jede war neues Entzücken für uns. O Maler, die ihr der Natur Schönheit nachbildet, wollt ihr Lichtverteilung lernen, geht beim Mond in die Schule, so besucht alle Abend, wenn er frei von neidischen Wolken am Himmel prangt, diesen Bach.

Wahres, reines Wonnegefühl durchströmte uns; denn was kann wohl reineres Vergnügen sein, als was uns die Gottheit in ihrer Schöpfung selbst vor die Augen gelegt hat. Da hörten wir, was unsere Freude voll machte, aus dem Munde eines angenehmen Sängers

edler deutſchen Barden Geſänge. Wer etwas wußte, wo von Mond und über den Mond geſungen worden, der gab es an; aber ſingen wollte kein andrer, weil keiner mit unſrem Sänger ſich meſſen konnte; ſo wurden wir hingeriſſen von einer Begeiſterung in die zweite, bald durch warme Freude, bald durch melancholiſche Gefühle, bis die ſchnell verſtrichne Zeit uns zurückzukehren nötigte. — Da fuhren wir den Bach wieder herunter und weideten uns noch zum Abſchied an den herrlichen Mondſzenen. „Seht da," rief einer, „wie er jene Silberweide erhellt!" „Wie majeſtätiſch liegt dort jene hohe Eiche in nächtlichem Dunkel," erwiderte ein anderer. „O wie öffnet ſich da eine freie Szene ſo herrlich; nun ſcheint er nicht mehr durch Eichengrün; ganz und voll ſteht er da und ſpiegelt ſich im Waſſer und erleuchtet die Bäume . . . und den Kahn." So fuhren wir, in Vergnügen verſunken, den Bach hinunter und über den Strom. —

O Vorſehung, wünſchte ich, zähle viele ſolche Abende zu meinen Tagen hinzu, ſie ſind wohl wert der Hitze und Laſt des vorhergegangnen Tages, wohl wert der paar Groſchen, die reichlich der arbeitſame Schiffer verdient. — Du aber, o Mond, h. Geſtirn, himmliſcher König der Nacht, . . . wenn ich mich in deiner Geſellſchaft von nützlichen Arbeiten erhole, wenn ich meine Freude durch dein Anſchaun krönen will, da leuchte freundlich auf mich herab, da zeige mir Gottes Natur in ihrem ſchönſten Licht, da gieße Freude in mein Herz wie heute. Wenn ich aber gedrückt vor dich hintrete und weine, wenn ich dich zum einzigen Zeugen meiner geheimen Leiden mache, da gieß nicht Freude in meine Seele, da ſcheine nicht ſo hell, da laß melancholiſch dein Licht auf mich herabdämmern und nähre die willkommne Schwermut. Wenn aber — o ſchrecklicher Fall! möchteſt du nie eintreten — wenn ich niedrig gehandelt, wenn ich die Menſchheit entehrt nnd meine Seele herabgewürdigt habe und mich vor dich wage, da verbirg dein Antlitz hinter dicke, finſtre Wolken, laß dein h. Licht nicht mich Unwürdigen beſcheinen, daß ich niederfalle und mich demütige und Beſſerung gelobe; dann tritt mitleidig hervor, gönne dem Reuevollen deinen Schein und ſei Zeuge zwiſchen Jehova und mir.

Nacherinnerung.

Ich will mich nur von dem Verdacht losmachen, daß ich bloß Zäslin nachahmen und mit ihm wetteifern wollte. Aber eh ich noch von ſeinem ſchönen Aufſatz etwas wußte, war ſchon der Vorſatz feſt, und eh ich ihn geſehn hatte, waren ſchon die Gedanken geordnet, ſodaß Zäslins Arbeit keinen anderen Einfluß auf mich gehabt hat als mich abzuſchrecken, weil ich ſah, daß ich ihn nie erreichen würde.[1])"

---

[1]) Okely an Albertini aus England 28. März 1787 handſchriftlich: „Ach mit welchem Geſchmack werd' ich im Schatten den Hölty leſen. Ich trag ihn immer in der Taſche. Ich leſe dieſen Dichter meines Herzens wie auch deines mit dem größten Geſchmacke. „Dein Silber ſchien" — wie ſimpel, wie edel das

In den Vorlesungen bekam der Klub grade von dem, wonach er lechzte, nichts zu hören. Die Philosophie lag ja in den Händen des unphilosophischen und körperlich völlig verbrauchten Bossart, der schon 1789 starb. Baumeisters Kolleg erwähnt Okely in den sieben Tagen seines Tagebuchs zweimal; beide Male sind es Nebenbemerkungen, nicht theologische Ausführungen, die Okelys Nachdenken anregen. „Die Untersuchungen der neueren Theologen über das System und der Philosophen über die menschliche Seele kamen uns nicht zu statten, denn wir hörten wohl beiläufig, daß so etwas in der Welt geschah, aber den Inhalt davon konnten wir nur aus dem, was wir selbst entdeckten, erraten." (SB.) — So wiederholten sie denn aus sich selbst heraus in um so freudigerer Denkarbeit den Prozeß der deutschen Aufklärung. Die christliche Religion, die große Macht ihres Lebens, war naturgemäß das erste Objekt ihrer kritischen Untersuchungen. Die Exegese und die eigene Vernunft lieferte ihnen die Waffen. Im Gespräch, kleinen Aufsätzen vermittelten sie sich die täglich zuströmenden neuen Erkenntnisse. Immer kühner werden die ihrer selbst bewußt gewordenen Geister, in freudigem Wetteifer spannen sie, Entdecker auf eigene Faust, alle Seelenkräfte an; mit leisem Schauder, mit stolzer Freude, wie die Monologen zeigen, sehen sie das Gebäude von Jahrhunderten durch eigne Arbeit vor ihren Augen zusammensinken; die bunte Glaubenswelt ihrer Jugend lag zu ihren Füßen als „Schutt der Vorwelt". Die frommen Gefühle, die sie so oft beseligt hatten, erschienen ihnen nun als suggeriert; sie empfanden es als Befreiung, nun nicht mehr nach dem Phantasieverkehr mit dem Heiland, nach Erlebung der übernatürlichen Gefühle jagen zu müssen. Okely, der Führer, spricht es aus (Gr. m. Hoffn.): Das Gebet sei unvernünftig, da alles von Gott vorhergesehen sei. Kein andrer Gottesdienst sei künftig nötig als der rechte Gebrauch der Vernunft. Gott, Tugend und Unsterblichkeit bleiben ihm bestehen, doch muß er letztere mit Anstrengung verteidigen gegen weitergehende Zweifler. Für Okely selbst fielen die Entdeckungen in eine Zeit schwerer körperlicher Depression. „Ich wurde immer schwächer am Körper, mein Husten plagte mich, Auszehrung und Tod ohne Rettung drohte mir, und ich wollte gerne Grund haben, um getrost in die Ewigkeit hinübergehen zu können." Wie sehr die Frage nach dem Jenseits den vermeintlichen Todeskandidaten bewegte, geht daraus hervor, daß nicht weniger als drei seiner Aufsätze diese Frage vorwiegend behandeln. In dem einen nimmt er an, daß die präexistente Seele nach dem Tod in Seelenschlaf verfalle. Anders im „Grund meiner Hoffnung". Dort legt er in Form von Thesen kurz seinen „vernünftigen Glauben" dar; er handelt in drei Kapiteln von

---

Ganze. Lies doch und empfinde mit mir folgende Stücke außer den zu bekannten pag. 52 ꝛc. des Hölty, und wenn Du sie erhalten kannst, Zäslins und Schleiermachers empfindsame Beschreibungen." Das sichert mit der „Nacherinnerung" zusammen Schleiermachers Autorschaft. —

Gott, Ewigkeit, Zeit. Was er von Gott und rechtem Gottesdienst da sagt, ist schon erwähnt. Ewigkeit: Die präexistente Seele ist unsterblich, bekommt irgendwie einen neuen Leib; ein tugendhaftes Leben gibt Hoffnung künftiger Glückseligkeit. Das Schlimmste, was ihr drohen könne, sei völlige Vernichtung. Zeit: Das wahre Wohl des Menschen ist Gottes gnädiger Wille. Drum soll der Mensch so viel Vergnügen genießen, als er kann, ohne sich und andern zu schaden; die Grenzen lehrt ihn die praktische Philosophie. Für Christus ist in diesem vernünftigen Glauben kaum ein bescheidenes Plätzchen als Tugendlehrer oder Vorbild ausfindig zu machen. Er, Okely, sei zufrieden mit der Gesellschaft, in die er nun gekommen sei; „denn mit Rousseau, Mendelssohn, Garve und vielen andern gründlichen Weltweisen in und außer Deutschland ist es wahrlich keine Schande zu irren.“ [1])

Welche Wonne barg diese selbständige gemeinsame Arbeit! Beyer schreibt darüber aus Jena 27. Februar 1787: „Daß ich Euch vergessen hätte, das kann Euch garnicht einfallen, wenn Ihr nur die geringste Kenntnis von mir und von Euch selbst habt und Euch erinnert, von welchem Wert Ihr für mich gewesen seid und immer bleiben werdet. Mit dem reinsten Vergnügen erinnere ich mich noch der frohen Stunden, die in Gesellschaft unsrer Klubfreunde, wie sie Okely nennt, in Unterredung über die wichtigsten Gegenstände verflossen. Flössen sie nur langsamer in meinem Andenken, als sie damals vorbeieilten, da wir sie wirklich genossen.“ — Okely aus England an Albertini: „Ja wohl, sie sind vorbei, auf ewig vorbei die Freuden, die du so unnachahmlich schilderst. Aber die Erinnerung daran ist doch süß.“ Als Schleiermacher in seiner SW. an jene Zeiten kommt, muß er die aufsteigende Empfindung bändigen: „Je größer die Versuchung für mich ist, diese erste Blüte des Geistes zu schildern, desto weniger darf ich

[1]) Fries schildert seine entsprechende Entwicklung auf dem Seminar so: K. Garves Vorlesungen hätten ihn auf die Lehre von der Einbildungskraft und vom Aberglauben geführt. Dadurch sei seine Religionsansicht schnell geändert worden: „Ich sah nun ein, daß meine frommen Anstrengungen für die Andacht nur Spiele der Phantasie gewesen seien, mit denen ich mich selbst unterhielt, und sie verloren allen Wert für mich; ferner die Lehren der Ethik zerstörten mir sogleich die ganze Versöhnungslehre, diese Grundlage des ganzen herrnhutischen Mythus. Sittliche Schuld kann mir nie einer, und wenn er ein Gott wäre, für einen andern tilgen; und die Vorstellung eines menschgewordenen leidenden Gottes verglich sich mir mit dem Gebrauche des Kaisers von China, jährlich einmal den Pflug zu führen. Für einen Gott schien mir der Gedanke, einmal einige Jahre als Mensch zu leben, mehr eine Sache des Scherzes als des Ernstes, am wenigsten des dankbaren Mitgefühls (der religiösen Anfangsstimmung der Brüder, aus der das Weitere entwickelt ward; d. V.). So vernichtete sich mir die Bedeutung der christlichen Symbole.“ Seine Geringschätzung des Christentums sei ihm geblieben, bis ihm das Studium der Geschichte der Philosophie die Bedeutung desselben für die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes gezeigt. „Daneben hatte mir die Erfahrung des herrnhutischen Lebens doch die große Bedeutung des religiösen Lebens so klar gezeigt, daß ich diese jederzeit anerkannte.“

in Blättern, welche nicht für mich bestimmt sind, es wagen, von allen den Erinnerungen, welche sich mir aufdrängen, einige zu zeichnen."

„Angst und Trübsal" aber kam über sie, wenn sie, aus dem Reich der Ideen auf die rauhe Erde niedersinkend, sich an die Stirne schlugen und sich fragten, was denn nun aus ihnen werden solle. Der Weggang von Barby erschien als erste Forderung und damit die Lösung von der Gemeine. Und ihre Väter? Ja, das war es eben. Die waren ja, der alte Beyer, Okely, Albertini, dem Zug ihres Herzens folgend, aus der Welt in die Gemeine geflüchtet, hatten Vaterland und Freundschaft verlassen, um in dem Volk des Heilands zu leben. Der alte Schleiermacher war innerlich wenigstens ein Herrnhuter geworden. Er hatte sich aller seiner Kinder beraubt, um ihnen in der Gemeine ihr ewiges Heil zu sichern. Und die Söhne zertrümmerten das Bild des Heilands, vor dem ihre Väter knieten! Diesen furchtbaren Gegensatz, den wir schon bei Brinkmann trafen, muß man sich gegenwärtig halten, um Schleiermachers scheinbare Leisetreterei gegen den Vater, um des Vaters anfängliche Schwerhörigkeit, dann seinen fassungslosen Schmerz zu verstehen.

Dem Onkel, den Schleiermacher Sommer 1786 in Halle besuchte, machte der Neffe einen beklommenen Eindruck. Aber kein Wort kam über Schleiermachers Lippen. Aber einmal mußte er eine Andeutung an den Vater wagen. So schrieb er folgenden Brief (undatiert; 6 Monate vor I 42, also Juli 1786). Schleiermacher befand sich damals tief in religiösen Zweifeln. Er gesteht selbst in seinem großen Beichtbrief an den Vater, daß der Zweck seines letzten Schreibens, eben unseres Briefes, gewesen sei, den Vater darauf vorzubereiten, daß er in Zweifel gefallen sei. Das muß man wissen, aus dem Brief herauslesen kann man es nicht. Der Sohn hielt es, eben weil er wußte, warum ihn der Vater der Gemeine anvertraut hatte, für schlechterdings unmöglich, mit der Wahrheit hervorzutreten. Das würde dem Vater, der ihn nach dem letzten Brief an sich, März 1786 und an Lotte April 1786, den jene in Anhalt erhalten hatte, für einen unverändert frommen Herrnhuter halten mußte, zu unvermittelt getroffen haben. So spricht der Sohn denn hier — nicht von seiner Denkarbeit, sondern der Beschränktheit der Lektüre, der Einseitigkeit der Vorlesungen, die bei anderen — nicht bei ihm! — Argwohn erregt hätten, um im Schlußsatz das Gesagte halb wieder zurückzunehmen. Er mochte hoffen, daß diese Kritik herrnhutischer Institutionen, die erste, die der Vater aus seiner Feder las, jenen veranlassen würde weiterzufragen. Dann wollte er in einzelnen Dosen dem Vater die furchtbare Wahrheit mitteilen. Er schrieb: „Ich möchte gern Theologie studieren und zwar recht von Grund aus; das werde ich mich aber nicht rühmen können, wenn ich von hier wegkomme; und daran ist unsre, wie mich däucht, etwas zu große Eingeschränktheit in der Lektüre Schuld; denn von allen jetzigen Einwendungen, Einwürfen und Streitigkeiten über

Exegeſe und Dogmatik bekommen wir nichts zu leſen, als in den gelehrten Zeitungen; auch in den Kollegien erwähnt man ihrer nicht einmal hinlänglich, und doch iſt die Kenntnis derſelben einem angehenden Theologen ſchlechterdings notwendig. Dies Verfahren erregt auch ſogar bei manchem den Verdacht, als müßten viele Einwürfe der Neuern wohl ſehr acceptabel und ſchwer zu widerlegen ſein, weil man ſich fürchtet, ſie uns vorzulegen. So denke aber ich nicht, und überhaupt macht dies kleine Mißvergnügen für jetzt noch keine große Störung in meiner Ruhe, und Sie ſind der einzige, mit dem ich davon geredet habe."

Der Vater, der nicht ahnen konnte, was alles hinter dieſen Zeilen ſteckte, ſah darin, wie jeder ahnungsloſe Leſer, nur den nicht einmal beſonders ſtarken Wunſch, die neuere Theologie kennen zu lernen. Den glaubte er durch ſeine Vorhaltungen, namentlich den Hinweis, daß ihm perſönlich nicht theologiſche Gelehrſamkeit, ſondern göttliche Gnade zum Glauben verholfen habe, erſticken zu können. Der Sohn mußte es mit ſeinem eigenen Leiſetreten zuſchreiben, daß er folgenden Beſcheid erhielt (22. Auguſt): „Du verlierſt nichts, wenn Dir auch die Einwendungen und Erklärungen der Neueren unbekannt bleiben. Vermeide dieſen Baum des Erkenntniſſes — und die gefährlichen Lockungen zu demſelben unter dem Schein der Gründlichkeit. Ich habe faſt alle Widerlegungen des Unglaubens geleſen; ſie haben mich aber nicht überzeugt, ſondern ich habs erfahren, daß der Glaube ein Regale der Gottheit und ein pur lauteres Werk ihres Erbarmens ſei. Du willſt ja überdem kein eitler Theologe werden, ſondern dich nur geſchickt machen, dem Heiland Seelen zuzuführen, und dazu brauchſt Du das alles nicht und kannſt es deinem Heiland nie genug verdanken, daß er dich hat zur Brüdergemeinde gebracht, da Du deſſen gar wohl entbehren kannſt." An der unerſchöpflichen Quelle der Bibel ſolle er ſeinen Wiſſensdurſt ſtillen, ſich erheben und beugen in gefühlsmäßiger Verſenkung in die Tiefe der Liebe Gottes. „Hier findeſt Du ein weites Feld für Deine Wißbegierde, auf welchem Du vor Stolz und Eitelkeit geſichert bleiben und zuletzt glücklich zu der ſeligen Einfalt wirſt zurückgeführt werden."

Das war allerdings für den Sohn, deſſen Seele der Vater in ihrer völligen Wandelung nicht kannte, wie ein Fauſtſchlag. Zum erſten Male ſah er, daß der Vater ihn nicht verſtand. Sein Streben, aus reinſter Wahrheitsliebe geboren, von ihm als das Beſte in ſeiner Perſon heilig gehalten, erſchien jenem im Grunde als Ausfluß eines eitlen Herzens, die Wiſſenſchaft als ein Baum mit giftigen Früchten; der Glaube, den die Erkenntnis dem Sohn genommen, als Gnadengabe, die man nicht geiſtig ſich erarbeiten, ſondern nur ſich erbitten könne mit Außerdienſtſetzung der Vernunft; die Gemeine, die der Sohn zum erſten Male als Feſſel empfand, als die geprieſene Heimſtätte des einfältigen Glaubens. Eine Vermittlung dieſer Gegenſätze war unmöglich.

Aber doch hätte der Sohn ein zweites Mal deutlicher sprechen sollen; er schwieg unverantwortlicher Weise, wie er selbst sagt, sechs lange, schwere Monate hindurch. Der Vater mußte ihn beruhigt glauben. Er schwieg aus zarter Schonung (I 42), weil er es nicht übers Herz bringen konnte, dem Vater das zu melden, was diesen schlimmer treffen mußte als eine Todesanzeige, den Eintritt seines geistlichen Todes. Lieber wollte der Sohn innerlich leiden, ja verkümmern, als dem Vater diesen Schmerz antun. Erst der direkte Befehl Baumeisters zwang dies allzuzarte Herz zum offenen Bekenntnis.

Unterdessen verließ als erster vom Klub Beyer am 7. August 1786 Barby, um in Jena Medizin zu studieren, wie kurz nach ihm vier Barbyer Studenten zu juristischen Studien nach Halle und Wittenberg übergingen. Man darf Beyers Abgang, der ganz im Rahmen des Üblichen blieb, nicht ohne weiteres mit dem Okelys und Schleiermachers gleichstellen. Beyer ging, die letztgenannten wurden, wenn auch in Konsequenz ihres eignen Entschlusses, gegangen. Beyer ging wie jene vier, weil ihn seine Natur auf ein andres Studium wies. Klagen über Unglauben wurden von seinen Lehrern nie gegen ihn erhoben; er blieb in Jena Mitglied der Gemeine (wenn auch ohne inneren Trieb), und Schneider, der Beyer in den Universitätsferien bei seinen Eltern in Niesky oft sah, hegte noch Jahre lang die allerdings ständig abnehmende Hoffnung, ihn als Gemeinarzt angestellt zu sehen. — Beyer hatte, da sein Vater ihm Juni 1785 nach dem dies nefastus das medizinische Studium rund abgeschlagen hatte, diesem Frühjahr 1786 vorgeschlagen, die Oberbehörde eine Losentscheidung darüber treffen zu lassen. Das war ein gewagtes Mittel — das Los konnte nein sagen — aber scheints das einzige, wodurch er beim Starrsinn des Vaters hoffen konnte, sein Ziel zu erreichen. Es war gelungen, der Vater hatte April 1786 die Direktion um eine Losentscheidung gebeten. Jene hatte unter Ablehnung einer Losentscheidung am 10. April 1786 dem Wunsch des Sohnes zugestimmt: „Man war völlig der Meinung, daß Bruder Beyer seinen Sohn, der ein gutes Zeugnis hat, seiner anhaltenden Neigung gemäß nach vollbrachtem Triennio in Barby noch Medizin studieren ließe. Übrigens glaubte man nicht, deshalb füglich eine (Los-)Frage tun zu können, da man sich hierbei von der völligen Überlassenheit des jungen Beyers in den Willen des Heilands, welche doch in solchem Fall vorausgesetzt werden muß, nicht genugsam überzeugt hielt.“ So ging denn Beyer Anfang August 1786 zunächst zu seinen Eltern nach Niesky — ganz im Frieden. Dort erreichten ihn die ersten Briefe der Klubfreunde. Schleiermacher schrieb ihm, daß Okely in völligen Skeptizismus verfallen sei, gab ihm eine Erklärung des Abendmahls, so wie es sich ihm damals darstellte, und meldete ihm, daß der erste Zusammenstoß des Klubs mit den Lehrern stattgefunden habe. Den Klubmitgliedern drohte wegen zu freier Äußerungen Ausschluß vom Abendmahl. Es war das erste Grollen des nahenden

Gewitters. Für Schleiermacher sieht Beyer Konflikte kommen. Er entgegnet Niesky 7. September 1786: „Ich habe eben an Zäslin geschrieben, wie zärtlichen Anteil ich an Euren Umständen genommen und wie sehr mir die Nachrichten, die Du mir neulich gabst, zu Herzen gingen. Das hätte ich beim Hagel nicht gedacht, daß das Wort Skandal einen so häßlichen Tat-Skandal verursachen würde: Ich erinnerte mich dabei an den armen Sebaldus Notanker, der auch um Worte von einem Ende der Welt zum andern wallen mußte. Schreib' mir doch ausführlich, wie die Sache abgelaufen; ich hoffe nicht, daß Ihr deswegen werdet haben vom Abendmahl bleiben müssen. — Aber, Barmherzigkeit, lieber Schleierm. . (Du hast so einen verfl. langen Namen, daß ich ihn nie ausschreiben kann), was Du für eine Erklärungsart und für einen Zweck des Abendmahls da angibst! Das ist die pure leidige Neologie. Du ein Bruder — und so eine Erklärung! Frag' doch einmal Baumeister oder Moore, was Du davon glauben mußt: Da wird's ganz anders lauten. Wenn ich mir die ganze Sache überlege, lieber Schleiermacher, so kommt es mir sehr traurig vor, daß auf diesem ganzen weiten Erdenrund beinahe jeder von den tausend Millionen Bewohnern etwas andres für Wahrheit hält als sein Nachbar." Darum sei Toleranz nötig. Jeder solle seinem Gewissen folgen. „Laß Dich daher von Deinem Freund, der Dich herzlich liebt, angelegentlich bitten, daß Du bei allen den Schritten, von welchen der prophetische Geist in mir sagt, daß Du sie tun wirst, Dich nach nichts anderm als nach Deiner besten Überzeugung bestimmen mögest, so wird Dein Gewissen Deiner Seele in allen Umständen Friede und Mut gewähren. Obgleich heut Ehefest ist und ich vor kurzem aus einem entsetzlich langweiligen Lieb'smahl gekommen bin, so ist mir doch, wie Du siehst, die Philosophie gar elendiglich in den Kopf gestiegen." Folgen Grüße, namentlich an Okely. „Sein Zustand geht mir sehr zu Herzen; aber, soviel ich davon verstehe, ist's nicht gefährlich. Ein Skeptizismus der Art hält nicht lange Stich; es ist ein gewaltsamer Zustand für den menschlichen Geist; er arbeitet sich los und will lieber betrogen sein als nichts glauben. Hältst Du das auch für wahr?" Die Stelle vom Ausschluß vom Abendmahl ist wohl nicht dahin zu verstehen, daß die Klubgenossen in ihrer damaligen Gährung die Mitfeier des Abendmahls begehrt hätten; sie wollten nur nicht mit dem Makel, der in der amtlichen Sakramentsverweigerung lag, behaftet sein. Ausschließung vom Abendmahl war nicht selten. Selbst die fromme Lotte entging ihr einmal nicht. Oktober 1786 waren nach den Prot. der Barbyer Ältestenkonferenz drei Studenten ausgeschlossen, die Selbstdenker sind nicht darunter. Baumeister war übrigens ein Gegner des amtlichen Ausschlusses (Nvk.), weil dadurch leicht, „namentlich wenn es öfters wiederholt werde, eine Widrigkeit gegen das Abendmahl, ja gegen den Heiland erfolge". — Die Freunde werden vermutlich zunächst das Abendmahl weiter besucht

haben, um Aufsehen zu vermeiden. Von Oktober an wird sich Ökely, spätestens von Dezember an Schleiermacher freiwillig und dauernd davon ausgeschlossen haben, da sonst nach der Brüderpraxis ein dauernder amtlicher Ausschluß unvermeidlich gewesen wäre.

---

2. Schleiermacher ringt sich zur Freiheit durch. September 1786 bis April 1787.

Motto: Vergeblich versuchte man meine Bekehrung durch alle Mittel; ich konnte den Pfad nicht mehr verlassen, den ich einmal betreten hatte; aber ich fühlte lange Zeit die Kraftlosigkeit, die mir die Anstrengung verursacht hatte, mich durch alle die Verhaue und Hindernisse durchzuarbeiten, die mir hineingelegt wurden. SW.

Wir treten in das Stadium der Kämpfe ein; sie dauerten für Schleiermacher sechs lange, bange Monate. Es ist die erste schwere Leidenszeit seines Lebens. Es war nicht, wie man nach der vielzitierten Stelle der Monologen anzunehmen geneigt ist, eine einzige, kurze Entscheidungsschlacht, ein schnelles Wegwerfen der falschen Maske in fröhlichem Jugendmut, wie es z. B. Schulzer und Ökely vollbrachten, sondern ein langsames, peinvolles Ringen Schritt um Schritt. Gelegentlich der Entschluß, der Sache ein schnelles Ende zu machen — z. B. Oktober 1786 durch die Flucht, doch wohl zum Onkel nach Halle — dann wieder ein Einhalten, Zögern. Selbst nach dem Brief Schleiermachers vom Dezember 1786 hofft Ökely noch auf das Verbleiben Schleiermachers in Barby. Der Grund dieses Zauderns ist nicht inneres Schwanken und Unsicherheit, sondern einzig und allein die Rücksicht auf den Vater.

Ende September erfolgte der erste größere Zusammenstoß zwischen Klub und Lehrern. Letztere werden, mehr läßt sich nicht vermuten, aus seelsorgerlichen Gesprächen mit dem „Kleeblatt“ ersehen haben, daß bei ihnen Zweifel sich regten, daß sie verstärkt wurden dadurch, daß sie in gegenseitiger Anregung sich ihre religiös-philosophischen Erkenntnisse mitteilten. So untersagten sie ihnen denn jegliches gemeinsame Philosophieren über Fragen, die das Gebiet der Religion berührten. Daß dieses seltsame Verbot wirklich ergangen ist, liegt in der Tagebuchnotiz von Ökely; denn dem Einzelnen konnte man nicht verbieten, darüber zu denken. Die Befolgung ließ sich immerhin in Barby leidlich kontrollieren; Lehrer und Stubenaufseher sahen, ob die Freunde mit einander gingen und lebten; im seelsorgerlichen Gespräch, das monatlich vor dem Abendmahl stattfand, zu dem sie aber auch sonst als Beargwöhnte jederzeit zitiert werden konnten, mußten sie stets eine Frage danach befürchten. Sollten sie ihren Seelsorger belügen? So werden sie es vorgezogen haben, nach Möglichkeit dem

Verbot gerecht zu werden. Okely schreibt darüber in auffallend ruhigem Ton (25. September): „Ich und meine Freunde empfinden die Einschränkung, die uns ist auferlegt worden, sehr wohl. Ich glaube aber nicht, daß sie für unser Denken von gefährlichen Folgen zu sein brauchte. Der Geist der Untersuchung findet überall Stoffe zur Bearbeitung; wie sollte ein gänzlicher Mangel die Folge davon sein, daß ihr eine Provinz von ihrem Gebiet ist abgeschnitten worden? Die Hauptsache, warum einem die Einschränkung so gefährlich vorkommt, ist doch weiter nichts, als daß die Seele in ihren freiwilligen Wirkungen nicht gern gestört wird. Dieser Grund kann wohl zuwege bringen, daß es einem sehr sauer wird, sich in dem Gang seiner Untersuchungen über solche angefangenen Gegenstände wegzuwenden; er kann auch verursachen, daß man lange Zeit fast unwillkürlich in der Gegend der alten Materien bleibt, besonders da es grade die untersagten sind, an die man am öftesten erinnert wird: aber er kann nicht Ursache daran sein, daß man die Untersuchung ganz fallen läßt, anstatt mit den Gegenständen der Untersuchung zu wechseln.“ Er beschließt seine Untersuchungen an das Mineralreich, Geogenie und Weltgeschichte, welch letztere im Wintersemester gelesen werde, anzuknüpfen.

Auch Okely denkt also trotz seines völligen Skeptizismus noch garnicht ans Weggehen. Auch ihn muß vor allem die Rücksicht auf seinen Vater, der Brüdergeistlicher in Northhampton war, zurückgehalten haben. Als Knabe hatte Okely einst im Fieberparoxysmus, so erzählt er im curriculum, seinen von allen erwarteten Tod selbst auf den folgenden Tag für die siebente Stunde bestimmt. Da war sein Vater erschüttert auf die Kniee niedergefallen und hatte Gott gebeten, wenn er voraussähe, daß der Sohn ihm, Gott, künftig Schande machen werde, solle er ihn lieber jetzt zu sich nehmen; wenn er aber wisse, daß er ihm treu anhängen würde, solle er ihm das Leben erhalten. Gott hatte ihm das Leben erhalten. Die Eltern hatten dem Sohn die Geschichte oft erzählt. Er wußte nur zu genau, wie die Nachricht von seinem Unglauben sie treffen mußte. So blieb er in Barby. — Aber jede neue Überlegung mußte den Freunden zeigen, daß nur der Austritt aus dem Seminar ihre Not beheben könne. Man denke sich ihre Lage. Der Glaube ihrer Gemeine war ihnen ein Aberglaube geworden, jedes Jesuslied weckte ihre Opposition, sie fühlten sich als Kämpfer der Wahrheit gegenüber ihren Irrlehrern. Und dabei mußten sie heucheln, Brüder zu sein, grade als Beargwöhnte, solange sie eine Fortweisung aus Barby verhindern wollten; mußten sich äußerlich in alle Formen herrnhutischer Kirchlichkeit fügen, die täglichen Gottesdienste wenigstens nicht zu auffällig versäumen, bei dem religiösen „Sprechen“ bei Moore geschickt schweigen oder sich ausreden, auch im Kameradenkreise ihre Zunge hüten, damit nicht auf Umwegen, etwa durch die Stubenaufseher, Nachrichten an die geistlichen Zensoren kämen. Den Druck eines solchen Verhältnisses ermißt man schwer.

Okely war der erste, der in seiner stolzen, leidenschaftlichen Wahrheitsliebe, ohne Rücksicht auf den eigenen Vater, der Vertuschung ein Ende machte. Er bekannte sich, der Vorsicht müde, Anfang Oktober mit stolzem Freimut gegen seine Lehrer als gänzlich ungläubig. Und was in den Augen der Dozenten das Schlimmste war, er tat das auch gegen seine Kameraden.

Das war den Lehrern zuviel. Stille, zaghafte Zweifler konnte man in hoffender Liebe dulden; man war zufrieden, wenn sie schwiegen und sich den äußeren Formen fügten; von Konflikten der Lehrer mit Albertini hören wir nichts. Stolze Bekenner des Unglaubens bedrohten die religiöse Grundlage des Instituts; sie mußten, um ihr schädliches Gift nicht anderen mitzuteilen, so schnell als möglich entfernt werden. So blieb Baumeister nichts anderes übrig — bisher hatte er noch keine Meldung gemacht — als an die Unitätsdirektion zu berichten. Nur mit ihrer Erlaubnis durfte er einen Studenten entlassen. Wir müssen nach der Analogie von Brinkmann annehmen, daß er vor dieser Meldung in eingehenden seelsorgerlichen Gesprächen den Seelenzustand Okelys erkundete und bei seinem Versuche, ihn zu beeinflussen, mit stolzer Sicherheit zurückgewiesen wurde. Okely persönlich wird er mitgeteilt haben, daß er seine Entlassung bei der Behörde beantragt habe.

Dieser Schlag, gegen den Fahnenträger des Klubs gerichtet, traf die Klubgenossen alle mit. Er zeigte vor allem Schleiermacher, daß es keine andere Lösung der Schwierigkeiten gebe als schleunige Entfernung aus Barby. Die Freunde melden gemeinsam in einem dicken Briefpaket an Beyer, nun Mediziner in Jena, die veränderte Lage: Okely jedenfalls, daß seine Entlassung so gut wie sicher sei, Schleiermacher, daß er fliehen wolle. Beyer, im glücklichsten Genuß studentischer Freiheit, ist denn doch aufs äußerste bestürzt. Er entgegnet am 23. Oktober 1786: „Sacremort, par diable et ses ministres! Eher hätte ich geglaubt, die Saale würde zurückgehen und wiederum den Fichtelberg, ihren Geburtsort, besuchen, als daß ich mir hätte einfallen lassen sollen, daß Ihr in Barby in einer solchen Lage euch befändet, die nunmehr unserm armen Klub gänzliche Zerstreuung droht. Am letzten Freitag kam ich eben vom Prorektor, schlenderte durch die Gassen nach meinem Hause und strich mir weidlich den Bart und sagte zu meiner Seele: Sei du nur hübsch fleißig, jage jeder Tugend nach und lauf nicht zum Saufen, Spielen u. s. w.: so kann schon noch etwas aus dir werden — kurz ich war bei der besten Laune, als mir das Mädchen in meinem Hause einen dicken Brief übergab, wo mir gleich bei Lesung der Aufschrift die Ahndung ein kapitales Herzklopfen verursachte, und leider betrog sie mich auch nicht. So ists denn wirklich geschehen, und du ergreifst die Flucht, noch dazu im Winter. Ich wünsche dir alles Glück und Gute, und da deine innere Überzeugung, daß du recht gehandelt hast, dir Mut und Geduld gewähren

wird: so zweifle ich keinen Augenblick am glücklichen Ausgang. Eure Briefe haben mich sehr gerührt, und das Andenken an Eure eingeschränkte Lage vertrieb mir alle meine gute Laune. Ich ging nachher spazieren, und als ich den Gipfel eines hohen Berges erstiegen hatte und daselbst so frei um mich herum den entzückendsten Anblick genoß, betete ich das herrliche Gebet aus dem Yorik an die Freiheit: Heil Dir, dreimal süße und holde Göttin, die jedermann heimlich und öffentlich verehrt! — Barmherziger Himmel, Du hast so viele Gaben; beschere mir nur Gesundheit und gib mir diese schöne Göttin zur Gesellschafterin. Dann schütte Deine Bischofshüte wie Schneeflocken, wenns Deiner göttlichen Fürsehung so gut scheint, über jene Köpfe, welchen darnach wehe tut." Schleiermacher möge wegen der Tüchtigkeit der Lehrer, der Billigkeit des Lebens, der Schönheit der Gegend zu ihm nach Jena kommen.

Doch so weit war es noch lange nicht. Schleiermacher gab den Gedanken an die Flucht in Rücksicht auf den Vater wieder auf. Er blieb, er schwieg und duldete.

Am 7. November beriet die Direktion über Okely (Protokoll). „Br. Baumeister bezeigt seine Verlegenheit über den jungen S. Okely, welcher schon seit Jahr und Tag eine gewisse Widersetzlichkeit gegen Ordnung und Zurechtweisung geäußert hat, aus Besorgnis aber, daß eine angeerbte Disposition zum Verwirrtwerden bei ihm da sei, mit vieler Vorsicht und Gelindigkeit behandelt worden ist, und nun sich solche Äußerungen, die einen gänzlichen Unglauben anzeigen, frei heraus zu tun erlaubt; worüber man ihn jedoch nicht wohl konstituieren kann, ohne zu riskieren, daß er völlig verrückt werde." Diese merkwürdigen Worte lassen auf eine hochgradige Erregung und Empfindlichkeit Okelys gegenüber Zurechtweisungen schließen. Er, der sich im Besitz der Wahrheit glaubte, wollte offenbar nicht als armer Irrender behandelt sein. Die Direktion entschied: Wenn er andere durch seine Äußerungen verführe, solle er je eher, je lieber zu seinem Vater entfernt werden. Wo nicht, so sollen die Lehrer ihn als Kranken behandeln, sich von der Seite aus alles ihnen Auffallende zurechtlegen. Man hoffte, daß Okely, „wenn er sähe, daß jedermann vor ihm zurücktrete, sich vielleicht bewogen finden würde, selbst nach England zu gehen." Dem Vater solle vorläufige Nachricht gegeben werden. Ob Okely direkt oder auf dem angedeuteten indirekten Wege entfernt wurde, läßt sich nicht entscheiden, kommt auch letztlich auf dasselbe hinaus. Jedenfalls fiel die endgültige Entscheidung bald nach Ankunft des Briefes der Direktion. Okely muß, nach den Glückwünschen der Freunde zu seiner Standhaftigkeit zu schließen, fest und sicher auf seiner Meinung bestanden haben. So mußte er denn fort. Eine Frist von 14 Tagen gewährte man ihm noch. Am 3. Dezember 1786 reiste er ab. Seine Eltern nahmen ihn mit der größten Liebe auf; so war auch diese letzte, große Sorge, die er und die Freunde gehegt,

glücklich behoben. Die Überfahrt machte er mit der Braut seines älteren Bruders, die ihn entzückte. „Meine neue Schwester ist ein reizendes, tugendhaftes Geschöpf; die Jugend ausgenommen eine Pamela, Sternheim oder Rousseaus Sophia.“ Seine Mittel erlaubten ihm auf zeitlebens ein unabhängiges Dasein. Er wollte Landwirtschaft erlernen, dann 1789 eine große Reise auf den Kontinent unternehmen, auch mit um seine Freunde wiederzusehen, und vor allem für die Sache Kants in England kämpfen. So klingt Glück und Lebensfreude aus seinen Briefen, zweien an Schleiermacher, dreien an Albertini. Nur die Lage der Zurückgebliebenen drückte ihn.

Und mit Recht; denn für Schleiermacher begann mit Okelys Abreise die schwerste Zeit. Die Demaskierung Okelys legte den Lehrern den Verdacht nahe, daß auch bei seinen Freunden aus den Zweifeln, von denen sie seit September wußten, völliger Unglaube geworden sei. Albertini, früher in die Untersuchung verwickelt, scheint doch damals im ganzen unbehelligt geblieben zu sein; bei dem regelmäßigen monatlichen Sprechen bei Moore muß er befriedigend geredet oder geschwiegen haben; jedenfalls nimmt Okely nicht auf besondere seelsorgerliche Gespräche bei ihm Bezug. — Anders Schleiermacher. Er hatte Anfang Dezember ein Gespräch mit Baumeister, seinem Inspektor, nicht mit seinem Pfleger, was schon zeigt, daß es sich um etwas Besonderes handelt. Er kann wegen besonders schweren Verdachts von Baumeister geladen worden sein, er kann das Gespräch selbst gesucht haben; denn jetzt mag ihm die zwingende Erkenntnis gekommen sein, daß er „nicht länger mit gutem Gewissen“ (SB.) Mitglied der Gemeine bleiben könne. Jedenfalls legte er seine Ansichten Baumeister leidlich offen dar, bescheiden in der Form, nicht mit dem Ton unumstößlicher Gewißheit. Er behandelte dabei Baumeister ganz so wie hernach seinen Vater: er sagte ihm anscheinend wenig von seinen neuen, philosophischen Errungenschaften, er beschränkte sich auf das Negative, die Leugnung der Gottheit Christi, des Fundaments der Brüderreligion; denn nur davon spricht Baumeister in seinem amtlichen Bericht Februar 1787. Im Dezember meldete er, abwartender wie bei Okely, noch nichts an die Direktion; er muß doch nach dem Ton von Schleiermachers Beichte gehofft haben, daß eine Änderung seiner Ansichten noch möglich sei. — Schleiermacher berichtete in seinem ersten Brief an Okely (Mitte Dezember, Okelys Antwort vom 17. Januar) von seinem Gespräch mit Baumeister, worauf jener urteilt: „Sie hat mein Mitleiden rege gemacht, ach seine Katzenfreundlichkeit.“ Okely mochte dabei seiner eigenen Gespräche mit Baumeister gedenken und wußte nicht, als er so hart urteilte, daß *er* wenigstens mit überlegter Gelindigkeit behandelt worden war. Schleiermacher selbst urteilte von dieser und den vielen Unterredungen im Lauf des Dezember und Januar im Beichtbrief an den Vater, daß man ins ganze genommen liebreich mit ihm umgegangen sei.

Im übrigen klang aus den Dezemberbriefen der Zurückgebliebenen an Okely noch heftige Erregung, wie Okelys Antworten zeigen: Glückwünsche an Okely, daß er nach Luthers Vorbild Standhaftigkeit bewiesen, Grimm gegen die stockdumme Orthodoxie, die all ihre Leiden verschuldet. Okely schrieb darauf an Schleiermacher (17. Januar 1787): . . „Lust hab' ich sehr oft, die herrlichen Gedanken mir einzuprägen, die Dein Brief enthält, und sie mir von Dir einmal über das andere sagen zu lassen. Ja wohl, wie man ist, wenn man mit allen seinen Gedanken auf einen Gegenstand gerichtet ist! Wenn ich z. B. nur Dich denke, da möchte ich fast meine zufriedene Ruhe, meine Eltern, meine Bücher, die schöne Natur um mich her vergessen und unselig sein, daß ich Dich nicht habe. Aber da fällt mir ferner ein: Ich genieße so viel Gutes; mir haben alle Schwierigkeiten eine nach der andern weichen müssen; es hat mir das Herz nicht gebrochen, meine lieben Universitätsfreunde zu verlassen, ich lebe nichts als frohe Tage. Dagegen seufzt mein armer Freund unter den Fesseln, von denen ich befreit bin, und muß alle die Beängstigungen und alle die Leiden noch erdulden, die ich überstanden habe; muß den sauren Kampf noch fechten, den ich ausgerungen, und weiß doch nicht, ob der Ausgang am Ende für ihn so günstig sein wird. . . Albertini hat ganz recht und mein ganzes Herz stimmt ihm bei: „O was ist es eine unglaubliche Pein, wenn man seine liebsten Freunde muß verhöhnt und verstoßen sehen und ihnen nicht helfen kann." Glaube nicht, daß ich Dir Dein Kompliment erwidern will: aber ich halte es wirklich für unnötig, Dich zur Standhaftigkeit zu ermahnen . ."

Gleichzeitig an Albertini: . . „Ja ich habe einen Brief von Dir, den ich einmal über das andere durchlese, so daß ich ihn fast auswendig weiß. Ich könnte ihn küssen, wenn das nicht zu schwärmerisch und taumlerisch und nicht der Zustand der reinen Idee der allerglückseligste wäre . . Ja wohl, sie sind vorbei, auf ewig vorbei die Freuden, die Du so unnachahmlich schilderst. Aber die Erinnerung daran ist doch süß. Ich erinnere mich wirklich oft an die vergangenen Zeiten und wünsche mich zu unserem Klub in Euren fröhlichen Zirkel zurück. Was für herzerhebende Betrachtungen die sind, welche Du anführst: „Ich handle, wie ich soll" und Luthers „Hier stehe ich, ich kann nicht anders". Sie haben mich recht gestärkt und waren eine Zeit lang meine einzige Stütze. Auch Dir und allen unseren lieben Klubfreunden werden sie hoffentlich in dem kritischen Augenblicke Trost und Stärkung gewähren. . . Noch erfreulicher war mir Dein Versprechen, gegen die stockdumme Orthodoxie anzugehen. Das heißt wahrlich, die Glückseligkeit der Menschen befördern; denn der Aberglaube macht diejenigen gewiß unglücklich, die ihm ergeben sind, und sie martern wieder alle, die von ihnen abweichen . . Dank Dir für Deine literarischen Neuigkeiten; sie waren mir alle wichtig, besonders das Geständnis der reinen Lehrer, daß ihnen Kant den Kopf warm

gemacht habe . .“ [1]) Auch im Dezemberbrief muß Schleiermacher die Hoffnung ausgesprochen haben, trotz allem und allem um seines Vaters willen in Barby bleiben zu können; denn Okely, der seit Dezember ohne Nachricht war, schreibt noch in seinem zweiten Brief an Schleiermacher 23. März 1787: „Ich hoffe, Du stehst Dich noch gut und daß alle Gefahr vorüber geweht ist“.

Doch längst vorher war die Entscheidung gefallen. Von Dezember bis Ende Januar versuchten Schleiermachers Seelsorger seine „Bekehrung durch alle Mittel.“ Als diese nichts fruchteten, machte Baumeister Mitte Februar erst die amtliche Anzeige an die Direktion. Diese Bekehrungsversuche bestanden in seelsorgerlichen Gesprächen, in in denen man aber auf seine Zweifel nicht einging; in dem strengsten Verbot, derartige Fragen mit seinen Freunden zu erörtern; in der Fernhaltung vom Abendmahl, endlich darin, daß man ihm vorstellte, daß er bei solcher Gesinnung auf keine Anstellung in der Gemeine hoffen könne. Schleiermacher schreibt dem Vater davon am 21. Januar: „Ich habe meinen hiesigen Vorgesetzten meine Gedanken aufrichtig dargelegt, man ist dabei ins ganze genommen liebreich mit mir umgegangen; man hat mir gesagt, man wolle noch warten, ob nicht die Stunde einer glücklichen Änderung bald schlagen würde; hat mir aber auch oft und deutlich gesagt, was sich wohl von selbst versteht, daß ich mir auch nicht auf das geringste Amt in der Gemeine Rechnung machen könne, bis ich meine Gesinnungen umstimmte.“ „Die Arbeiter ließen sich nie darauf ein, mich zu widerlegen, und mit meinen Freunden davon zu reden, das war am schärfsten verboten.“ (12. Februar.)

Auf exegetische und philosophische Erörterungen ließen sich die Lehrer also nicht ein. Sie hätten es vielleicht nicht gekonnt. Sie taten es aber auch aus Grundsatz nicht. Für sie war ja der Glaube nicht eine Annahme gewisser Lehrsätze, kein Akt der Erkenntnis, sondern ein Gerührtsein von der Liebe Jesu zu den Sündern. Der Zweifel als normales und darum nicht zu verdammendes Durchgangsstadium eines gährenden Geistes ward von Baumeister so wenig anerkannt wie von der Direktion, wie von Schleiermachers Vater, der doch selbst so lange ein Zweifler gewesen war. Ehrliche Zweifler, wie Stubenrauch sie nennt, gab es für sie nicht. Der Zweifel an sich war Sünde, geboren aus der Verblendung eines stolzen, selbstgefälligen Herzens, das sich in seiner Schlechtigkeit und Erlösungsbedürftigkeit nicht erkennen will, erwachsen aus bösem Willen, nicht irrender Erkenntnis. Theoretische Bedenken gegen das Christentum, die ihnen denn doch auch bekannt waren, beurteilten sie bei den Ihrigen leichthin nicht als ein positives

[1]) Diese Briefe schickte Okely „zur Sicherheit“ nicht direkt, sondern über Jena durch den nicht kompromittierten Beyer. Er fürchtete anscheinend amtliche Öffnung, vielleicht Konfiszierung. Irgend etwas ist auch mit den späteren Briefen Okelys an Albertini geschehen, was dieser nach seiner hochgepriesenen Apathie schlechtweg „die betrübte Szene“ nennt.

Resultat gründlicher Denkbarkeit, sondern als Infektion mit fremden Gedanken. Die Ansteckung hätte nicht stattfinden können, wenn die Betreffenden ihrer Grundverdorbenheit und Erlösungsbedürftigkeit sich bewußt geblieben wären. Bekehrungsmittel waren darum für sie nicht die Beseitigung theoretischer Bedenken gegen das Christentum, sondern gemütsmäßige Versenkung in Leben, Lieben und Leiden Christi, andrerseits Förderung der Selbsterkenntnis, Erschütterung des selbstgefälligen Herzens, damit es, an sich selbst verzweifelnd, Jesu Hand ergriffe. Als ein solches Mittel, die Selbstsicheren zu erschüttern, benutzte Baumeister auch die Androhung der Scheidung des Zweiflers von der Gemeine. Bei vielen hat er damit Erfolg gehabt (Nvk.). Vor dieser Konsequenz ihrer Gedanken scheuten viele zurück. Manchen kam dabei erst recht zum Bewußtsein, was sie der Gemeine verdankten, wie sie sie im Grunde liebten. Dabei wirkte mit die Scheu vor der unbekannten Welt, die Furcht vor Konflikten mit den Eltern, auch die Sorge um das äußere Durchkommen. So blieben damals vom Klub Zäslin und Albertini. —

Anders Schleiermacher. Er fühlte sich nicht fähig, in einer Religionsgemeinschaft zu bleiben, deren dogmatische Grundlagen er verwarf auf Grund angestrengter Denkarbeit eines ganzen Jahres. Doch hätte er wohl in zarter Rücksicht auf den Vater trotz allem noch länger geschwiegen, wenn nicht seine Lehrer, die Erfolglosigkeit ihrer Bekehrungsversuche erkennend, ihm die Mitteilung an den Vater direkt anbefohlen hätten. So schrieb er „mit zitternder Hand und mit Tränen" am 21. Januar 1887 seinen Beichtbrief. „Aber ich würde sie (die Zeilen) auch jetzt noch nicht fortschicken, wenn mich nicht meine Vorgesetzten dazu veranlaßt und mir gewissermaßen aufgetragen hätten, es Ihnen zu schreiben."

Sechs Monate lang, die grundlegend für sein ganzes Leben waren, hatte der Sohn geschwiegen. Nichts wußte der Vater von der Revolution im Glauben des Sohnes. Und nun sollte ihn diese Nachricht wie ein Blitz aus heiterem Himmel treffen. Der Sohn beginnt mit einem verspäteten Neujahrsglückwunsch, Gelassenheit des Herzens und Freude an seinen Kindern wünscht er dem Vater. Die Erfüllung letzteren Wunsches müsse er leider selbst durch eine Mitteilung wankend machen. „Ich gestand Ihnen in meinem letzten Brief meine Unzufriedenheit über meine eingeschränkte Lage, ich sagte Ihnen, wie leicht sie Religionszweifel, die bei jungen Leuten zu unsern Zeiten so leicht entstehen, befördern könne, und suchte sie dadurch auf die Nachricht vorzubereiten, daß der Fall bei mir eingetreten sei; aber ich erreichte meinen Zweck nicht. Sie glaubten mich durch ihre Antwort beruhigt, und ich schwieg unverantwortlicher Weise sechs ganzer Monate, weil ich es nicht übers Herz bringen konnte, Sie aus diesem Irrtum zu reißen." Dann formuliert er ruhig und bestimmt, mit Beschränkung auf das Wesentliche, was ihn von der Orthodoxie, dem Gemeindeglauben, dem Glauben

des Vaters damals trennte und dauernd getrennt hat: „Ich kann nicht glauben, daß der ewiger, wahrer Gott war, der sich selbst nur den Menschensohn nannte; ich kann nicht glauben, daß sein Tod eine stellvertretende Versöhnung war, weil er es selbst nie ausdrücklich gesagt hat und weil ich nicht glauben kann, daß sie nötig gewesen; denn Gott kann die Menschen, die er offenbar nicht zur Vollkommenheit, sondern nur zum Streben nach derselben geschaffen hat, unmöglich darum ewig strafen wollen, weil sie nicht vollkommen geworden sind. Ach, bester Vater, der tiefe durchdringende Schmerz, den ich beim Schreiben dieses Briefes empfinde, hindert mich, Ihnen die Geschichte meiner Seele in Absicht auf meine Meinungen und alle meine starken Gründe für dieselben umständlich zu erzählen; aber ich bitte Sie inständig, halten Sie sie nicht für vorübergehende, nicht tiefgewurzelte Gedanken; fast ein Jahr lang haften sie bei mir, und ein langes angestrengtes Nachdenken hat mich dazu bestimmt. Ich bitte Sie, enthalten Sie mir Ihre stärksten Gründe zur Widerlegung derselben nicht vor, aber, aufrichtig zu gestehen, glaube ich nicht, daß Sie mich jetzt überzeugen werden, denn ich stehe fest darauf. So ist sie denn heraus, diese Nachricht, die sie so sehr erschrecken muß." Der Vater solle nicht zu trostlos sein; auch er habe ja gezweifelt und sei doch der geworden, der er jetzt sei. Wenn seine Zweifel nicht wichen, was, „wovon ich leider fest überzeugt bin", nicht so bald geschehen werde, finde er in der Gemeine keine Anstellung. Darum möge ihn der Vater zum Onkel nach Halle schicken. Dort könne er frei studieren und würde dabei vielleicht sehen, daß auf der einen Seite manche Gründe nicht so stark und auf der andern manche stärker seien, als er gedacht. Vielleicht gestatte die Unitätsdirektion, daß er (wie Beyer; d. V.) mit ihrer Bewilligung dorthin gehe, sodaß ihm die Rückkehr nach Änderung seiner Gesinnung freistehe. „Gott stärke sie, diese Nachricht ohne Schaden ihrer Gesundheit, ohne zu großen Kummer und ohne daß es Ihrer väterlichen Liebe gegen mich Abbruch tue, zu empfangen .. Mit Wehmut küsse ich Ihnen die Hände und bitte Sie, alles von der besten Seite anzusehen und reiflich zu überlegen und mir noch fernerhin, so sehr es Ihnen möglich ist, Ihre väterliche Liebe zu schenken."

Charakteristisch ist, daß er bei aller Schonung der Empfindungen des Vaters doch deutlich sagt, daß er eine Umstimmung jetzt für ausgeschlossen hält. Weitläufige Auseinandersetzungen mit dem Vater vermeidet er, er begründet nur aufs knappste aus Exegese und vernunftmäßiger Überlegung die Verwerfung der orthodoxen Dogmen von der Gottessohnschaft Christi und der Strafstellvertretung.

Dabei stellt der Sohn den exegetischen Beweis, der ihm Nebensache war, in den Vordergrund, die philosophische Überlegung, auf Grunde deren er im Grunde seine neue Ansicht gewonnen hatte, hintenan. Jene beiden Dogmen würde er mit andern Worten auf Grund seiner philosophischen Ansicht verworfen haben, auch wenn sie

sich sonnenklar aus der Schrift erweisen ließen. Daß seine Kritik am Dogma nicht exegetisch, sondern in erster Linie philosophisch war, zeigen deutlicher als dieser Brief zwei andere Stellen, wo er sich über seinen Konflikt mit dem Brüderglauben ausspricht. Dem Onkel schrieb er bald nach dem Beichtbrief an den Vater — der Inhalt ist zu erschließen aus der Antwort vom 17. Februar —: Die Lehre vom natürlichen Verderben werde in der Gemeine übertrieben (das arme Sünderwesen); ferner könne er die von ihm verlangten Gefühle nicht fühlen. Damit stimmt die Darstellung in der SB.: Die Gemeine habe ihm religiösen Kampf gebracht durch ihre Lehre vom natürlichen Verderben und den übernatürlichen Gnadenwirkungen. Erstere Lehre habe ihm den Glauben an das moralische Vermögen des Menschen genommen, ohne daß die übernatürlichen Gefühle, nach denen er jagte, ihm zum Ersatz gegeben worden seien. Dieser Kampf habe „fast so lange" gedauert, als er Mitglied der Gemeine gewesen sei. Er hat somit aufgehört, als ihn im dritten Semester seine neue philosophische Erkenntnis endgültig von dem Druck jener Lehren innerlich befreit hatte.

Ins Positive übersetzt besagen diese Negationen: „Der Mensch hat von Natur eigne moralische Kraft; daß er sie entwickle, ist Gottes Wille. Vollkommen wird der Mensch dabei nicht, kann er auch nicht werden, da der Schöpfer ihn nicht zur Vollkommenheit, sondern nur zum Streben danach erschaffen. Eben deswegen kann der Schöpfer auch den Menschen, der nicht vollkommen wird, wofern er nur strebend sich bemüht, nicht ewig strafen. Gibt es keine Bestrafung der Menschen, dann auch keine Strafstellvertretung; der strafstellvertretende Gottessohn ist dann überflüssig. Soweit das philosophische Raisonnement, dessen Verwandtschaft mit Okelys vernünftigem Glauben klar ist. Höchstens den Historiker, nicht mehr den Philosophen, interessiert dann noch die Frage, ob das Dogma vom strafstellvertretenden Gottessohn von Christus selbst stammt oder jünger ist. Und da gewährt es dem religiös gewöhnten Gemüt des Philosophen Schleiermacher eine angenehme Beruhigung, daß seine exegetischen Untersuchungen ihm zeigen, daß jene Dogmen nicht von Christus selbst geprägt worden sind.

Der Schmerz, den diese und die folgenden Briefe des Sohnes atmen, ist übrigens nicht Schmerz über den Verlust seines Jugendglaubens, sondern über den furchtbaren Schlag, den er, der pietätvollste Sohn, den man sich denken kann, wider Willen dem Vater durch diese Nachricht versetzen muß. Schwach tönt auch der erste Schmerz gelegentlich mit, aber mehr, weil er sich in die Seele des Vaters versetzt, als weil er selbst das Aufhören des Jugendglaubens als wirklichen Verlust betrachtete. Nicht er sucht Trost, Hilfe gegen seine Zweifel beim Vater, wenn er ihn auch formell um Widerlegung seiner Meinung bittet. Der trostbedürftige ist ihm der Vater. Er selbst fühlt sich im Grunde als der Starke, der Vernünftige, der den Vater von seiner Überschätzung des Glaubens gegenüber der Sittlichkeit abziehen möchte.

„Trösten Sie sich, lieber Vater, ich weiß, Sie sind lange in der Lage gewesen, in der ich bin; Zweifel stürmten ehemals ebenso auf Sie los als jetzt auf mich, und doch sind Sie noch der geworden, der Sie jetzt sind; denken Sie, hoffen Sie, glauben Sie, daß es mir ebenso gehen kann, und seien Sie versichert, daß ich mich, solange ich auch nicht mit Ihnen eines Glaubens bin, doch immer befleißigen werde, ein rechtschaffner und nützlicher Mensch zu werden, und das ist doch die Hauptsache."

Nur andeuten möchte ich, was sich ja von selbst versteht, daß der Beichtbrief trotz aller scheinbaren Unmittelbarkeit sehr überlegt und geschickt geschrieben ist. Erstens legt er dem Vater seine philosophischen Gedankenreihen, die ihn zur Verwerfung der beiden Dogmen geführt, nicht dar, er deutet sie nur an. Er will keine philosophische Diskussion mit dem Vater, in der er nur jenem peinvolle weitere Enthüllungen hätte machen müssen. Zweitens erinnert er den Vater daran — das liegt unausgesprochen in dem letztzitierten Satz — daß jener selbst bis vor neun Jahren an denselben beiden Dogmen wie er gezweifelt habe. Schon durch diese bloße Erinnerung entwaffnete er den Vater, machte er es ihm ganz unmöglich, dem Sohn mit der Schärfe entgegenzutreten, mit der Vater Brinkmann seinem Sohn entgegengetreten war. Wirklich wagt der Vater in seiner Entgegnung auch nur ganz versteckt und nebenbei diese peinliche Vorhaltung des Sohnes zu streifen.

Nach drei Wochen (12. Februar) — er hatte die Antwort des Vaters noch nicht erhalten — schreibt er wieder. Der Kummer um den Schmerz des Vaters, um die eigne Zukunft treibt ihn dazu: „Jetzt werden Sie den kummervollen Brief haben. O wie oft habe ich gewünscht, daß ich minder ehrlich gewesen wäre und meine Gedanken niemandem entdeckt hätte, oder wenigstens, daß ich den Brief nicht weggeschickt hätte; so hätte ich einem so guten Vater allen den Schmerz und mir alle Unruhe und alle Folgen dieser Sache — Gott weiß, wie sie noch ablaufen wird — erspart." Man habe ihm seit seinem letzten Brief angekündigt, daß er Ostern spätestens Barby verlassen müsse. Der Vater solle nicht erst nach Herrnhut an die Direktion schreiben. „Ruhig, zufrieden und glücklich hätte ich doch bei meiner Denkungsart über Lehre und Verfassung der Gemeine in derselben nicht sein können." (Bei der Verfassung denkt er nach seinem nächsten Brief vor allem an das Los.) In Halle habe er volle Freiheit des Studiums und den Onkel. „Nun melden Sie mir sobald als möglich Ihre Entschließung, damit Ihr armer, niedergeschlagener Sohn nicht von hier vertrieben wird, ohne zu wissen wohin. Sie können sich nicht denken, was ich gelitten habe, da mir die Arbeiter es als einen möglichen, ja gar wahrscheinlichen Fall vorstellten, daß Sie sich in diesen Umständen mir ganz entziehen und mich meinem Schicksal überlassen könnten, da sie mir im voraus erklärten, daß ich in dem Fall auf kein längeres Hiersein, keine Schonung, kein Mitleid zu hoffen

hätte. Mein Blut kochte, da ich hörte, daß man Sie so verkannte, so lieblos urteilte; aber ich verbiß es. O, wieviel traurige, schwere Szenen stehen mir hier noch bevor.“[1])

Unterdessen war die amtliche Mitteilung Baumeisters an die Direktion abgegangen. Sie nahm am 26. Februar Kenntnis davon: „Der junge Schleiermacher gerate nach und nach in Absicht seiner Herzenssituation fast in die Umstände des ohnlängst nach England entlassenen jungen Okely, sodaß, wenn er in seinem Zweifel an der Gottheit Christi beharren sollte, bald darauf werde gedacht werden müssen, auch ihn wieder zu seinem Vater zu entlassen, damit er nicht andern schädlich werde. Recht innig betrübte man sich[2]) über diese

---

[1]) Die letzterwähnte Szene hat Schleiermachers Seelsorgern Tadel zugezogen. Über sie urteilt wohl Albertini an Schleiermacher III 24, indem er ihn zugleich warnt, vom Betragen eines einzelnen, selbst angesehenen Mitgliedes auf die Grundsätze der ganzen Brüdergemeine zu schließen: „Ich gestehe, daß Du unedel behandelt wurdest“; wobei das „ich gestehe“ eine fühlbare Einschränkung enthält. An diese Drohung mag auch Schleiermacher in der SB. denken bei dem Ausdruck Bekehrungsversuche durch alle Mittel. — Wir wollen nicht zu scharf urteilen. Die Vermutung, daß Schleiermachers Vater den Sohn verstoßen würde, lag für Baumeister sehr nahe. Ja, der Sohn selbst hatte im Grunde ähnliche Befürchtungen, als er den großen Beichtbrief schrieb, der folgende Mahnung an den Vater in Form einer Versicherung enthielt: „Ich weiß, bester Vater, soviel Kummer ich Ihnen auch jetzt mache, so werden Sie mir doch Ihre väterliche Liebe und Vorsorge nicht entziehen.“ Wirklich klingen auch manche Stellen aus des Vaters Antwort wie eine Verstoßung, z. B. der schillernde Ausdruck: „Schreibst Du aber an Deinen Onkel, wozu ich Dir die Erlaubnis gebe, so bist Du von mir und der Gemeine entlassen.“ Baumeister kannte die Väter seiner Seminaristen; hatte doch erst vor 1½ Jahren der alte Brinkmann, den Apostel (1. Kor. 5, 5) noch überbietend, des Sohnes Leib dem Satan zum Verderben übergeben wollen, damit seine Seele gerettet würde; seinen Sohn verstoßen, für den Fall daß er die Gemeine verließe. Und wirklich hatte sich Brinkmann verzweifelnd dem alten Glauben, den Baumeister ihm so väterlich anpries, wieder zugewandt. Ein Gleiches mochte Baumeister nach der pietistischen Bekehrungspraxis mit jener Bemerkung bei Schleiermacher erstreben. Der Nichtpietist, der über Ursprung und Beseitigung religiöser Zweifel anders denkt, nennt das einen Bekehrungsversuch durch unerlaubte Mittel; der Pietist hätte geglaubt, seine Pflicht gegen den irrenden Bruder zu versäumen, wenn er nicht dies Mittel, Schleiermacher heilsam zu erschüttern, benützt hätte.

[2]) Dieselbe „innige Betrübnis“ spricht auch der Lebenslauf von Fr. R. Früauff aus (N. 1851). Es ist das einzige ausführlichere Selbstzeugnis eines Herrnhuters, der jenes Jahr mit den Klubgenossen in Barby verlebte. Es lag in der Natur der herrnhutischen Gefühlsreligiosität, der pietistischen Beurteilung von Wissenschaft und weltlicher Freude, und kehrt darum ständig wieder in den Lebensläufen, daß den Schreibern ihr Seminarleben mit seiner theologischen Kritik und relativen studentischen Lebensfreude bei späterer Beurteilung als Verweltlichung erscheint, als religiöser Rückgang gegenüber der kindlich einfältigen, schwärmerischen, durch keinen Zweifel getrübten Jesusfreundschaft ihrer Pädagogiumszeit einerseits und dem Ernst des geistlichen Berufslebens andrerseits. So besonders ergreifend bei Hartley, Christl. Reichel. Früauff, der 1½ Jahre vor Schleiermacher nach Barby kam, sagt, daß er zunächst in Barby noch mit einigen Herzensfreunden sich gemeinschaftlich zur Treue gegen den Heiland ermuntert habe. Aber seine Vorsätze seien trotz Moores herzlichen

Frucht der mancherlei schädlichen Lektüre unserer Jugend in einem noch allzu ungesetzten Alter". Das „nach und nach" und das „fast" zeigt, daß für Baumeister immer noch ein Unterschied zwischen Okely und Schleiermacher erkennbar war. Es wird wohl nur ein Unterschied in der Sicherheit des Tones und Auftretens gewesen sein.

Am 3. März kam man darauf zurück: „Die schon letzthin erwähnten Umstände des jungen Schleiermacher in Barby betreffend wurde erinnert, daß Bruder Baumeister demselben doch ohne Zweifel wohl Gelegenheit gemacht haben würde, seine Bedenken ganz zu entdecken, um ihn womöglich darüber zurechtzuweisen; außerdem solches noch geschehen sollte. Wenn das aber nicht fruchtet, vielmehr der junge Mensch nicht nur im Unglauben beharrete, sondern durch Verbreitung seiner irrigen Gedanken auch andern schädlich würde, so sieht man keinen andern Rat, als daß er zu seinem Vater entlassen werde; doch muß solches nicht geschehen, ohne daß demselben vorher von den Umständen seines Sohnes Nachricht gegeben, auch angezeigt worden sei, wie man denselben zu entlassen sich genötigt finde." — Die Direktion, mit Baumeisters Verfahren einverstanden, wollte einem ehrlichen Zweifler nicht einmal eine Lehrerstelle anvertrauen, was sich als Ausweg nahelegte. Das war unpädagogisch gegen die Zweifler und schädigte die Unität. Garve und Albertini haben im praktischen Amt den Glauben, den sie im Seminar verloren hatten, wiedergefunden. Aber freilich sie hatten eben nicht wie Schleiermacher ihre Zweifel offen bekannt; sonst wären wohl auch sie ausgewiesen worden [1]).

Unterdessen hatte Schleiermacher die Antwort des Vaters vom 8. Februar auf seinen Beichtbrief erhalten. Kein fühlendes Herz wird sie ohne Erschütterung lesen, ohne das innigste Mitleid mit dem im Innersten getroffenen Vater, ohne das herzlichste Mitgefühl mit dem schwergeprüften Sohn, den die Verkennung durch den Vater völlig niederschmetterte. „Es ist, als ob zwei Zeitalter hier mit ein-

---

Anfassungen, die er nicht genug rühmen könne, lauer geworden. „Die gewöhnlichen Lustbarkeiten der Studierenden machte ich alle mit und geriet unvermerkt in eine selbstgefällige Eitelkeit, kam nach und nach von meinem Herzen ab, welches ich nicht gehörig bewacht hatte, und fiel in manche Torheit, der ich mich nachher von Herzen schämte. Besonders machte das dritte Jahr meines Aufenthalts im Seminarium (= Ostern 1786—1787; d. V.) mich schamrot vor dem Herrn. Ich fühlte dabei einen starken innern Kampf, und der innere Seelenfrieden, der für ein fühlendes Herz der höchste Genuß ist, war entwichen."

[1]) Bei Fries war man wegen der Verdienste seines Vaters, eines ehemaligen Mitgliedes der Oberbehörde, toleranter. Man bot ihm, ogleich er am Schluß des Triennums sich in naivster Ehrlichkeit gegen die ganzen herrnhutischen Religionslehren nur für natürliche Religion und Jacobis Gefühlsansichten erklärte, eine Lehrerstelle in England an. Erst als er dies Exil ablehnte und nur für Niesky oder Neuwied sich bereit erklärte, was als eine unerhörte Verleugnung des Dienersinnes erscheinen mußte, hieß man ihn gehen; versicherte ihm jedoch, wenn er als fertiger Jurist zurückkäme, würde man ihn gern anstellen.

ander im Streit lägen und im innersten Heiligtum der Familie, Herz gegen Herz, sich eine Schlacht lieferten. Der Gefühlsglaube und die Verstandesaufklärung des 18. Jahrhunderts treffen in scheinbar unversöhnlichen Gegensätzen aufeinander; dort die innere Erfahrung eines religiösen Gemüts, hier die unerbittlichen Ansprüche eines nach Erkenntnis dürstenden, seine Fesseln zerbrechenden Geistes — ein Zwiespalt also in den unvertilgbaren Urelementen der menschlichen Natur. Vorerst steht dieser Zwiespalt hier noch unversöhnt vor unsern Augen; und das ist das Tieftragische dieser Blätter; denn wo gibt es im ganzen Umkreis der Menschengeschichte etwas so Ergreifendes und geistig Gewaltiges, wie den Kampf und Zusammenstoß tiefgewurzelter und wohl geprüfter Überzeugungen, die sich auf die höchsten Güter des Daseins, auf das Göttliche und Ewige, beziehen?" (Gelzer, Prot. Monatsbl. 1855.)

Bedenken wir die Stimmung, in der den Vater der Brief des Sohnes traf. Er selbst hatte in der Gemeine den lang gesuchten Glauben gefunden. Um seinen Kindern diesen Glauben zu sichern, hatte er sie, vor allem den Sohn, dessen skeptische Bedenken früh hervorgetreten waren, in die Gemeine geschickt. Seine glaubenslosen Jahre sollten dem Sohn erspart bleiben. Über Erwarten gingen seine Hoffnungen in Erfüllung. Der Sohn stand im traulichsten Verkehr mit dem Heiland, der vorletzte Barbyer Brief noch mündete trotz leiser Bedenken, die das auf die andere Melodie gerichtete Ohr des Vaters nur halb hörte, in den Wunsch, ein Diener des Heilands und der Gemeine zu werden. Er lief fein. Und nun dieser Schlag aus heiterem Himmel! Wie sollte er sich das erklären? Ja das war das eitle, stolze Herz des Sohnes, vor dessen Entwickelung sie beide gebangt. Verloren schien ihm der Sohn, auf ewig verloren. Er hält ihm Ebr. 6, 4—6 vor: „Es ist unmöglich, daß die, so einmal erleuchtet sind und geschmeckt haben die himmlische Gabe, wo sie abfallen und wiederum den Sohn Gottes kreuzigen, sollten wiederum erneuert werden zur Buße". Das ist der tiefste Grund seiner Verzweiflung, seines Mitleids. — Was soll er sagen, den Verblendeten umzustimmen? Er widerlegt seine theoretischen Bedenken; aber selbst wohl daran zweifelnd seinen Verstand zu überzeugen, sucht er des Sohnes Herz zu rühren, indem er ihm den „Liebenswürdigsten" der Menschenkinder vormalt, dem er jetzt den Treuschwur gebrochen; sucht er ihn zu erschüttern, indem er ihm die Folgen seines Schrittes für die Zeit wie vorher für die Ewigkeit zeigt: nicht mehr könne er vor einem Altar mit seinem Vater knien. Einige Proben.

Er beginnt mit den Worten Pauli an die verführten Galater: „O Du unverständiger Sohn! Wer hat Dich bezaubert, daß Du der Wahrheit nicht gehorchest? Welchem J. Christus vor die Augen gemalet war, und nun von Dir gekreuzigt wird. Du liefest fein, wer hat dich aufgehalten, der Wahrheit nicht zu gehorchen? Solch Über-

reden ist nicht von dem, der Dich berufen hat; aber ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig. Das nämliche Verderben Deines Herzens, welches vor 4 Jahren Dir Bange machte, daß Du mit demselben in der Welt werdest ganz verloren gehen und Dich damals zur Gemeine hintrieb, ach! davon hast Du leider noch immer etwas bei Dir geheget, das hat nun Dein ganzes Wesen durchsäuert und treibt Dich wieder aus der Gemeine. Ach mein Sohn, mein Sohn! wie tief beugst Du mich! welche Seufzer presset Du aus meiner Seele! und wenn Abgeschiedene einige Notiz von uns nehmen, o welch grausamer Störer der Ruhe Deiner seligen Mutter bist Du dann jetzt, da selbst Deine Dir fremde Stiefmutter mit mir Dich beweint.

So gehe denn in die Welt, deren Ehre Du suchst. Siehe, ob Deine Seele von ihren Trübern kann satt werden, da sie die göttliche Erquickung verschmähet, welche Jesus allen nach ihm dürstenden Herzen schenket. Hast Du denn nie ein Tröpflein Balsam aus seinen Wunden gekostet? und ist das alles Trug und Heuchelei gewesen, was Du geschrieben und zu empfinden so oft beteuert hast? War es aber Wahrheit, o so wird's mächtig an jenem Tage wider Dich zeugen, wo Du nicht umkehrst zu Deinem ewigen Erbarmer. Ev. Joh. 12, 48/50. Hebr. 6, 4/6."

Dann folgt die theoretische Widerlegung des Sohnes, die jenen freilich nicht überzeugen konnte. „Und nun, mein Sohn, den ich mit Tränen an mein beklommenes Herz drücke, ach! mit herzschneidender Wehmut entlass' ich Dich; und entlassen muß ich Dich, da Du den Gott Deines Vaters nicht mehr anbetest, nicht mehr vor einem Altar mit ihm niederkniest; aber noch einmal, mein Sohn, ehe wir von einander scheiden, — ach, sage mir doch: was hat denn der arme, sanftmütige und von Herzen demütige Jesus Dir getan, daß Du nun seiner Erquickung, seinem Gottesfrieden entsagest? war Dir denn nicht wohl bei ihm, wenn Du Deine Not, den Jammer Deines Herzens ihm klagtest? und nun willst Du für die Gotteslangmut und Geduld, mit der Er Dich trug, Ihn verleugnen? Den Schwur brechen, den Du so oft vor ihm tatest: „bei dir Jesu will ich bleiben". Warum willst Du von Ihm gehen? Hast Du keine Lebensworte bei Ihm vernommen?"

Indem er ihn dann an die religiösen Höhepunkte seines Lebens, Konfirmation und Aufnahme in die Brüdergemeine, erinnert, fährt er fort: „Doch ich muß eilen, um Dich zu entlassen; — aber Gott allein weiß es, mit welchem Herzen. Ach! nicht mit jenen Tränen der Freude und Herzenszerflossenheit, mit welchen Du selbst vor 3 Jahren der Welt entsagtest und dem Herrn und seiner Gemeine Dich widmetest. O! diese, sowie die Tränen der Freude und Dankbarkeit über dem, was der Herr an Dir tat, welche so oft den Augen Deiner zärtlich treuen Mutter entronnen — das Flehen der Gemeine, womit sie Dich in ihren Schooß aufnahm — und dann die Tränen der tiefsten Weh-

mut, die Du jetzt Deinem Vater auspreſſeſt — ach! vergiß ſie nicht, mein Sohn! Laß ſie Dir, wo Du auch hingeheſt, ein ſtetes Denkmal vor Deinen Augen ſein. Iſt es aber möglich (und warum ſollte es nicht? denn bei Gott iſt ja kein Ding unmöglich) ſo gib der Bitte Deines Dich flehenden Vaters Gehör: Kehre wieder! ach, mein Sohn, kehre wieder! Menſchliche Tugend iſt nicht Vollkommenheit, ſondern vom Wege des Irrtums eiligſt zurückkehren. O, du Menſchenhüter, Herr Jeſu! führe du ſelbſt dein verirrtes Schäflein zurücke! Tue es zu deines Namens Verherrlichnng! Amen!"

Er ſchließt mit der Erlaubnis zum Studium in Halle als ſein „mit der Liebe des herzlichſten Mitleids" ihn liebender Vater. So bricht durch den Zorn, den Schmerz, die Verzweiflung doch ſchließlich ſiegreich die Liebe durch. Erſt wenn man dieſen Schmerz des Vaters mitgefühlt, verſteht man, warum der Sohn 6 Monate lang trotz aller ſeiner Not in Barby doch gegen ſeinen Vater geſchwiegen.

Dieſer Brief, der zwar, gegen den entſprechenden von Brinkmanns Vater gehalten, liebevoll iſt, aber den Sohn doch vom Altar des Vaters fortwies, warf Schleiermacher in tiefſte Bekümmernis. I 52: „Ich war ſchon mehr als zu unglücklich; aber Ihr Brief hat mein Elend noch mehr als verdoppelt . . O, wieviel bittere Tränen ſind auf ihn aus meinen Augen gefloſſen! wie viel ſchlafloſe Nächte, wie viel freudenloſe Tage hat mich nicht die Erinnerung an Ihren Kummer, den ich ebenſoſehr fühle, als Sie es nur immer können, gekoſtet." Seine früheren religiöſen Empfindungen ſeien nicht Heuchelei geweſen, ſondern Wirklichkeit; „aber es war nichts als natürliche Wirkung meiner veränderten Lage und der Neuheit der Sache". Der Vater ſolle den Gegenſatz nicht übertreiben. „Warum können wir nicht mehr vor einem Altar niederknien und zu unſerm gemeinſchaftlichen Vater beten? O wie unglücklich bin ich doch! Wofür ſehen Sie Ihren armen Sohn an? ich habe Zweifel gegen die Verſöhnungslehre und die Gottheit Chriſti, und Sie ſehen mich an als einen Verleugner Gottes! und dieſe Zweifel ſind noch dazu ſo natürlich aus meiner Lage entſtanden. Wie konnte ich es aufs bloße Wort glauben, daß an allen den Einwürfen unſerer Theologen, die von kritiſchen, exegetiſchen und philoſophiſchen Gründen unterſtützt ſein ſollen, nichts, gar nichts ſei? wie konnte ich es vermeiden, darüber nachzudenken, und ach, daß das Reſultat meines Nachdenkens darüber ſo kläglich für mich iſt! Iſt denn ein Widerſpruch darin, daß ich Zweifel, die offenbar durch meine Lage veranlaßt wurden, durch Veränderung derſelben zu heben hoffe und wünſche? O, beſter Vater, wüßten Sie, wie aufrichtig ich es hierin meine; es iſt nicht Luſt zur Welt, was mir den Wunſch, die Gemeine zu verlaſſen, eingab, ſondern Überzeugung, daß ich in derſelben nie meine Zweifel würde fahren laſſen können". Der Beweis des Vaters für die Gottesſohnſchaft Chriſti habe ihn nicht überzeugt. Zur Gemeine werde er kaum zurückkehren — „denn in

der Lehre und Einrichtung derselben ist manches, was mir kaum je wieder gefallen wird, z. B. das Los", doch hoffentlich zur Gewißheit im wahren Christentum.

Der Onkel Stubenrauch, dem der Neffe trotz der ziemlich lebhaften Korrespondenz nicht die leiseste Andeutung über Entzweiung mit dem Brüderglauben gemacht hatte, war so erstaunt über die erste, Mitte Februar aus Barby eintreffende Nachricht, daß er glaubte, den plötzlichen Entschluß zur Flucht aus der Gemeine auf gekränkte Empfindlichkeit zurückführen zu müssen. Er kannte nicht den wahren Grund des Schweigens, die zarteste Sohnesliebe, die ihr eignes Wohl so lang als irgend möglich dem Glück des Vaters geopfert hatte. Nach seiner Meinung brauche sich der Neffe an sich wegen der dogmatischen Differenzen nicht von der Gemeine zu trennen. (Schleiermacher hatte ihm, seltsamer Weise mit Unterdrückung seiner christologischen Zweifel, gemeldet, daß die Lehre vom menschlichen Verderben bei den Brüdern übertrieben werde und ihm die übernatürlichen Gefühle abgingen.) Ob ihm diese Trennung zur Behebung seiner Zweifel nötig sei, müsse er ganz seinem Nachdenken überlassen (17. Febr.). Im nächsten Brief (19. März) befremdet es ihn in etwas, „daß man in Barby nicht mehr auf Anstalten denke, wie man ehrliche Zweifler mit Sanftmut trage, ihnen so von ihren Zweifeln zurückzukommen Zeit und Gelegenheit verschaffe, ohne sie deshalb sogleich zu nötigen, die Gemeine zu verlassen." Ende März war durch die Erklärung des Onkels, ihn in sein Haus nehmen zu wollen, der Weg in ein neues Leben geebnet.

Doch teuer hatte Schleiermacher die Freiheit erkauft. Nicht freudig ging er drum in die freie Welt, sondern matt vom langen Druck eines unwahren Verhältnisses, aus frommer, stiller Hut scheu in die lärmende Welt, aus dem ideal gestimmten Studienkloster in das angeblich rohe Studentenleben, aus dem innigsten Freundeszirkel — „wo solche Gemeinschaft ist, da ist mein Paradies" (Monologen) — hinein in die Freundlosigkeit, als echter Bruder der gesellschaftlichen Bildung völlig bar. SW.: „Ich fühlte lange Zeit die Kraftlosigkeit, die mir die Anstrengung verursacht hatte, mich durch alle die Verhaue und Hindernisse durchzuarbeiten. Unbekannt mit der freien Welt, die ich seit meinem 14. Jahre nicht gesehen hatte, noch dazu mit dem Bewußtsein, daß es mir an Geschmeidigkeit und feinen Sitten gänzlich fehle, mit nachteiligen Vorstellungen von der Rohheit meiner künftigen Sodalen erfüllt und verzweifelnd an der Möglichkeit, mir Freunde unter ihnen zu erwerben, fand ich in mir selbst kein Hilfsmittel gegen die Unannehmlichkeit, die ich voraussah; denn ich war schüchtern und ermüdet von der langen Dauer eines beklemmenden Verhältnisses". — Noch schlimmer war seinem gefühlvollen Herzen die innere Entfremdung vom Vater, dessen Nichtverstehen ihm als Nichtverstehenwollen erschien. Die dadurch erweckte Kälte gegen den Vater erschien dem Sohn nach jenes Tod als die dunkelste Stelle seines Lebens. Der Vater, wie

manche Biographen, verkannte den Sohn. Er glaubte, daß Ehrgeiz, Stolz auf seine Gaben, Sehnsucht nach einer glänzenden Laufbahn den Sohn aus der Enge und Bescheidenheit der Gemeine triebe. Auch das wären genügende und berechtigte Gründe zum Austritt gewesen. Aber er bezeugte im Konflikt und später, daß sie ihm völlig fern gelegen. Gewiß hatte ihm im 1. Semester auch die Frage nach einer seinen Anlagen entsprechenden Lebensstellung „bange, melancholische Stunden" gemacht. Zum Bruch hat es ihn nicht getrieben. Das ist grade das für Schleiermachers Natur Charakteristische und zugleich das ästhetisch Schöne an seinem Konflikt: die absolute Grundsätzlichkeit und Reinheit desselben, die Heraushaltung aller anderen denkbaren und berechtigten Nebenmotive. Schleiermacher war seinem Habitus nach ein Bruder mit den Gewohnheiten, Wünschen, Stimmungen dieser klösterlichen Naturen. Makellos in jeder Beziehung stand er grade als Bruder vor seinen Zensoren. Aber den wahren Mönch macht nicht die Kutte, das Kloster, sondern der Glaube. Und diesen Glauben hatte er nicht mehr, und das bekannte er in schlichter Wahrhaftigkeit: Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Die Kutte liebte er und die Klostermauern auch; er war weder eitel, noch lebenslustig. Aber seine innere Wahrhaftigkeit zwang ihn, Verhältnisse zu verlassen, denen er im entscheidenden Punkt entwachsen war.

Schleiermacher schreibt von diesem Mißverstehen des Vaters I 314: „Er hielt für das Treiben eines eitlen Herzens, für die verderbliche Sucht, in den Abgrund des Skeptizismus zu stürzen, was in mir nur Wirkung des Wahrheitsgefühls war, ohne alle Lust oder Unlust zu dem, was nun kommen würde. Das eitle Wesen in der Welt fürchtete ich, weit entfernt es zu lieben; und hätte ich einen andern ähnlichen Winkel gewußt wie die Herrnhuter, ich wäre lieber dorthin gegangen. So habe ich auch auf der Universität und hernach gelebt wie ein echter Herrnhuter, ohne mich um mein Schicksal zu bekümmern."

Sein Abschied von der Gemeine fiel, wie seine erste Berührung mit ihr, in die festliche Zeit der Karwoche und des Osterfestes (8. April). Nach Ostern siedelte er nach Halle über. Sein letzter Barbyer Brief stammt vom 12. April. Am 2. schon schrieb er Ewald seinen Abschied ins Stammbuch. Bei seiner Ankunft in Barby wollte er den ewigen Sohn singen durch ein göttliches Leben. (Brinkmanns Stammbuch.) Der ewige Sohn ist für ihn nicht mehr. Matt und resigniert schreibt er nun:

Natur bedarf weit minder als wir glauben;
Wem nicht an wenig genügt,
Den macht kein Reichtum satt.
Wir werden hier, so lang die Prüfungstage währen,
Nichts Wünschenswürdiges entbehren.

Okely hatte scheidend geschrieben:

Die Weisheit öffnet unsern Sinn,
Sie sieht ins innre Wesen hin

Und lehret aus Erkenntnis wählen;
Sie findet Luft und Ruh zu Haus
Und gräbt aus uns die Güter aus,
Die nimmer ekeln, nimmer fehlen.

Zäslin schrieb September 1788 beim Austritt aus Barby in den Dienst der Gemeine:

Seelen, die den Kelch des Glaubens tranken,
Wenn ihr Pfad im Dunkel sich verlor,
Steigen aus der Schwermut finstern Schranken,
Wie auf Adlersflügeln zum Gedanken
Der Unsterblichkeit empor.

Albertini (undatiert, sicher Sept. 1788):

Heute rötet Freude unsre Wange, morgen scheint der Mond auf unser Grab,
Und doch nötigt uns dies spannenlange Erdenleben so viel Tränen ab.

Beyer, der fünfte Klubgenosse, fehlt leider. Das sind für Studenten merkwürdige Inschriften; nichts von Freude und froher Lebenszuversicht. Es weht durch sie alle etwas hindurch von dem schweren Kampf, den für jeden von ihnen Barby gebracht hatte. Die gemeinsamen Erfahrungen spiegeln sich in den Inschriften eines jeden doch wieder in individueller Weise. Schleiermacher, der Vielgeprüfte, dessen Leben bis dahin so sonnig gewesen war, hatte in Barby Genügsamkeit gelernt. Auf vieles, was ihm bisher zu seinem Wohlsein unentbehrlich schien, auf das Glück des Glaubens, die Geistesgemeinschaft mit Vater und Schwester, hatte er verzichten lernen müssen[1]); aber das seiner Natur Wesentlichste, die innere Wahrhaftigkeit, hatte er gerettet und hofft so, daß auch in weiteren Prüfungstagen, die er, schwermütig gestimmt, vor sich sieht, das wenige Wünschenswürdige ihm nicht fehlen wird. — Okely hatte in Barby an die Stelle der Religion die Weisheit gesetzt; von ihr erwartet er mit der Zuversicht des Glaubenden wahrhafte und bleibende Güter. — Zäslins zartem Gemüt leuchtet in der Zweifelsnacht doch ein heller Stern, die Unsterblichkeit. — Albertini, beim Scheiden vom Seminar noch nicht 20jährig, sieht vom Leben nur Vergänglichkeit, Tränen. Noch weiß er sich keinen Trost zu finden. Aber wir ahnen den Weg, den diese innige und weiche Seele nehmen wird. Nach Jahren sang er von den „Erdentränen" in seinen „Geistlichen Liedern" (nach Psalm 126, 5, 6):

Geh' und säe Tränensaat, Streu ihn aus den edeln Samen.
In das Buch der Mutterstadt Zeichnet Jesus deinen Namen
Mit der Tränen Perlen ein; Treuer Dulder, geh' und wein'.

---

[1]) Lotte hat auch damals nach Schleiermachers Zeugnis „in Liebe und Glauben festgehalten", aber die bisherige innerste Gemeinschaft war doch vernichtet. Lotte gedenkt ihrer Empfindungen bei dem Ausscheiden beider Brüder aus der Gemeine nur mit dem schönen Wort: „Auch an meinen geliebten Brüdern verherrlichte sich in diesem Zeitraume (1797—1806) der Spruch: Sein Rat ist wunderbar, aber er führet es herrlich hinaus, wofür ich meinen Dank hienieden nicht genug aussprechen kann".

Jedes Zährlein, hier geweint,
Wird zum Edelſtein der Krone,
Die am Bonnetag vom Freund
Dir gereicht wird dort am Throne,
Wenn du Prieſter einſt und Fürſt
Über Himmelsheere wirſt.

Alle Seufzer, hier entflohn
Deinem Buſen, dem gepreßten,
Steigen auf — und Gottes Sohn
Sammelt dort ſie zu den Feſten,
Wo ſie einſt als Luft der Luft
Wieder atmet deine Bruſt.

Sieh! die Saat der Trauer ſprießt
Fröhlich auf und grünt und blühet:
Süßen Arbeitslohn genießt
Hier ſchon, wer ſich redlich mühet:
Sieh die Flur zur Ernte weiß!
Lohnt ſie Mühe nicht und Schweiß?

Aber welche Seligkeit
Harrt erſt dein am Tag der Garben.
Aus iſt dann des Kummers Zeit;
In des Morgenrotes Farben,
Um die Stirn den Erntekranz,
Schwebſt du auf zu ew'gem Glanz.

Deine Garben bringeſt du:
„Herr, ſieh mich und meine Kinder!"
„Komm!" ruft Er, „geh ein zur Ruh',
Treuer Knecht! der Überwinder
Palm' und Krone ſeien dein!
Komm bei mir dich ewig freu'n."

So ſchied Schleiermacher mit einem ſchrillen Mißklang aus dem Seminar, aus der Gemeine, der er knapp 4 Jahre angehört hatte. So glücklich das Pädagogiumsleben, ſo peinvoll die Seminarzeit. So vollkommen das Pädagogium in jeder Beziehung ſeinen Zweck an ihm erreicht hatte, ſo ſcheinbar gar nicht das Seminar. Doch ſeien wir gerecht; die beiderſeitigen Aufgaben laſſen ſich nicht vergleichen; ſchon dieſe Nebeneinanderſtellung iſt eine Ungerechtigkeit gegen das Seminar. Es gibt unfehlbare Wege, einen geiſtigen Menſchen zu einem wiſſenſchaftlichen zu machen; ein unfehlbares Mittel, einen auch religiös Geſtimmten zum Glauben zu führen oder ihm den Kindesglauben mit Sicherheit in den Mannesglauben fortzubilden, gibt es nicht. Das iſt ein „Regale der Gottheit" oder beſſer Sache der Perſönlichkeit, ihrer Anlage und Lebenserfahrung. Die Theologie kann dabei nicht viel mehr tun als Steine wegräumen, die den Weg aus dem Reich des Nichtglaubens in den des Glaubens ſperren. Aber ſchließlich kommt es doch, mit Schleiermacher zu reden, darauf an, daß jeder in eigenem Entſchluß den Gang über den Rubikon tut, der jene beiden Reiche ſcheidet. — Das Brüderſeminar und ſeine Theologie tat nichts, konnte ſeiner Art nach nichts tun, um die Steine dem jungen Wanderer aus dem Weg zu räumen. Ob größere und weitherzigere Lehrer ihren Zweck mit Schleiermacher erreicht hätten? Ich glaube es nicht. Was hat K. B. Garve gegen ſeinen Willen aus Fries gemacht? Iſt es doch auch der Hallenſer Fakultät nicht gelungen, Schleiermacher von der Philoſophie auch nur zur Theologie zurückzuführen. Sein auf Erkenntnis gerichteter Drang mußte ſich auswirken, aller chriſtlich theologiſchen Beſchränkung ledig. Dann erſt zogen ihn ganz allmählich die praktiſchen Anforderungen ſeines Lebens und der religiöſe Grundzug ſeines Weſens zur Religion und endlich zur chriſtlichen Religion zurück, ihn und Albertini, mit dem er im Kondolenzbrief ſeine Entwickelung in Parallele ſtellt.

Man ſagt, die Brüder hätten ihm, wie ſeinerzeit den Eintritt

in die Gemeine, so das Ausscheiden unnötig schwer gemacht. Man vergißt dabei, daß die Not des Sohnes wie bei Brinkmann in seinem Gegensatz zum Vater begründet war. Diesen seiner liebsten Hoffnung zu berauben scheute sich der Sohn sechs lange, bange Monate hindurch. Die Brüder mußten ihn sogar zum Beichtbrief an den Vater zwingen. — Zweitens darf man nicht das Verhältnis der Lehrer zu Schleiermacher nach dem einer öffentlichen Lehranstalt beurteilen. Lehrer und Seminaristen waren „Brüder" in Christo. Das war nicht Phrase, sondern Wirklichkeit, wie grade Brinkmanns Tagebuch zeigt: sie vertraten Elternstelle an ihren Zöglingen, die während ihres Trienniums überhaupt nicht nach Hause kamen. Sie arbeiteten mit vollster persönlicher Hingabe an der sittlich-religiösen Bildung ihrer jungen Brüder. Die nicht endenden Kämpfe, die Brinkmann schildert, kosteten den Lehrern sicher noch viel schwerere Stunden als den Studenten. Baumeister sehnte sich schon 1789 vom Seminar weg (Schneider), offenbar der Kämpfe müde und am Erfolg seiner Arbeit verzweifelnd; doch mußte er noch einige Jahre aushalten. Hätten die Lehrer ihre Aufgabe weniger ernst genommen, dann hätten sie die Augen zugedrückt. Sie konnten es nicht; denn für sie handelte es sich dabei um das Seelenheil ihrer Brüder. Ein Bruder, der den Bruder meint ins Verderben gehen zu sehen, läßt ihn nicht mit freundlichem Abschiedsgruß leichthin ziehen, sondern versucht alle Mittel, den Irrenden zurückzurufen. Solche sorgende Liebe vergreift sich manchmal in den Mitteln und wird dem, der sich garnicht als Irrender erscheint, sehr lästig. Aber jedenfalls hätten die Lehrer geglaubt, ihre Pflicht zu versäumen, wenn sie nicht alles versucht hätten, ihm die Augen zu öffnen über das Verderben, in das er nach ihrer Meinung gradenwegs hineinging. So wird denn auch Schleiermacher, nachdem die Erregung des persönlichen Ringens vorbei war, wie sein Leidensgenosse Brinkmann, mit dem er sicher oft von diesen ihren gemeinsamen Lehrern und Leiden gesprochen, geurteilt haben, daß jene Männer sehr engherzig gewesen seien, aber jedenfalls „grundehrlich und wohlmeinend". — Von Moore spricht Schleiermacher im gedruckten Briefwechsel nirgends mehr, von Baumeister einmal. Es ist die Todesanzeige an Brinkmann nach Schweden, die nackte Tatsache ohne jeden Zusatz, ohne den warmen Nachruf, wie er ihn Zembsch widmete. IV 243: „Von unsern alten herrnhutischen Bekannten sind Baumeister und Stähelin auf dem Synodus (1818) heimgegangen, doch das weißt Du wohl schon. Den letztern hatte ich im vorigen Jahr auf einer Reise durch Thüringen besucht."

In Barby hatte Schleiermacher die erste Blüte des Geistes im Kreise geliebter Freunde erlebt. Nicht nur von Niesky, auch von Barby urteilt er drum in der SW.: „Ich werde nie ohne ein lebhaftes Vergnügen an die Zeit, welche ich dort und nachher auf dem Seminario zu Barby zugebracht habe, zurückdenken können." Das

gab ihm eine dauernde Anhänglichkeit an den Ort, den er noch Herbst 1787 als Hallenser Student und dann wieder 1805, 18 Jahre nach seiner Ausweisung, als Hallenser Dozent besuchte. Dieser Besuch fiel in die Karwoche und Ostern, die charakteristischste Festzeit der Gemeine, die Zeit zugleich, unter deren unmittelbarem Eindruck er 1787 hatte Barby verlassen müssen. Das erklärt mit seine tiefe Bewegung bei diesem Besuch. Spätere, mehrfach geplante Besuche, von denen er Brinkmann meldet, hinderten die Napoleonischen Wirren, die ihn von Halle nach Berlin trieben. Das Pädagogium hatte Griechentum, Frömmigkeit, Freundschaft in ihm entwickelt, Barby die Philosophie. Freilich zwei sehr wesentliche Elemente seines späteren Seins vermißte er rückblickend an der Hallenser und damit auch Barbyer Studienzeit. Erstens die Kunst, gemeint die Literatur. Sie fehlte ihm übrigens in Barby nach seiner eignen Darstellung in der SB. nicht so sehr, als die nachher angeführte Briefstelle glauben machen will, die 1802, also nach seinem literarischen Zusammenleben mit Schlegel, geschrieben ist. Zweitens die Frauen. Ich möchte bezweifeln, daß Schleiermacher dort außer mit den Frauen seiner Lehrer — zum Unglück waren darunter auch noch Junggesellen — mit irgend einer Frau in Verkehr gestanden hat. Es war reinstes Mönchsleben. Er schreibt an die Grunow I 315, es habe damals noch sehr vieles tief in ihm geschlafen. „Ich hatte schon damals einen so richtigen Takt für das Falsche, Gemeine, Halbe und Verkehrte in allen Dingen, aber das Rechte hatte ich noch nicht gefunden. Die Kunst und die Frauen kannte ich noch garnicht. Für die letzteren ging mir der Sinn erst in dem häuslichen Zirkel in Preußen auf. Und nur durch die Kenntnis des weiblichen Gemütes habe ich die des wahren menschlichen Wertes gewonnen."

Der Austritt aus der Gemeine erfüllte ihn dauernd mit berechtigtem Stolz. Es war ein Kampf mit dem eigenen Vater, vor allem mit seinem eigenen unendlich zarten Pietätsgefühl für die Freiheit und Wahrhaftigkeit seines inneren Lebens. Es war, wie er 1817 aus der Gemeine Ebersdorf schreibt, „der entscheidende Moment für die ganze Entwicklung seines Lebens." Philosoph oder Bruder, Unterwerfung unter die vertrauten Formeln und Formen der Gemeine oder Freiheit des Denkens und Lebens, darum handelte es sich in jenen Monaten. — Solche kritische Zeiten legen die Tiefen des Herzens bloß; da scheiden sich die Charaktere. Brinkmann hatte sich in Barby knirschend dem Machtspruch des Vaters gefügt. Der Erzfuchs saß in der Falle gefangen, aus der bloße Schlauheit keinen Ausweg finden konnte. Er rüttelte an den Stäben seines Käfigs, ohne die Kraft zu haben, sie zu zerbrechen. — Zäslin und Albertini schwiegen; letzterer hat nach seinem Brief an Schleiermacher es nicht gewagt, um den Preis der väterlichen Liebe die Freiheit zu erkaufen. — Anders Okely und Schleiermacher. Auch Schleiermacher hatte ge-

zögert, so lang es irgend ging; er hatte die Brüdermaske getragen monatelang, obgleich sein wahres Angesicht das er dem Vater nicht enthüllen wollte, ganz anders ausschaute. Schließlich hatte er sie fortgeworfen und so die Freiheit errungen. Mehrfach denkt er mit Stolz dieser grundlegenden Tat seines höheren Lebens. Als er als Hallenser Dozent die zweite Auflage der „Reden" besorgte, wurden ihm seine Studentenjahre in Halle wieder lebendig, da er, der „Exherrnhuter", mit Brinkmann, dem Exherrnhuter, eine neue Weltansicht zu gewinnen suchte, und er widmete die zweite Auflage Brinkmann. In der Vorrede heißt es: „Nicht ungeschickt ist sie (die Schrift), schon durch ihren Inhalt Dich an jene Zeit zu erinnern, wo sich gemeinschaftlich unsere Denkart entwickelte und wo wir, losgespannt durch eigenen Mut aus dem gleichen Joche, freimütig und von jedem Ansehen unbestochen die Wahrheit suchend, jene Harmonie mit der Welt in uns hervorzurufen anfingen, welche unser inneres Gefühl uns weissagend zum Ziel setzte". — So vor allem in den Monologen in dem härtesten und ungerechtesten Wort, das er über seine Erziehung gesprochen (4. Kap.): „Daß nichts, was mir begegnet, der eigenen Bildung Wachstum zu hindern und vom Ziel des Handelns mich zurückzutreiben vermag, der Glaube ist lebendig in mir durch die Tat. So hab' ich, seitdem sich meines Daseins die Vernunft bemächtigt (seit Barby; d. V.), seit Freiheit und Selbstbewußtsein in mir wohnen, die wechselreichen Bahnen des Lebens durchwandelt. Im schönen Genuß der jugendlichen Freiheit hab' ich die Tat vollbracht, hinwegzuwerfen die falsche Maske, frevelnder Erziehung langes, mühsames Werk; betrauern hab' ich gelernt das kurze Leben der meisten (das ist eine Klage auch um Albertini), die sich, auch wenn ihnen dasselbe gelungen, doch wieder von neuen Ketten binden lassen."

Die herrnhutische Erziehung frevelte. Wieso? Ich verstehe es abweichend von den üblichen Erklärungen so. Schleiermacher, in Besitz von Vernunft und Selbstbewußtsein gelangt, erkannte, daß sein bisheriger Glaube ein Aberglaube sei, eine falsche Maske nicht nur für ihn, sondern jeden vernünftigen, seiner selbst bewußten Menschen. Daß die Brüder gegen die Vernunft diesen Aberglauben lehrten, ist ihr Frevel. Im Gnadenfreier Brief an Reimer 1802 drückt er es so aus: die Brüder lehrten ihn eine Geisterwelt, lehrten ihn freilich die Geister nur sehen in Gestalt von Kindern und Zwergen. Wir müssen in seinem Sinn fortfahren: sie lehrten ihn die Religion als Märchen, als das orthodoxe, herrnhutisch redigierte Christusmärchen, als den herrnhutischen Mythus, wie es Fries nennt. Das ist ihr Frevel[1]).

[1]) Ist diese Erklärung richtig, dann tadelt er nicht die Methoden, mit denen die Brüder ihn für ihren Glauben gewonnen hatten und darin erhalten wollten, sondern viel radikaler, daß sie überhaupt diesen Glauben, nach seiner Meinung Aberglauben, hatten. Sein Tadel trifft dann jede orthodoxe religiöse Erziehung, die brüderische nur insofern am stärksten, als sie mit unerhörter

Aber sie lehrten ihn durch ihr Märchen überhaupt an Geister glauben, Geister sehen. Das ist ihr Verdienst um ihn. Verdienst und Frevel sind unlösbar in eins verschlungen; je nach dem Gesichtspunkt betont er bald das eine, bald das andre, zumeist das Verdienst. Darum ehrt er die Gemeine 1802, indem er sich mit ihrem Namen als Herrnhuter höherer Ordnung bezeichnet; darum hatte er schon vor den Monologen in den Reden das vielzitierte Wort geschrieben SW. I 152: „Frömmigkeit war der mütterliche Leib, in dessen heiligem Dunkel mein junges Leben genährt und auf die ihm noch verschlossene Welt vorbereitet wurde (Elternhaus); in ihr atmete mein Geist, ehe er noch sein eigentümliches Gebiet in Wissenschaft und Lebenserfahrung gefunden hatte (Niesky); sie half mir, als ich anfing den väterlichen Glauben zu sichten und Gedanken und Gefühle zu reinigen von dem Schutte der Vorwelt (Barby); sie blieb mir, als auch der Gott und die Unsterblichkeit der kindlichen Zeit dem zweifelnden Auge verschwanden; sie leitete mich absichtslos in das tätige Leben .. und nur durch sie habe ich Freundschaft und Liebe gelernt."

Er hat selbst in den Reden SW. I 289 geschildert, wie Freiheit im Gebiet der Religion herrsche. Es ist eine direkte Danksagung, ein Trostwort zugleich an seine religiösen Wegweiser, von denen er sich abgewandt hatte. Wer durch seine Religion in anderen Religion aufgeregt habe, vermöge doch nun nicht, die Jünger bei sich festzuhalten. Frei ist ihre Religion und geht ihres eigenen Weges. Sie wählen, „ohne deshalb undankbar zu werden gegen ihren ersten Wegweiser", jedes Klima, das ihnen am besten zusagt. Dazu fügt er in der Anmerkung das schöne Wort: „Es scheint mir für alle diejenigen, welche eine merkliche religiöse Wirksamkeit ausüben, zu ihrer eigenen Beruhigung höchst notwendig, sich zu dieser freieren Ansicht zu erheben, damit sie sich nicht wundern, wenn viele von denjenigen, welche zuerst von ihnen sind angeregt worden, hernach doch in einer ziemlich verschiedenen Ansicht und Empfindungsweise erst ihre volle Beruhigung finden. Jeder freue sich, Leben erregt zu haben; denn dadurch bewährt er sich als ein Werkzeug des göttlichen Geistes; keiner aber glaube, daß die Gestaltung desselben in seiner Gewalt stehe."

Kraft und Einseitigkeit alles unterdrückte, was den Schüler über die Falschheit des Lehrziels zeitiger hätte aufklären können. Damit wäre zugleich gegeben, daß Schleiermacher sich in dem Ausdruck „Frevel" stark vergriffen hat. Einen Irrlehrer mag der seinem Glauben Entwachsene als Toren bezeichnen, als Frevler doch nur dann, wenn jener gegen besseres Wissen und Gewissen seine angeblichen Irrlehren lehrt.

VIII. Ausklang. Der Exherrnhuter. 1787—1794. Albertinis Leben. Carl Schleiermacher.

In Halle, wo Schleiermacher von Ostern 1787 an „auf Mord“ studierte, gab es einen Kreis alter Nieskyer; mindestens sechs damals. Albertini nennt sie brüderisch ein Hausgemeinlein, dessen seligen Gang er auch einmal mit ansehen möchte. Auch dadurch blieb Schleiermacher in Fühlung mit seiner Vergangenheit. Ein halbes Jahr nach ihm kam auch Brinkmann nach Halle. Zugleich trat oder blieb Schleiermacher in Verkehr mit den Herrnhuterzirkeln an den Universitäten Leipzig und Jena. Natürlich lebte sein Herz zunächst noch stark in Barby. Ein peinliches Band, das ihn mit dort verknüpfte, waren die 50 Taler Schulden, die er bei seinem Kameraden, dem Schwulstdichter von Viettinghof, gemacht und von denen er nach $1\frac{1}{2}$ Jahren erst 15 zurückgezahlt hatte. — Die beiden zurückgebliebenen Klubgenossen Albertini und Zäslin halten ihn auf dem Laufenden über die dortigen Verhältnisse; er schickt ihnen in den Gnadauer Gasthof verbotene Bücher, Klarissa, Waldheime, Musäus Volksmärchen ꝛc., bis Albertini ihn aus Furcht vor Entdeckung aufzuhören bittet. Er berichtet über seine philosophischen Studien, von Eberhard und Fr. A. Wolf, und sucht vergeblich Albertini in seine Plato- und Aristotelesbegeisterung hineinzuziehen. — Die Freunde teilen ihm mit, daß man ihn keine Viertelstunde gehalten habe, sein Name nicht öffentlich genannt worden sei.[1]) Namentlich auf das Urteil seines alten Inspektors Zembsch, der bald mit den Füxen aus Niesky eintreffen mußte, war er gespannt. Am

[1]) Nach Ausstoßung eines Chormitgliedes wegen praktischer Vergehungen oder theoretischer Irrtümer — das war Schleiermachers Entlassung — wurde das davon betroffene Chor zu einer Sonderversammlung, der Viertelstunde, zusammengerufen und vom Pfleger über die Gründe der Ausstoßung belehrt. Es war bei der engen Verbundenheit notwendig, den alle bewegenden Fall von dem verantwortlichen Seelenhirten im Zusammenhang dargestellt zu hören. Es war kein Ketzergericht; nicht auf Brandmarkung des Irrenden, sondern auf Warnung der Zurückgebliebenen war es abgesehen. Aber natürlich fiel auch bei zartester Behandlung leicht ein Makel auf den Ausgestoßenen. Jedenfalls hat Moore bei der Entlassung von Gottl. Reichel, Schulzer, Okely, Schleiermacher keine Viertelstunde gehalten. Okely erwartete es wie Schleiermacher bei sich; freute sich, das Gegenteil zu hören und daß man überhaupt freundschaftlich über ihn

12. Mai 1787 kann Albertini es ihm melden. „Ich saß ganz allein auf meiner Stube Nr. 21, als er urplötzlich hereintrat. „Guten Tag, lieber Albertini. Du bist ja hübsch groß geworden. Also ist Schleiermacher wirklich fort?" Dies war gleich seine erste Anrede. Ich antwortete ja. Er: Warum hast Du ihn denn fortgelassen? Ich: Ich konnte ihn nicht halten. Er: Hat er Dir etwas von seinen Gedanken und Raisonnements mitgeteilt? Ich: Nein, nicht viel. Er: Was hatte er denn für Zweifel? Ich: Das kann ich nicht sagen. (Ich wunderte mich über diese sonderliche Frage, da ich ihm eben erst gesagt hatte, daß Du mir nichts mitgeteilt hättest.) Er: War er hier fleißig? Ich: Ja. Er: Wer waren denn hier seine Freunde? Ich: Ich und viele andere. Er: Also war ihm der liebe Heiland nicht mehr wichtig? Ich brummte mein gewöhnliches Hm! welches mir schon so oft, besonders beim Pfleger, gute Dienste geleistet hatte, und wir kamen bald auf andre Materien. Dieses Gespräch beweist doch, daß er eben keinen unchristlichen Haß gegen Dich gefaßt hat."

Über die Füxe sind Albertini und Zäslin ebensowenig erbaut wie Baumeister. „Wie sich die Füchse anlassen? Weiß Gott, sehr dürr. Mit einigen von Ihnen hab ich noch kein Wort gesprochen. XIV und XVII sind Sammelplätze der Steifigkeit und Dürrheit; und wenn wir nicht unser XVI hätten, so müßten wir verschmachten." Die Freunde suchten sich durch eifrige Lektüre über diese Misere hinwegzuhelfen. Da traf Anfang Juni die furchtbare Kunde ein, daß Okely im Bade ertrunken sei. Beide Freunde melden es nach Halle. (3. Juni.) Albertini auch hier wie immer knapp, eilig; kein tieferes, bezeichnendes Wort von dem, was er am Freunde gehabt und verloren. „Schon hoffte ich nach Deinen und unsres Okely Briefen, daß unsere Freundschaft lang beglückt sein und daß ich Dir immer fröhliche Briefe würde schreiben können. Aber ach, lieber Freund, ein Augenblick hat alle unsre Hoffnungen zerstört. Okely ist im Bade ertrunken. Stell Dir meinen Schrecken vor, da ich eben von einer fröhlichen Lepsfahrt zurückkam und mir diese fürchterliche Nachricht entgegenschallte. Und noch konnte ich hoffen, daß sie ein leeres Gerücht wäre, aber umsonst . . Du

---

urteile. — Schleiermacher ward aus der Gemeine gewiesen, weil er ihre Grunddogmen verwarf und darum selbst fortwollte. Letzteres ist ihm so sehr die Hauptsache, daß er von der Ausweisung seitens der Behörde in der SW. garnicht spricht. Diese Exkommunikation erklärte er später für unprotestantisch. Die Kirche habe, selbst wenn der Ketzer sich seinerseits ausschließe, nicht das Recht, wegen dogmatischer Differenzen ihrerseits auszuschließen: „Wenn einzelne oder kleine Gesellschaften eine entgegengesetzte Methode anwenden und, soviel an ihnen ist (= von sich aus, nicht allein durch Entschluß des Ketzers; d. V.) diejenigen, ohne weitere Rücksicht auf ihre Gesinnungen zu nehmen, von ihrer Gemeinschaft ausschließen, welche nicht in demselben Buchstaben der Lehre mit ihnen übereinstimmen, so geschieht dies nicht im evangelischen Sinn; indem die Anmaßung eines Ansehens darin liegt, welches unsere Kirche (im Gegensatz zur katholischen; d. V.) niemandem zugesteht." (Reden 3. A. SW. I 273.)

wirst wohl nicht verlangen, daß ich Dir heute viel schreiben soll: ich bin es nicht imstande. Ich schließe Dir hier den letzten Brief unsres Okely an mich ein, der zwar mehr Nachrichten von seinem Bruder als von ihm selbst enthält, Dir aber doch als das letzte Andenken unsres teuren, vielgeliebten Freundes angenehm sein wird." (Es ist der dritte, nicht gedruckte Brief an Albertini.)

Zäslin schreibt: „Ich will es nicht versuchen, Dich zu trösten; ich wäre es auch nicht im Stande. Du hast wenigstens mehr Freiheit, unseren gemeinschaftlichen Freund in der Stille zu beweinen: ich wünsche nichts mehr, als meine Ohren verstopfen zu können, um die Seelenmessen nicht zu hören, die ihm von allerlei Zungen nachgelesen werden. Ich könnte Dir ganz eigne Auftritte von der Art schildern, wenn ich Lust dazu hätte." Schleiermacher war aufs tiefste getroffen von dem Tod des Freundes, mit dem er so viel durchgekämpft, der so viel für die Zukunft versprach. Schon hatte Okely einen langen Brief an den berühmten Chemiker, Theologen und Philosopen Priestley geschrieben, worin er ihm Kant angepriesen hatte. Er selbst dachte daran, Kant ins Englische zu übersetzen. Sein letzter Brief an Schleiermacher hatte so geendet: „Du kannst nicht glauben, mit welchem Geschmack, mit welcher Freundschaftsempfindung ich Deinen und Albertinis ersten und einzigen Brief lese und wiederlese. Wenn ich empfinden will, so brauche ich sie nur zu sehen. Werden wir uns jemals wiedersehen? Wer weiß! Aber auch achtzig Jahre in der Abwesenheit sollen unsre Freundschaft nicht abkühlen." Der von Albertini übersandte schloß: „Deine und unsers armen Freundes Schleyers Leiden gehen mir durch die Seele." Und nun war diese Liebe, dieser reiche Geist vernichtet. Schleiermacher ließ sich von Albertini alles schicken, was dieser von Okely besaß, und stellte sich damals jenen Band zusammen mit der Aufschrift „Von Okely", der sich in seinem Nachlaß befindet. Noch in den Monologen erneuerte er nach 13 Jahren in der ihm eigenen Pietät, die nichts los ließ, was sie einmal ergriffen hatte, das Gedächtnis des zu früh Entrafften. 4. Kap.: „Auch hab' ich keinen noch verloren, der mir je in Liebe teuer ward. Du, der Du in frischer Blüte der Jugend, mitten im raschen frohen Leben, unsern Kreis verlassen mußtest — ja ich darf anreden das geliebte Bild, das mir im Herzen wohnt, das mit dem Leben und der Liebe fortlebt und mit dem Gram — nimmer hat Dich mein Herz verlassen; es hat Dich mein Gedanke fortgebildet, wie Du Dich selbst gebildet haben würdest, hättest Du erlebt die neuen Flammen, die die Welt entzünden; es hat Dein Denken mit dem meinen sich vereint, und das Gespräch der Liebe zwischen uns, der Gemüter Wechselanschauung hört nimmer auf und wirket fort auf mich, als lebtest Du neben mir wie sonst."

Im Herbst 1787 besuchte Schleiermacher noch einmal die Freunde in Barby auf einen Tag. Dann ließ der Briefwechsel allmählich nach. Albertinis göttliche Apathie begnügte sich mehr und mehr mit kurzen

Billetten, und auch diese rang ihm der Freund, der immer der drängende war, nur mit Mühe ab. Fast jeder Brief Albertinis beginnt mit einer Entschuldigung wegen seines Nichtschreibens. Z. B. Juli 1787: „Nicht Mangel an Freundschaft und Liebe, sondern die leidige Faulheit allein, die mich so oft überfällt, wenn ich einen Brief schreiben will, ist Schuld daran, daß ich Deinen letzten so freundschaftlichen Brief erst jetzt beantworte.“ Aber es war nicht nur Apathie, es war auch innere Entfremdung, die die Freunde mehr und mehr schied. Albertini war damals, als Barbyer Student, fest entschlossen in der Gemeine zu bleiben, obgleich er damals theoretisch Schleiermachers Ansichten teilte; zunächst wenigstens so lange, als sein Vater lebte, dessen Liebe er nicht durch den Austritt aus der Gemeine verlieren wollte. Sein Vater starb, nachdem die Mutter schon vorangegangen war, Juli 1789. Der Sohn war frei und blieb doch in der Gemeine, wenn er auch vorher mit dem Gedanken leise gespielt hatte, sie zu verlassen. Es war doch noch etwas anderes, was ihn hielt, als die Furcht vor Konflikten, als sein Quietismus. Er fühlte sich nicht innerlich wohl bei seiner Aufklärung; sein Herz lehnte sich auf gegen die Kritik seines Verstandes. Schon in Barby hatte er unter dem Protest Schleiermachers die These verfochten, daß der orthodoxe Glaube, den er wie die Freunde damals lebhaft angriff um seiner Stockdummheit und Intoleranz willen, seinen Anhängern Glück und Ruhe für dieses Leben gewähre. Das legt den Gedanken nahe, daß er Glück und Ruhe, wonach sein Gemüt verlangte, in dem vernünftigen Glauben der Freunde nicht fand, und die Stammbuchinschrift bei Ewald, geschrieben am Ende seiner Studienzeit, verrät etwas von dem tiefen Unbefriedigtsein seines Innern. Er hat 15 Jahre später, als theologischer Dozent, diesen inneren Zwiespalt deutend, gesagt, ihn habe in der Gemeine festgehalten „der Menschensohn in Gethsemane.“[1]) In den im Folgenden zitierten Briefen tritt dieser Grund nirgends hervor. Aber man fühlt es deutlich, wie neben den negativen Grund, den Quietismus, mehr und mehr positive Gründe treten, eine wirkliche, zunächst mehr äußere Anhänglichkeit an die Gemeine. Im letzten Brief (Dezember 1789) klingt unausgesprochen schon das eigentlich Religiöse mit, so daß jener Ausspruch des Dozenten Albertini doch ein Körnchen Wahrheit enthält. Jedenfalls, seien die Gründe des Bleibens, welche sie wollen, zeigen

[1]) Den Wunsch, vom Brüderseminar in größere, freie Berufswahl gestattende Verhältnisse überzugehen, beurteilen viele im Lebenslauf als Versuchung, ihr Verbleiben in der Gemeine als religiöse Bewahrung. Merkwürdig; verständlich nur aus der negativen Beurteilung der Welt. G. Cunow, Schleiermachers Barbyer Lehrer, wollte als Student gern in die akademische Laufbahn. „Mein Fuß strauchelte, und nur die Treue meines Herrn hielt mich.“ Hartley hatte als Student das Verlangen nach Göttingen: „Mein Heiland vereitelte aber dasselbe.“ Dieses bei den Brüdern allgemeine Urteil über Austritte aus der Gemeine des Heilands in die Welt liegt auch im Wort Albertinis vor. Auch in der Welt hätte er den Menschensohn in Gethsemane lieben können.

die Briefe im ganzen die Wahrheit dessen, was Schleiermacher nach Albertinis Tod an Bischof Chr. Reichel schrieb II 457: „Ich kann nur sagen, daß unerachtet aller skeptischen Anregungen, die sich in uns entwickelt hatten, ihm doch auch bei unserer Trennung (Ostern 1787; d. V.) sein Bleiben in der Gemeine unerschütterlich gewiß war."

Am 26. März 1788 verspricht Albertini dem Freund nach Abschluß seines Barbyer Triennums, Herbst 1788, einen Besuch in Halle, „vorzüglich um dich noch einmal, sehr wahrscheinlich zum letzten Male, zu umarmen." Er sieht also klar, daß ihre Wege dauernd auseinander gehen. 17. September 1788, als seine Studienzeit abgelaufen war: „Du fragst mich, was für einen Plan meines künftigen Lebens ich mir vorgezeichnet habe. Keinen andern, als den Dir längst bekannten, nämlich durch Kindererziehung in der Gemeinde nützlich zu werden. (Den Gedanken an ein geistliches Amt lehnte er also damals noch ab.) Dein Vorschlag, daß ich im gelben Hause (wohl in Halle? d. V.) in der Stille studieren soll, ist mir schon darum unangenehm, weil ich dadurch niemandem nütze; aber er verliert vollends alle Ausführbarkeit, wenn ich bedenke, wie sehr ich meines Vaters, wie ich gewiß weiß, große Erwartungen von mir dadurch niederschlagen und also vielleicht auf die Art seine ganze Liebe verlieren könnte."

Im Herbst 1788 sahen sich die Freunde noch einmal in Halle bei einer Durchreise Albertinis, dann gingen ihre Wege dauernd auseinander. Erst nach 34 Jahren sahen sie sich, beide auf der Höhe ihrer Laufbahn, wieder.

Januar 1789 ward Albertini Lehrer in Niesky. Er fügte sich ganz den Gemeinordnungen, arbeitete z. B. als vermögender Mann ganz ohne Gehalt. Schneider, sein nunmehriger Kollege, äußert sich vorwiegend kritisch über ihn. Die Schüler, sagt er, stellten sich ein „Ungeheuer von Gelehrsamkeit" unter ihm vor. Er findet, Albertini sei schwer zu beurteilen. „Scheint mir sehr kalt. Den (Kirchen-)Saal besucht er fast nie." Im April 1789 merkt er an, daß Zembsch die beiden Klubgenossen Albertini und Zäslin wegen mangelhaften Kirchenbesuchs „vorgehabt" habe. Juni 1789 spricht er mit Stähelin von Albertini, „der sich ganz, so lang er hier ist, der Anstalt aufopfern und sich alles gefallen lassen will, was er soll". Das „so lang er hier ist" zeigt, daß der Gedanke, die Gemeine zu verlassen, ihn doch gelegentlich versuchte. Im Juli: „Unser Albertini liest am liebsten Lästerschriften gegen die Gemeine neben seinem Euklid, einem großen Brod und nicht viel kleinerem Limburger Käse." Herbst 1789 ward Albertini mit dem Pädagogium von Niesky nach Barby versetzt. Er reiste wegen Erbschaftsangelegenheiten über Neuwied a. Rh. nach Barby und besuchte bei dieser Gelegenheit den Herrnhuterzirkel in Jena, namentlich seinen alten Klubgenossen Beyer.

In Barby empfing er nach 15monatlicher Pause aus Drossen den letzten Brief Schleiermachers und schrieb 25. Dezbr. 1789 den letzten

an ihn. Schleiermacher hatte ihn nach seiner Arbeit gefragt, nach all den alten, nun in aller Welt verstreuten Freunden, um mit der unbequemen Frage zu schließen, inwiefern Albertini Philosoph, inwiefern er Bruder sei. Diese Frage war Albertini fühlbar unangenehm, er verschiebt die Antwort darauf ans Ende seines Briefes. Er berichtet unter anderem von dem Besuch bei Beyer. Dieser habe versucht durch ein reizendes Gemälde vom Vergnügen der Autorschaft ihn zum Austritt aus der Gemeine zu bewegen. Doch er habe sich nicht erschüttern lassen, da er kein Vermögen zur Autorschaft habe und in seiner jetzigen Stellung mehr Nutzen als in irgend einer anderen denkbaren stiften könne. Er sei mit den Grundsätzen in der Gemeine und seiner ganzen „selbstgewählten" Lage zufrieden. „Ich weiß, daß Du meiner Behauptung eigne Erfahrung entgegensetzen wirst, und ich gestehe, daß Du unedel behandelt wurdest; aber vom Betragen eines einzelnen, selbst angesehenen Mitgliedes darf nicht auf die Grundsätze der ganzen Verfassung geschlossen werden, von deren Vortrefflichkeit ich durch genauere Kenntnis und mehrere Beispiele überzeugt worden bin." Dann preist er seine Vorgesetzten, darunter Zembsch, und seine Pädagogiumskollegen, darunter namentlich Gambold und Hüffel. Es ist eben das Kollegium, dem Fries so warmes Lob spendet. Ferner berichtet er ihm von 13 alten Kameraden, dann daß Garve Dozent am Seminar geworden sei; daß ihm in Neuwied auch Hilmer wieder nahe getreten sei, „unser würdiger Lehrer, den ich bei näherer Bekanntschaft aufs neue schätzen lernte". Dann schließt er: „Nur eine (Frage) ist noch übrig, inwiefern ich Philosoph und inwiefern ich Bruder bin, eine kritische Frage, wobei ich aber die schon oft gegebene Antwort wiederholen muß, weil sich seitdem nichts darin geändert hat und sie mir ohnerachtet Deiner Zensur ganz befriedigend scheint. Meine Meinung, über die wir schon ehemals mündlich stritten, ist noch immer, daß feste und unerschütterliche Überzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion nach dem orthodoxen System gewiß ein glückliches und ruhiges Leben gewähre; aber — —." So bricht Albertini den Satz ab. Er versagt dem lästigen Frager den Einblick in sein Inneres, der den alten, furchtbaren Gegensatz Philosoph — Bruder in ihm erneuern möchte, der ihm in seiner beglückenden Arbeit zurückgetreten war; der ihn, ein Versucher gleich Beyer in Jena, durch die Erneuerung dieses Gegensatzes dazu bringen möchte, den Philosophen über den Bruder siegen zu lassen, die Gemeine zu verlassen. Aber er denkt garnicht daran. Darum betont er so geflissentlich, daß seine Lage nicht durch den Willen seines Vaters ihm aufgezwungen, sondern selbstgewählt sei. Für ihn heißt die Aufgabe nicht mehr Philosoph werden, sondern Bruder werden. Er ist es zwar noch nicht, aber er möchte es sein; nur so glaubt er Glück und Ruhe erlangen zu können. Jedenfalls schonte man, das besagt das warme Lob der Brüderverfassung gegenüber Schleiermachers entgegengesetzter Erfahrung, seine abweichenden Ansichten, versuchte keine gewaltsame Bekehrung.

Nach diesem Brief ließ Schleiermacher scheints den Briefwechsel gleich ganz einschlafen. Er hatte versucht, den gemeinsamen Erwerb Barbys, die Erkenntnis des Rechtes, der Pflicht, sich seine Weltansicht frei zu bilden, dem Freund zu retten gegen die Macht der herrnhutischen Tradition. Vergeblich. Doch das hätte sie nicht zu scheiden brauchen, wie es Fries und Christl. Reichel nie trennte. Aber der Freund versagte ihm durch Abbruch des Hauptsatzes seiner Antwort den Einblick in sein Herz, wies den unbequemen Mahner kurzweg ab; zudem kannte Schleiermacher die Schwierigkeit, die Feder des Freundes in Bewegung zu setzen. So schwieg er, und das festeste persönliche Band, das ihn mit der Gemeine verknüpfte, riß. Jeder ging seinen Weg.[1]) Albertini hielt sich anscheinend im späteren Leben geflissentlich vom Freunde fern. Er suchte z. B. nicht als theologischer Dozent, wo sich ihm die Probleme seiner Studienzeit erneuerten, bei dem älteren Freund Rat und Anregung, er schickte ihm keins seiner Werke. Er beschränkte sich mit einem gewissen Stolz auf die Gemeine. Seinen Predigten und Liedern gab er den Zusatz „für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeine".

[1]) Albertinis Leben: 1789—1796 Pädagogiumslehrer in Barby, Lehrer des Philosophen Fries, der ihm namentlich geschichtliche Anregungen verdankt, ihn aber gegen Hüffel und Garve, seine „unvergeßlichen Lehrer", zurücktreten läßt. Beginn der Predigttätigkeit, im Zusammenhang damit anscheinend Rückkehr zum Glauben seiner Jugend und zwar in der echt herrnhutischen Form: Mitleid und Gegenliebe erwuchs ihm bei der Versenkung in den in Gethsemane liebenden und leidenden Heiland. Er sagte später im Kolleg bei Besprechung dieser Szene: „Wenn irgend etwas im Stande ist, einen an Christo Irregewordenen von seinen Zweifeln zurückzubringen, so ist es diese Erzählung; und das ist meine Erfahrung". Konsistorialrat Kohlreiff-Moskau schreibt: „Wie gut erinnere ich mich noch der Stunde, da er in seiner Exegese die Leiden Jesu in Gethsemane las und ein Drang gewaltiger Empfindung seinen Vortrag mit Tränen unterbrach". Sein Christentum Jesusfreundschaft, der Verstandesorthodoxie stets feindlich; in seinem Freundeskreise Satz geprägt, daß die Gemeine durch Annahme dieser sich selbst aufhebe. — 1796—1806 am theologischen Seminar in Niesky, erst Dozent, dann 1804—1808 Inspektor. (1796 Heirat mit Schwester von Rohwedel.) Von 1804—1814 Prediger in Niesky. Nach Abnahme seines akademischen Amts noch 2 Jahre freiwillig Vorlesungen, von 1810 an nur Geistlicher. 1814 Bischof. 1814—1818 Prediger in Gnadenberg und Mädchenanstaltsdirektor. 1818—1821 in Gnadenfrei, 1821—1831 in Unitätsdirektion, Kirchen-, Schul- und Missionsabteilung. Seine Werke. I. botanische. a. Mit von Schweinitz: Conspectus fungorum in agro Niskyensi crescentium. Leipzig 1805. — b. handschriftl. Flora Niskyensis 1798 et ultra, die schließlich in F. W. Kölbings Flora der Oberlausitz, Görlitz 1828, aufging. — c. handschriftl. Flora montis Gratiarum (Gnadenberg) 1814 ff. — d. Flora Gnadenfreiensis 1819 ff. — e. Botanische Abhandlungen im Lausitzer Magazin 1824—28 aus der Zeit, als er schon Unitätsdirektor war. — II. Religiöse Werke. a. 30 Predigten für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeine. Gnadau 1818, 3. A. 1829; in Rentlingen 1840 nachgedruckt. Die Predigten darin gehalten 1805—1810. Sammlung, obwohl anonym erscheinend, hat ihn zuerst in weiteren Kreisen bekannt gemacht; sie las Schleiermachers Familie neben den in den Nachrichten aus der Brg. jeweils veröffentlichten, sie rezensierte Sack in den Studien und Kritiken. — b. Geistliche Lieder für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeine. Bunzlau 1821. 3. A. 1835. — c. 36 Reden an die Gemeine in Herrnhut, nach seinem Tod erscheinend Gnadau 1832. 2 Teile.

In Schleiermachers treuem Gemüt lebte die Sehnsucht nach seinem ersten Freunde, einem von denen, „die mir auf meiner Wallfahrt am bedeutendsten nahe getreten sind", fort. Schon 5 Jahre waren sie völlig getrennt, da setzte er ihrer Freundschaft das schöne Denkmal in der SV. (1794). — Gelegentlich erinnert er Lotte, nunmehr seine einzige herrnhutische Korrespondentin, daran, daß sie ihm sehr lange nichts von Albertini geschrieben habe. Als sie 1798 in Niesky war, tat es ihm „sehr wehe", daß sie Albertini, der als Dozent dort lebte, nicht gesehen hatte. I 186: „Gar zu gern wüßt' ich, wie er lebt mit seinem Amt, mit seiner Frau, und ob er Kinder hat und ob er noch an mich denkt. Wie oft erinnere ich mich bei meinen gemeinschaftlichen Lesereien mit Schlegel und mit der Herz an unsere Nieskyschen Studien. Weit auseinander sind wir freilich jetzt und außer aller Verbindung; aber wie es im Grunde seines Herzens aussieht, das weiß ich doch recht genau und sein ganzes Wesen kann ich mir, wie es jetzt sein muß, sehr lebhaft denken. Er möchte seinen alten Pylades mehr verändert finden, wenn wir noch einmal zusammen kämen." Die Okelystelle in den Monologen, die freilich sonst manche Albertini gewiß peinliche Stelle über Schleiermachers herrnhutische Periode enthalten, klingt wie ein Gruß zugleich an den noch lebenden Freund, der einst der dritte in ihrem Bunde war. Albertini schwieg. 1817 (II 332) erhielt Schleiermacher in Ebersdorf vom Gemeinprediger Stähelin handschriftlich einige Gedichte Albertinis, die, damals noch ungedruckt, in zahlreichen Abschriften in den Gemeinen verbreitet waren. Das bittet er seine Frau gleich Lotte zu sagen. 1821 endlich ward ihm der Freund wiedergeschenkt, als seine „Geistlichen Lieder" im Druck erschienen. Er meldet es Brinkmann nach Schweden (oben S. 127) hochbeglückt; Albertini ist ihm der geistreichste Lyriker des Herrnhutertums, eine ganz neue, einzigartige Gestalt unter den vielen Sängern der Brüder. Nun sehnte er sich anscheinend so stark nach persönlicher Berührung mit dem Freund, dessen edles, frommes Herz, dessen reicher Geist nun plötzlich wieder offen vor ihm lag wie einst, da sie zusammen durch Monpläsir oder auf dem Barbyer Elbdamm wandelten, daß er den Reservierten, der Mitglied der Oberbehörde und Bischof geworden war, Herbst 1822 aufsuchte. Er weilte am 3. und 4. Oktober 1822 in Herrnhut. Er hätte am liebsten natürlich aus dem Munde des Freundes vernommen, wie aus dem Skeptiker der Barbyer Zeit der innig fromme Sänger geworden. Doch darüber schwieg der Freund, ein Feind religiöser Gespräche, unbegreiflicher Weise, was Schleiermacher noch nach dessen Tod beklagt (Kondolenzbrief). — Er besuchte, wie früher in Gnadenfrei, auch den Unitätsdirektor Schneider, den Verfasser der Tagebücher.[1]) Bei Albertini lernte Schleiermacher auch

[1]) Schneiders Tagebuch. 3. Oktober 1822: „Schleiermacher aus Berlin besuchte mich; er speiste mit (Fr. L.) Kölbing und Christlieb (Reichel) bei Albertini." 4. Oktober: „An die Lotte Schleiermacher (geschrieben), da eben ihr Bruder Friedrich da ist, in Antwort auf ihren durch die Fröland erhaltenen Brief."

die beiden tüchtigsten Männer der Direktion nach Albertini, zugleich dessen nächste Freunde, kennen, Fr. L. Kölbing und vor allem Christl. Reichel, den Intimus von Fries, von dem Reichel grade in diesem Jahre seine neuesten Werke, die mathematische Naturphilosophie und den vollendeten Julius und Evagoras, erhalten hatte. Von Schleiermachers Dozenten, die ihn einst aus Barby ausgewiesen, war damals G. Cunow noch in der Direktion. Ob er diesen Napoleon der Unität besucht hat? Sein Barbyer Inspektor Baumeister ruhte schon 4 Jahre auf dem Herrnhuter Gottesacker. Letzteren, der dem Mulus einst einen „so großen und herrlichen Eindruck" gemacht, hat Schleiermacher sicherlich wieder aufgesucht. Was mag er an Baumeisters Grab gedacht haben? Dasselbe wie 1802 auf dem Gnadenfreier Gottesacker? Beschränkt, doch das Ewige im Herzen tragend? Vertreter der Orthodoxie, „des zerstörenden Prinzips in der Gemeine?" Oder ob er ihn nun, wie er es mit der Gemeine im ganzen tat, der engeren Zahl seiner persönlichen religiösen Wegweiser zuzählte, ihn, dessen Gottesdienste dem von Zweifeln noch nicht geplagten Barbyer Fuchs „die heiligen Empfindungen von Liebe und Ehrfurcht" erregt? Schade, daß grade über diesen Besuch Schleiermachers in der Muttergemeinde, den er auf der Höhe seiner theologischen und kirchlichen Tätigkeit machte, der ihn mit den leitenden Männern der Gemeine in Fühlung brachte, keine Zeile von ihm vorliegt. Seiner Gattin und Lotte wird er seine Gedanken mündlich mitgeteilt haben; Brinkmann stand seinem religiösen Empfinden zu fern, um einer solchen Mitteilung gewürdigt zu werden. Schleiermachers nächste herrnhutische Äußerung ist das „Gespräch" 1827, worin er den Verfall und separatistischen Charakter der Brüdergemeine energisch leugnet, ihre lebendigsten Verbindungen mit der Landeskirche betont, ihre Verfassung als vorbildlich hinstellt und im schroffen Gegensatz zu seiner Ebersdorfer Äußerung 1817 den Satz einfließen läßt: „Was mich betrifft, ich könnte mit den Meinigen sehr gut unter ihnen leben." (Seine Frau war 1822 scheints mit in Herrnhut und überhaupt so sehr Heilandschristin, daß selbst aus der Natur nicht Gott, sondern Christus zu ihr sprach. Trotzdem ist jener Satz wohl mehr aus der Tendenz der Schrift heraus zu verstehen als wirkliche Überzeugung Schleiermachers.) So schied Schleiermacher 1822 aus Herrnhut, unbefriedigt darüber, daß er in Albertinis religiösen Werdegang keinen Einblick gewonnen, im übrigen aber anscheinend erfreut über die religiöse Gesundheit und Weitherzigkeit der Gemeine, sie um ihre Unabhängigkeit vom Staat beneidend.

Albertini, an sich schon ein schlechter Briefschreiber, beschränkte sich als Unitätsdirektor aus Grundsatz auf seine amtliche Korrespondenz. So folgte denn auch dem Wiedersehen der Freunde kein Briefwechsel mehr. Schleiermacher freute sich, in den Gemeinnachrichten religiöse Reden Albertinis nicht selten zu finden. Albertinis Lieder und Predigten wurden Lieblinge des Schleiermacherschen Hauses. Erstere

wurden beim Morgensegen gelesen (II 396), wandern mit nach Rügen und scheinen die Gattin stark beeinflußt zu haben. Ihr ist Albertini der heilige Sänger. September 1824 (II 403) schreibt sie ihrem Sohn aus Rügen: „Das Leben wird uns nichts Höheres bieten können als das unaussprechliche Dankgefühl und das selige Bewußtsein, daß wir Gottes Kinder sind, die nun nicht mehr widerstreben, sondern sanft sich ziehen lassen zu immer lichterem, reinerem Sein. Mein Sohn, dahin laß uns eilen und mit dem heiligen Sänger ausrufen:“ Folgt der zweite Vers des folgenden Liedes, das ich als letztes Beispiel Albertinischer Lyrik ganz aufnehme:

Nimm der Morgenröte Flügel, eil' hinaus auf ihrem Strahl
manch Jahrtausend, ohne Zügel, nach des Abends Ruhesaal.
Du verliereſt Kraft und Müh. — Abends Ziel erfliegst Du nie.

Fern wie Abend ist vom Morgen liegt von uns, im blut'gen Meer
des Erbarmens tief verborgen, unsrer Missetaten Heer.
Such', Erlöster, Deine Schuld! — Ewig findst Du nichts als Huld.

Fittiche der Cherubinen tragen Dich durchs Himmelstor;
manch Jahrtausend fleug' gleich ihnen mit des Blitzes Eil' empor.
Du verliereſt Kraft und Müh. — Himmels End' erfliegst Du nie.

Wie der Himmel unermessen hoch die Erde überthront,
überströmt uns Sünder dessen Gnade, der im Himmel wohnt.
Senk' Dich in der Gnade Schlund! — Nie erreichst Du ihren Grund.

So freute sich denn auch Schleiermacher besonders, daß K. H. Sack 1831 in den Studien und Kritiken seine und des Freundes Predigten gemeinsam in einer eingehenden Studie (Über Schleiermachers und Albertinis Predigten) besprach. Er schrieb an Sack IV 403 „Nebenbei freue ich mich noch besonders, daß nun durch Sie auch Albertini in den Mund unserer Theologen kommen wird. Mir wenigstens ist noch nirgends eine Beurteilung seiner Predigten zu Gesicht gekommen; und sie verdienen doch so sehr, grade auch von Theologen gekannt zu sein. Möchten Sie nur auch auf die — freilich auch nicht vielen bekannte — Eigentümlichkeit der Gemeine, der er angehört, recht aufmerksam gemacht haben, damit nicht alles von unserm kirchlichen Stil bedeutend Abweichende auf seine Rechnung geschrieben werde.“

So war er denn tief bewegt, als ihm Chr. Reichel den Tod des Freundes (6. Dezember 1831) meldete und ihm die Grüße übermittelte, die Albertini sterbend ihm an Schleiermacher aufgetragen hatte. Später erhielt er auch noch die Grabrede und den Lebenslauf, der eigenhändig war nur so weit, als das Curriculum des Mulus Albertini reichte, d. h. bis 1785. Schleiermacher schrieb an Reichel II 455: „Die Nachricht kam mir ganz unerwartet. . Das letzte, was er (Stobwasser, Prediger der Berliner Brüdergemeine; d. V.) mir von unsrem Freund mitteilte und was mir auch einen lieblichen Eindruck gab, war, daß er ausdrücklich den Auftrag gegeben hatte, daß ihm

der Lebenslauf meiner seligen Schwester unverkürzt sollte geschickt werden (zur amtlichen Veröffentlichung; d. V.). — Daß er nun auch meiner so freundlich in den letzten Tagen gedacht, war mir ein lindernder Balsam auf die Wunde. Was sollen wir sagen? Es ist ein herber Verlust für die Gemeine und für gar viele liebe fromme Seelen außerhalb derselben. Aber es geht ja immer wieder eine neue Saat erfreulich auf, und das Werk des Herrn . . kann und wird auch nicht darunter leiden, wenn einzelne Arbeiter oft mitten aus der kräftigsten Wirksamkeit abgerufen werden. Namentlich ist mir das schon lange klar, daß in der Gemeine, wie in der Kirche überhaupt, weit weniger auf dem bedeutenden Hervortreten einzelner beruht, als auf der Treue und dem richtigen Verstand am Evangelium in der Masse. Indessen dieser Glaube stillt doch das schwer betroffene Herz nicht gleich, sondern es will sein Recht haben; und so habe ich dem geliebten Freund schon manchen Seufzer nachgeschickt, und in jedem Heft der Gemeinenachrichten freue ich mich, wenn ich noch ein Wort aus seinem lieben Munde finde und fürchte zugleich, es möchte das letzte sein. . Daß er selbst nichts von seinen Führungen schriftlich hinterlassen würde, war mir immer wahrscheinlich, und ich will ihn auch nicht darüber tadeln, wiewohl ich auch nicht wünschen will, daß das Beispiel zuviel Nachfolge finde und etwa die Sitte der Lebensläufe in der Gemeine ganz abkomme. Gern hätte ich etwas Genaueres erfahren von dem Wechsel seiner eignen Zustände seit unsrer Trennung; aber ihn selbst danach zu fragen, würde mich auch nicht viel weiter geführt haben. Ich kann nur sagen, daß unerachtet aller skeptischen Anregungen, die sich in uns entwickelt hatten, ihm doch auch bei unsrer Trennung sein Bleiben in der Gemeine unerschütterlich gewiß war. Und so hat es sich auch an ihm bewährt, was der ehrwürdige Zembsch mir späterhin, als ich ihn von Halle aus besuchte (1805; d. V.), aussprach: „Bruder Baumeister," sagte er, „hat wohl damals (als er Schleiermacher aus Barby entließ) nicht genug bedacht, daß ein Theologus nicht anders wird als durch den Zweifel." Mit meinem lieben Albertini ist mir wieder einer von denen, die mir auf meiner Wallfahrt am bedeutendsten nahe getreten sind, vor mir hinüber gegangen, und so ist es mit den meisten der Fall aus allen Perioden meines Lebens. Meiner guten Schwester Lotte habe ich es gern gegönnt, ausgespannt zu werden, wie sie es selbst wünschte; aber es bleibt doch schwer, ein so treues Gemüt zu missen, was das ganze Leben mit mir durchgelebt hat und immer in Liebe und Glauben festgehalten."

Wenige Wochen vor Schleiermachers Tod sah Kober, sein Kollege an Dreifaltigkeit, Albertinis Reden, wohl die zweite Sammlung, bei Schleiermacher. Kober: „Haben Sie diese auch angeschafft?" Schleiermacher: „Ja, wir lesen sie mit vielem Segen." Kober: „Es muß doch ein außerordentlicher Mann gewesen sein." Schleier-

macher: „Ja ja, lieber Bruder Kober, das war ein Verkündiger des Wortes voll Geist und innern Lebens! Ein wahrer Zeuge der Gnade Jesu Christi.“ (Stobwasser, Kirchenvorsteher von Dreifaltigkeit, an J. Stengard. Archiv.) Noch auf seinem eigenen Sterbebett erbat sich Schleiermacher mehrfach von der Gattin die Lesung Albertinischer Gedichte.

Wir kehren zum Jahre 1790 zurück. Die Verbindung mit Albertini war abgerissen. Noch ein äußeres Band, das Schleiermacher an die Gemeine knüpfte, riß in der Folge. Sein Bruder Carl, der sich in der Nieskyer Knabenanstalt befunden hatte, lernte, zum theologischen Studium nicht fähig befunden, von Ostern 1786 an in Niesky Apotheker. Er ward Mai 1786 in die Gemeine aufgenommen, September 1787 Abendmahlsgenosse. Der Vater warnte den ältesten Sohn mehrfach, ihn und Lotte in ihrem Glauben irre zu machen. Noch Dezember 1792 meldete er ihm „Auch Carl (wie Lotte; d. V.) ist in der Gemeine glücklich, und ich danke Gott, daß er da ist. Von Zärtlichkeit scheint er zwar nicht viel zu fühlen, dafür aber, obschon etwas leichtsinnig, doch ein biederer, grader Junge zu sein, der aber in der Welt viel saures Lehrgeld würde zahlen müssen.“ Doch 1794 verließ 22jährig auch Carl die Gemeine. Der Vater, durch die Erfahrung mit dem ältesten Sohne weitherziger geworden, hat ihm anscheinend kaum Gegenvorstellungen gemacht. Stubenrauch meldet es dem Neffen III 59. „In Ihres Vaters Briefe war auch einer, den Ihr Bruder Carl an ihn geschrieben und worin er sehr deutlich und nachdrücklich seine Meinung über die Vorsteher der Brüdergemeinde äußert und, da Ihr Vater es in seinen freien Willen gestellt, sich geradehin erklärt, daß er an jenem Speichellecken und an der scheinheiligen Miene, womit man jenes Speichellecken für den wahren kindlichen Sinn erkläre, großes Mißfallen habe und am hellen Tage, wie er sich ausdrückt, sich nicht die Augen verbinden und Blindekuh mit sich spielen lassen wolle.“ Kurz darauf starb Vater Schleiermacher September 1794. So war der Sohn, von Lotte abgesehen, ganz abgeschnitten von der Gemeine; es war die Zeit des weitesten äußeren Abstandes von der Gemeine. —

IX. Die späteren herrnhutischen Berührungen und Äußerungen Schleiermachers, des Herrnhuters höherer Ordnung, 1794—1834.

Motto: Desinunt ista, non pereunt.

Mit dem vorigen Kapitel ist unser eigentliches Thema, Schleiermachers Gang durch die Brüdergemeine, abgeschlossen. Wir haben gesehen, wie die ganze Familie herrnhutisch ward, alle Kinder in die Gemeine eintraten, die Söhne sie wieder verließen, Schleiermachers persönliche Beziehungen zu ihren Mitgliedern zerrissen.

Das folgende Kapitel müßte folgerichtig nach dem Herrnhuter niederer den höherer Ordnung darstellen. Dieser Aufgabe fühle ich mich in keiner Hinsicht gewachsen. Nur einen bescheidenen Beitrag zu dieser Frage soll dies Kapitel wie die vorhergehenden geben. Ich habe darum darin alle Äußerungen Schleiermachers über das Brüdertum, die oben keinen Platz finden konnten, nachgetragen und hoffe, daß die Materialsammlung einigermaßen vollständig ist. Ferner habe ich, was davon in sachlicher Ordnung oben schon gegeben ist, in historischer Folge vorgeführt, damit klar werde, wie mit den wechselnden Aufgaben und Interessen Schleiermachers ihm diese oder jene Seite des Herrnhutertums bedeutsam ward.

Neben Brinkmanns herrnhutischen Nachrichten war von 1794—1810 Lotte das einzige Band, das ihn äußerlich mit der Gemeine verband. 1808 erwähnt er zwar unter seinen Berliner Predigtbesuchern herrnhutische Familien, aber herrnhutischer Verkehr in Berlin begann anscheinend erst 1810 mit der Anstellung K. Garves als Brüderprediger. Lottes Übersiedelung nach Berlin 1813, die Mitglied der Brüdergemeine war, stärkte dann diese immerhin schwache Verbindung. — Ein literarisches Fortleben mit der Gemeine — in den dreißiger Jahren war er regelmäßiger Leser der Gemeinnachrichten — hat er zunächst kaum gewünscht; es wäre auch nicht möglich gewesen, da die „Nachrichten aus der Brüdergemeine" erst von 1818 an dauernd gedruckt wurden, die handschriftlichen ihm, auch wenn er sie begehrt hätte, kaum zugänglich gemacht worden wären.

Man kann zur Kennzeichnung seiner Stellung zur Brüdergemeine im allgemeinen sagen: Je mehr ihm die Frage nach der Religion zur Hauptfrage ward, um so mehr ward er sich bewußt der Wesensverwandschaft seiner Religion mit der Brüderreligion, des herrnhutischen Ursprungs seiner persönlichen Frömmigkeit. Je tiefer er nun gar in das geistliche Amt hineinwuchs, nicht mehr nur Theoretiker war, um so höher schätzte er nicht nur den religiösen Geist der Brüder, sondern auch ihre konkreten Leistungen; er pries drum ihre gefühlsmäßige, das Dogma hintansetzende Frömmigkeit, aus der ihre unionistische Richtung entsprang, ihre religiöse Poesie; ja ihre Missionsarbeit, ihre staatsfreie Verfassung, ihr sangreicher Kultus erschien ihm mehr und mehr vorbildlich. Er fühlt sich nicht mehr als Exherrnhuter, sondern als Herrnhuter höherer Ordnung.

1794. Selbstbiographie des 26jährigen; einzige zusammenhängende Darstellung seiner herrnhutischen Periode, geschrieben vor eigenen Erfahrungen im geistlichen Amt, in der Zeit des weitesten Abstandes von der Gemeine. In späterer Zeit verfaßt — Fries schrieb seine mit 64 Jahren — würde sie den bleibenden Einfluß des Brüdertums, den er später so stark betont hat, hervorgehoben haben, während sie so fast nur die Gründe zum Bruch, den Gegensatz, betont. Er verdanke seiner herrnhutischen Jugend, daß seine Denkungsart sich nicht nur durch Theorie und Beobachtung, sondern durch lebendige persönliche Erfahrung gebildet. Er sei in Gefahr gewesen, ein Schwärmer zu werden.

1795. Besuch in Gnadenfrei. — 99 Reden über die Religion. Nachwirkung des Herrnhutertums in seinem Kampf gegen die Staatskirche, gegen Großkirchen zu Gunsten kleiner Gemeinschaften, in seiner Darstellung des Kultus, der heiligen Personen, der heiligen Künstler S. 154. Über die religiösen Gesellschaften der Brüder S. 25. Übersendung und Besprechung an Brinkmann IV 59. — 1800 Monologen; „lyrischer Extrakt aus einem permanenten Tagebuch", „bei weitem offner und gründlicher, als man in der Gemeine in den Gesellschaften über sein Herz zu reden pflegt". Übersendung und Besprechung an Brinkmann IV 55, 59. Dieser nennt es ein Freimaurerbuch, liebt namentlich den zweiten Monolog. — 1802 während der Karwoche Besuch in Gnadenfrei beim Übergang von Berlin nach Stolpe, aus einem geistlichen Amt, wo die geistliche Arbeit an anderen ganz zurücktrat hinter der geistigen Fortbildung der eigenen Person, in das Exil einer Kleinstadt, in das Pfarramt, den Kirchendienst. Nachdem er in den beiden eben genannten Schriften über das Wesen von Religion und Kirche und über sein Ich sich Rechenschaft gegeben, regte dieser Besuch ganz besonders auf die Frage nach seiner Abhängigkeit von, seinem Gegensatz zu den Herrnhutern und damit die Frage, was die Großkirche, um seinem Ideal zu entsprechen, von dieser kleinen Ge-

meinschaft lernen könne. Damals nannte er Gnadenfrei die Geburtsstätte seines religiösen Lebens, sich den Herrnhuter höherer Ordnung, S. 61, 69; wünschte mit El. Grunow in einer „idealisierten" Brüderkirche leben zu können. Mit letzterem spinnt er einen Gedanken der „Reden" fort, der in die Ausführungen seines „Gesprächs" mündet. Die in Gnadenfrei angeregten Gedankenreihen klingen nach in Stolper Briefen, z. B. dem gleich zu nennenden an Brinkmann und den dort geschriebenen „Gutachten", wo er zum ersten Male mit Namennennung, was er in den „Reden" vermieden hatte, die Brüdergemeine in mancher Beziehung als vorbildlich für Kultus und religiöse Poesie hinstellt. Insofern ist dieser Besuch ein gewisser Wendepunkt. Von da an sieht und betont Schleiermacher mehr und mehr das Wertvolle am Brüdertum, das ihm und ihnen Gemeinsame. — Er skizziert den Herrnhuter niederer Ordnung in dem Gnadenfreier Brief an El. Grunow (Dilthey 539) 3. Mai 1802: „Laß mich Dir von einer einsamen halben Stunde reden, die ich diesen Abend gehabt. Lotte verließ mich um 7 Uhr, um noch einer gottesdienstlichen Versammlung beizuwohnen; ich ging hinaus, um noch des schönen Abends zu genießen. Ein kleiner Berg dicht hinter Gnadenfrei war mein Ziel. . Ich ging durch das Dickicht den Berg hinunter am Rande eines erschöpften Steinbruchs vorbei, irrte noch ein paar Minuten auf einem Brachfelde umher, bis ein paar Gesellschaften Gnadenfreier Knaben mich vertrieben, die hierher spazieren geführt wurden. Ich schlug den Weg nach dem Gottesacker ein, und den Blick auf Gnadenfrei gerichtet, dachte ich an das, was ich Dir neulich schrieb, daß, wenn ich diese Gesellschaft idealisieren könnte, ich nirgends lieber mit Dir leben möchte. Ich malte mir alle Reize der großen Welt vor und, weil so viel Wahrheit in mir war, alles, was meiner Eitelkeit schmeichelt, aber ich fühlte doch, daß ich mir und Dir nicht gelogen hatte. Ich dachte an Jette (Henr. Herz; d. V.) und mir war, als müßte ihr auch wohl sein in einem solchen Leben. Der Gottesacker liegt am Abhange eines Hügels, von einer Buchenhecke eingefaßt und mit mehreren Reihen von Bäumen bepflanzt, die aber doch zwischen den Menschengebeinen nicht recht das Herz haben zu gedeihen. Auf der einen Seite liegen die Schwestern, auf der anderen die Brüder, eben wie sie im Betsaal sitzen. Jedes Grab hat einen Leichenstein, der aber keine Rezension enthält, sondern nur eine Anzeige. Lächeln mußt' ich über die größeren adlichen Steine. Ich idealisierte mir die Menschen nicht, die es nun bis hierher gebracht haben, ungebildet, beschränkt, vom Universum wenig wissend und bei dem Aufsuchen des Göttlichen und Ungöttlichen nur in das kleinste Detail der menschlichen Seele hineingehend. So sind gewiß die meisten gewesen, aber sie trugen doch das Ewige im Herzen, sie hatten doch den Sinn, der die Welt zusammenhält, und wenn sie auch viel Gutes nicht kannten, so würden sie doch kein Böses geliebt haben. Friede mit ihnen, dachte ich; sie mögen jetzt mehr wissen und besser sein;

und so ging ich zwischen den Gräbern hindurch. — Vom Gottesacker führt eine schöne Lindenallee in den Ort hinein, fast auf meine Wohnung zu. Es schlug 8 Uhr; ich setzte mich auf eine Bank in der Allee und wußte, daß Lotte jetzt mit ihren Schwestern das Fußwaschen feiere. — Ich dachte bei dem schönen Symbol — in meiner Kirche dürfte es auch nicht fehlen — an die Demut und an Dich. Ich will Dir auch die Füße waschen, und Du sollst Dich dann herabbeugen und meine Stirne küssen."

1802—1804 in Stolpe. Dort erst beginnt seine wirkliche, ihn niederschmetternde Bekanntschaft mit preußischem Kirchentum und Geistlichkeit. Vergleiche mit brüderischem Kultus und Geistlichkeit. Sehnsucht nach den Brüdern. Dort die Gutachten geschrieben; Hinweis auf herrnhutische Singstunden S. 31, Chorfeste S. 24, Abendmahl S. 35, religiöse Poesie S. 34. Bei der darin geübten Kritik an der Geistlichkeit schwebt ihm unausgesprochen wohl auch das Bild des herrnhutischen Dieners und Arbeiters vor, der nur aus inneren Gründen arbeiten soll, keinen Gehalt, nur Sustentation bekommt. Schleiermacher fordert z. B., der Gehalt solle derartig sein, daß in seiner Höhe kein Anreiz für die Berufswahl liegen könne; während die landläufige Ansicht sagt, je besser ein Stand besoldet ist, um so tüchtigere Kräfte zieht er an sich. — Zeugnisse für die Sehnsucht nach den Brüdern neben den Gutachten der unten zitierte Brief an Brinkmann 1803 mit dem Bedauern, nicht in die Gemeine zurück zu können; das Urteil August 1804, (oben S. 40), daß er seit seinem Austritt aus der Gemeine sich noch nicht wieder so seines Christensinns und Christentums gefreut wie im Rügener Freundeskreis, den er von Stolpe aus kennen lernte.

1803. Brinkmanns Brief aus Berlin an Zembsch, oben S. 103, 117, 196. Nachdem er die Wandlungen seiner religiösen Ansichten seit seinem Austritt aus der Gemeine angedeutet, fährt er fort: „Diese haben die ruhige Beurteilung von dem Wert meiner Erziehung in der Brüdergemeine durchaus nicht verändert. Ich bin wahr und wahrhaftig nie ein Spötter des Guten geworden, was auch mir dort in reichem Maße widerfahren, und es hat mir wehe getan, vor einiger Zeit zu vernehmen, daß man, ich weiß nicht nach welchen Gerüchten, mich dessen fähig geglaubt. Eine Frau von Tschirsky (auf Peilau bei Gnadenfrei, Herrnhuterin[1]), deren Geist und Herz ich gleich sehr verehre, äußerte sich nämlich gegen einen gemeinschaftlichen Freund (Schleiermacher 1802? d. V.), „sie hätte ungern

[1]) Lebenslauf N. 1826: geb. 1738, 1769—1779 vermählt mit von Sauerma in Dirsdorf bei Gnadenfrei, mit dem sie jährlich wenigstens einmal zu Festzeiten nach Gnadenfrei geht. 1783 Bitte an Direktion um Aufnahme in Gemeine, 1784 gewährt. 1790 Heirat mit Bruder von Tschirsky, der durch Tod von Lottes Pflegemutter verwittwet war. Er stirbt 1802, sie 1824. Schleiermacher besuchte bei Gnadenfreier Besuchen stets auch Tschirskys.

gehört, daß ich die Brüdergemeine bisweilen in Hofgesellschaften zum Gegenstande des Spottes machte.“ Wenn Sie jemals etwas Ähnliches von mir erfahren sollten, so bitte ich Sie, einer solchen Beschuldigung getrost zu widersprechen. Wohl habe ich am hiesigen Hofe und mit unsrer liebenswürdigen Königin selbst sehr ernsthaft und aufrichtig von meiner Erziehung gesprochen, aber immer wie von einem glücklichen Vorzug, und ich darf wohl hinzusetzen, daß diese Personen nach ihrer Ansicht der Sache gerade von meiner Charakterbildung immer einen vorteilhaften Schluß auf jene ihnen sonst unbekannte Verfassung gemacht haben. Der beschränkte Kopf nur oder das kalte, verwitterte Herz spottet über das, was ihm einst heilig war, und sein Urteil muß dabei dem besseren Menschenkenner eben so seicht wie verächtlich erscheinen. Über kein genialisches Buch möchte ich mir eine Spötterei erlauben vor Personen, die seinen höheren Wert nicht zu beurteilen vermöchten, und in Rücksicht eines Religionssystems, das so viele Tausende beglückt, sollte ich mir eine solche Untreue gegen meine Empfindungen, ich sage nicht einmal gegen meine Grundsätze, zu Schulden kommen lassen? Philosophen und Theologen habe ich nicht selten bewiesen, daß ihre Intoleranz wenigstens eben so einseitig wäre, wie diejenige, welche sie der Brüdergemeine Schuld geben, aber ein gut Teil inkonsequenter. Und endlich habe ich überhaupt nicht gefunden, daß ehemalige Zöglinge Ihrer Schule in irgend einer Rücksicht nötig hätten, sich ihrer früheren Erziehung zu schämen, selbst wenn sie eitel genug sein sollten, sich durch eine solche Erbärmlichkeit das Ansehen von Voltairischen Philosophen geben zu wollen. Schleiermacher, vor dessen höheren Talenten und vor dessen körnichter Gelehrsamkeit die besten Richter die aufrichtigste Hochachtung bezeugen, während sein edles, sittliches Gemüt ihm überall Freunde und Vertraute erwirbt, hat seine ehemalige Verbindung mit der Brüdergemeine noch niemals weder zu verleugnen noch zu bereuen Ursache gehabt. Der jüngere Sprecher (von Bernegg) ebenso wenig, der mitten in Paris (1799; oben S. 210; d. V.) sich durch sein vorsichtiges und weises Benehmen in einer sehr kritischen Lage eben so vorteilhaft auszeichnete, wie durch die Güte und Festigkeit seiner moralischen Grundsätze.“

1803 Schleiermacher an Brinkmann aus der oben bezeichneten Stolper Stimmung heraus IV 87. „Als ich vor $1^1/_2$ Jahren in Schlesien (Gnadenfrei; d. V.) war, hätte ich gern recht viel mit der Tschiersky (die Brinkmann eben erwähnte; d. V.) davon geredet, wieviel wert es mir ist, in der Gemeine gewesen zu sein, und mein Wunsch war, ihr eben so offenherzig zu beichten, wie Du dem ehrlichen Zembsch getan hast (in dem eben zitierten Brief; d. V.). Allein sie kam mir mit einer großen Hartnäckigkeit entgegen nicht zu hören und nicht zu glauben, und ich konnte sie zu wenig sehen, um diese zu überwinden. Sie wollte alles nur auf das gute Lernen beziehen und auf die Bewahrung vor dem Bösen; und dies war doch offenbar das

Wenigste. Nicht einmal so weit konnte ich mit ihr kommen, daß ich sie aufmerksam darauf machte, wie viel es wert wäre, daß man zeitig lernte, die Welt von einer Idee aus zu betrachten; sondern sie meinte, dabei könnte wenig Gewinn sein, wenn man die Idee hernach fahren ließe. Hier hätte es nun gegolten, ihr mein Glaubensbekenntnis abzulegen über das eigentliche Esoterische des Heilandes und der Gemeine . . Wirklich bin ich überzeugt, daß die Herrnhuter, von denen der Mühe wert ist zu reden, recht guten Grund haben in der Religion, nur freilich in der Theologie und Christologie ist er sehr schlecht; aber das ist ja das Exoterische. Daß sie beides nicht voneinander trennen und, um mit Zembsch zu reden, die Sohlen doch immer für den Grund und Boden halten, ist schlimm, und ich glaube nicht, daß es mir wie Dir (im Brief an Zembsch; d. V.) hätte gelingen können, zwischen der Scylla und Charybdis hindurchzukommen . . Billige ich von dem, was sie sagen, den esoterischen Gehalt, so ziehen sie es mit auf das Exoterische, und es wird wenigstens eine genommene Heuchelei, wenn auch keine gegebene. Wollte ich Ihnen aber mein Esoterisches geben in einer andern als ihrer exoterischen Sprache, so ist ja das offenbar gegebene Skandal der Freigeisterei garnicht zu vermeiden. Darum habe ich mich auch mit den lieben Brüdern Dober und Schneider (den Geistlichen in Gnadenfrei; letzterer der Verfasser der Tagebücher; d. V.) gar wenig eingelassen und nur mit meiner Schwester recht ordentlich geredet, der die Wehmut aus den Reden (über die Religion) Armesünderwesen genug war und die sich auch in die Apotheose des Heilands und des heiligen Geistes zu finden wußte. Ich gestehe Dir gerne, der Brüder unmäßiges Anhangen an ihrem Exoterischen und meine eigne Unfähigkeit, unter dieser Bedingung zwischen der Heuchelei und dem Anstoß durchzukommen, ist das einzige, was meinen Wunsch, einmal wieder unter den Herrnhutern zu leben, zurückhält. Denn das auf allen Seiten so erbärmliche Wesen in der Welt . . wäre sonst für mich ein mächtiger Bewegungsgrund dazu"; denn er besitze nicht wie Brinkmann das Talent mit Menschen umzugehen, wodurch jener alle weltlichen Verhältnisse sich so unschädlich mache, daß sie ihm nichts von seiner Kraft raubten und sein inneres Leben ungestört weitergehe.

1805 vor Ostern von Halle nach Barby, wo nun nicht mehr das Seminar, sondern das Pädagogium mit Zembsch. Vorfreude. An seine nachmalige Frau, 6. April 1805: „Nun hören Sie noch etwas: Auf den Mittwoch denke ich von hier nach Barby zu gehen, wo jetzt die herrnhutische Schule ist, auf welcher ich fast drei meiner schönsten Jugendjahre zugebracht habe, während deren sich mein wissenschaftlicher sowohl als mein frommer Sinn zuerst entwickelte. Damals war diese Schule an einem andern Ort, den ich auf meiner Rückreise aus Schlesien zu besuchen denke, und in Barby war damals die herrnhutische Universität, auf die ich hernach zog und wo mein inneres Denken und Leben zu der Freiheit von den Fesseln des Buchstabens

dieh, die mich bald wieder aus jener Gemeinde heraustrieb in die elt. An diesem Ort will ich die Feiertage zubringen, will womögh dem Abendmahl der Gemeinde am grünen Donnerstag wenigstens iwohnen (= zusehen; als Nichtbruder durfte er es nicht oder nur t besonderer Erlaubnis, die er nachher nicht zu erbitten wagte, mitnießen; d. V.) und den herrlichen Gottesdienst am Karfreitage und t Ostermorgen mit abwarten. Sie können denken, was für Erinnengen und Empfindungen der verschiedensten Art sich da zusammenufen werden. Ich denke, es sollen schöne Tage sein." — Zwei sehr rschiedene Berichte über den vollzogenen Besuch S. 39 und S. 103.

1806 „Weihnachtsfeier" mit Erörterungen, ob Sophie demmischen oder herrnhutischen Nonnenwesen zu verfallen drohe. In)seph vielleicht auch mit ein herrnhutisches Element, der die Spekuionen der andern ablehnt zu Gunsten des unmittelbaren Genusses r Weihnachtsfreude im Gesang, „der die Frömmigkeit weit inniger m Ausdruck gebracht hätte, als lange Reden das je vermögen."

1806: 2. Aufl. der „Reden", Widmung an Brinkmann. S. 243.

1809 Besuch in Gnadenfrei. An Brinkmann IV 173: „In adenfrei hielt eben seinen Antritt als Prediger ein Nieskyscher hulkamerad von mir, Cröger, aus dem, ohnerachtet er mit Albertini d mir wetteiferte, nicht recht viel geworden zu sein scheint. Überupt ist mir das zerstörende Prinzip in der Gemeine (nach dem Brief Brinkmann von 1803 vermutlich orthodoxe Theologie und Christoie; d. V.) stärker als sonst entgegen getreten. Auch unsere Frau m Schlössel (in Peilau, Schwester von Tschiersky; d. V.) habe ich r von der Zeit mitgenommen gefunden."

1810—1816 K. V. Garve Prediger der Berliner Gemeine. rkehr mit Schleiermacher, der ihn scheints wegen Annahme einer rliner Professur befragte.

1811 in der „Kurzen Darstellung des theologischen Studiums" 298 reiht er, durch seine brüderische Vergangenheit mit der Mission rtraut, die Theorie des Missionswesens bedingter Weise unter der aktischen Theologie ein. (Warneck, Ev. Missionslehre I² 35, 52.) „Christl. Sitte" Beilage D 181, wo Schleiermacher ausführt, ein ssenschaftlich Gebildeter dürfe nicht Missionar werden, weil er sein ssenschaftliches Pfund vergrabe; einer ohne solche Bildung auch nicht, il keine Sicherheit für den Erwerb des Fehlenden gegeben sei. Der issionar müsse also die Mitte zwischen beiden Extremen halten, und berdem müßten seine Umstände so sein, daß er mit gutem Gewissen ; aus seinen bisherigen Lebensverhältnissen herausreißen könne. lber das kann nur schwer zusammentreffen, und darum scheint mir r; daß keine Mission für so sittlich rein und für so zweckmäßig halten werden kann als die der herrnhutischen Gemeinden. Die rnhutischen sind die eigentlichen Missionen für unsere Zeit. Denn mal sind sie an keine Landeskirche gebunden, sondern zerstreut, so

daß sie die Sache von jedem Punkte aus auf geeignete Weise betreiben können, zweitens bedürfen sie keiner besonderen Bildungsanstalt für die Missionare, weil ihre ganze Gemeinde eine solche ist, und das ist das wahre Fundament zu gesegneten Missionen. Wo das fehlt, da ist Krankhaftes und Unnatürliches schwer zu vermeiden, wie fast alle Missionsanstalten, die neuerlich in den Kontinentalkirchen entstanden sind, beweisen."

1813 Lotte ein halbes Jahr, 1816—25 ganz bei ihm wohnend. Dadurch ständige Berührung mit dem Brüdertum und der Berliner Brüdergemeine, die sich noch steigerte, als Lotte ganz in das Berliner Gemeinhaus in der Wilhelmstraße 1825—31 zog. Schleiermacher liest die Nachrichten aus der Brüdergemeine. Die Brüderprediger Stobwasser und Th. Dober verkehren bei ihm.

1817, August, Besuch auf einer Ferienreise in der Gemeine Ebersdorf. Von dort II 330. „Lies nur der alten Lotte gleich diesen Namen, liebstes Herz, so wird sie sich freuen, mich in einem Gemeinort zu wissen . . Ich will noch den Prediger besuchen, der wahrscheinlich ein alter Kamerad von Barby ist (Stähelin, der den Besuch Schleiermachers im Diarium anmerkte und ihm handschriftliche Gedichte Albertinis gab; d. V.); wir wollen noch in eine Versammlung gehen. Es ist mir doch immer ganz eigen zu Mute, wenn ich in einer Brüdergemeine bin; der größte Teil meiner Jugend und der entscheidende Moment für die ganze Entwicklung meines Lebens steht vor mir. Dieser Durchgangspunkt erscheint mir, wie zufällig er auf der einen Seite zu sein scheint, auf der andern so notwendig, daß ich mich garnicht ohne ihn denken kann. Und so wenig ich im Stande wäre, in der ängstlichen Beschränkung einer Brüdergemeine zu leben, so weht mich doch das einfache, stille Leben in seinem Gegensatz gegen die eitle, geräuschvolle Welt auf eine solche Weise an, daß ich denke und fühle, es könnte, dem Geist der Zeit gemäß umgebildet, etwas ganz Herrliches und Beneidenswertes sein . . Heut Mittag waren wir in Lobenstein, wo ein Fürst Reuß residiert (Heinrich LIV.; d. V.), mit dem ich in Niesky und Barby war. Ich wollte ihn besuchen, er war aber verreist. Als wir zusammen waren, waren seine Aussichten zur Regierung zu kommen sehr unsicher, und wir foppten ihn oft damit. Nun hat er, was das höchste Ziel seiner Wünsche war; aber er hat schon seine zweite Frau und keine Kinder, und ich dachte mir, wieviel glücklicher ich vor ihm stehen würde, als er sein kann."

1821. Albertinis rund 400 „Geistliche Lieder" erscheinen. Schleiermachers Urteil S. 127. 3 Aufl. in 14 Jahren; nur wenige in protestantische Gesangbücher übergegangen; 6 davon komponiert für Gesang und Pianoforte von C. W. Fliegel in seinen „Sechzehn Lieder" (Basel, Schneider). Auswahl von rund 100 mit lehrreicher Einleitung von H. Kluge 1882 (Basel, Spittler).

1821: 3. Aufl. der „Reden" erscheint, durch Anmerkungen be-

reichert, die gelegentlich andeuten, wie der antikirchliche Charakter der 1. Aufl. des „Oppositionsbuches“ sich aus seiner herrnhutischen Vergangenheit mit erkläre. — In Anmerkung 16 (SW. I 372) deutet Schleiermacher in einer unscheinbaren, doch vielsagenden Bemerkung die Nachhaltigkeit seiner herrnhutischen Jugendeindrücke an. Er sei jetzt keineswegs mehr so ausschließend für die kleinen Gemeinschaften und gegen die großen Verfassungen wie bei der 1. Aufl., „seitdem ich jener mehr entwöhnt und in diese mehr eingelebt bin“. Auch damals, nach 34jähriger Trennung, konnte er noch nicht schreiben: seitdem ich jener entwöhnt, in diese eingelebt bin? — Als idealer Zustand erscheint ihm 1821 im Gegensatz zur 1. Aufl. nicht mehr das bloße Vorhandensein kleiner Gemeinschaften, aber sowenig das bloße Vorhandensein großer Kirchen, sondern ein Nebeneinander großer Verfassungen und kleiner Gemeinschaften, „sodaß diese sich in jene auflösen und aus ihnen wieder erzeugen können, und jene, was in ihnen desorganisierend wirken würde, an diese abgeben und sich aus diesen bereichern und stärken.“ — In einer anderen Anmerkung SW. I 363 gibt er, Ausführungen seiner Gutachten knapp zusammenfassend und die Mission neu hinzufügend, eine kurze Übersicht dessen, was ihm an der damaligen Brüdergemeine bedeutsam erschien. Im Text hatte er ausgeführt, daß die Großkirche, weit entfernt eine Gesellschaft religiöser Menschen zu sein, nur eine Vereinigung solcher sei, die die Religion erst suchen, und darum einer Gesellschaft wahrhaft religiöser Menschen fast in allen Stücken entgegengesetzt. Dazu Anmerkung: Er wolle damit separatistischer Frömmigkeit nicht das Wort reden, aber jenen andern Versuchen, engere Verbindungen zu stiften, welche der Idee der wahren Kirche näher kommen. Das täten sie nur, wenn sie reiche Produktivität in der religiösen Mitteilung entfalteten und nicht, durch Gründung auf einen eng abgeschlossenen Buchstaben, die Idee einer alles umfassenden Gemeinschaft aufhöben. „Ist nun eine solche Anschließung gesetzt und dabei die Produktivität schwach oder ganz fehlend, so ist das Krankhafte nicht zu verkennen. Daher unter allen ähnlichen die Brüdergemeine immer sehr hervorragt, welche wenigstens eine eigentümliche Gestaltung religiöser Poesie hervorgebracht hat. Auch die religiöse Rede hat dort ein viel weiteres und mannigfaltigeres Gebiet, indem außer der allgemeinen Versammlung die Gemeine sich wieder vielfältig teilt; eine sehr schöne Anlage ist daher auch in dieser Beziehung nicht zu verkennen, und wenn die Entfaltung weniger reich ist, so mag wohl Mangel an Pflege des Talents Schuld daran sein. Auch in der andern Hinsicht hat diese Gemeine eine reine und löbliche Richtung dadurch gezeigt, daß sie für sich diejenige Abschließung des Buchstabens aufhob, welche die beiden Hauptzweige der protestantischen Kirche sonderte, sowie dadurch, daß sie zu dem ganzen dieser Kirche in den mannigfaltigsten Verhältnissen steht, wie die Umstände es jedesmal mit sich bringen. So wie sie auch in ihren Missions-

bemühungen, denen man den Preis vor allen andern wohl unbedenklich zugestehen muß, einen reinen und richtigen Takt bewährt und eine glückliche Leichtigkeit, auch an die unvollkommensten Religionszustände anzuknüpfen und die Empfänglichkeit für den hohen Geist des Christentums zu erwecken."

1822. 3./4. Oktober Besuch in Herrnhut bei Albertini. — 1827 Gespräch zweier selbst überlegender evangelischer Christen. Der Gedanke der Gründung einer Freikirche nach Art der Brüdergemeine eingehend erwogen. S. 45.

1829. Nach dem Tod seines Sohnes Nathanael hatte er von dem Berliner Brüderprediger Stobwasser im Namen Lottens, die im Gemeinhause wohnte, einen Trostbrief empfangen. Ich gebe die ungedruckte Antwort Schleiermachers, nicht weil sie es durch ihren Inhalt besonders verdiente, sondern als Probe seines Verkehrs mit dem väterlichen Seelsorger seiner Schwester. (Archiv.) Stobwasser hatte ihn auf den Brüdervers hingewiesen: „Wenn ich weinen muß, wird sein Tränenfluß meine Tränen auch begleiten und zu seinen Wunden leiten, daß mein Tränenfluß sich bald stillen muß." Schleiermachers Antwort vom 2. November. „Mein teurer Freund und Bruder! meinen Dank für die herzliche und erquickende Art, wie Sie der Dolmetscher meiner lieben Lotte an uns geworden sind, habe ich Ihnen schon aus dem Trauerzuge hinaufgewinkt; aber ich muß ihn Ihnen auch noch wörtlich bringen für mich und meine Frau und Kinder. Kommt das nun spät, so kann ich Ihrem teilnehmenden Herzen dafür schon manches Erfreuliche sagen aus dem Schatz unserer Erfahrung von der Gnade, die uns auch hiebei widerfahren ist von oben, wie oft schon meine liebe Frau und ich Gott miteinander gedankt haben, daß er uns das liebe Kind so lange gelassen und vorzüglich, daß er es so lange — wozu wir doch für uns allein zu schwach gewesen wären — so gnädig bewahrt hat, daß wir es um so zuversichtlicher in seinen Vaterschoß zurücklegen konnten und daß unser Andenken an dasselbe durch nichts getrübt wird. Ja wie wir uns alle durch diese Prüfung aufs neue kräftig angefaßt fühlen zu gründlicher Selbsterkenntnis und zu noch herzlicherer, auf das Ewige und Wahre gerichteter Liebe unter einander . . . Das Gefühl des Verlustes für den ganzen Rest dieses irdischen Lebens bleibt demohnerachtet nicht minder tief und schmerzlich; und ich kann über den Tränenguß wenig versprechen. Ich denke aber auch, m. l. Freund, der Herr sieht weniger darauf, wie lange oder kurz es damit währt, als welcher Art er ist; und er hat uns bisjetzt das geschenkt, daß kein Tropfen Bitterwasser darin ist gegen den, dessen väterliche Hand uns getroffen hat . . Ihr treu ergebener und mitverbundener Bruder."

1831, 6. Dezember Tod Albertinis. Schleiermachers Kondolenzbrief S. 254. — Aus den letzten Jahren seines Lebens stammen die beiden merkwürdigen Aussprüche, in denen er seine Frömmigkeit, ja

eigentlich noch mehr als das, in allerstärkster Weise auf seine herrnhutische Erziehung zurückführt S. 58.

Auch mit dem Brüderprediger Th. Dober in Berlin unterhielt Schleiermacher freundschaftliche Verbindung. Dober gibt in einem Brief an J. Stengard (Archiv) eine interessante Schilderung der Leichenfeierlichkeiten. Stobwasser — Herrnhuter, Kirchenvorsteher von Dreifaltigkeit und in naher persönlicher Beziehung zu Schleiermachers Familie — habe ihm die Äußerung der Gattin Schleiermachers mitgeteilt, daß ihr Mann an keiner Bekanntschaft mit solcher Innigkeit gehangen habe wie an der mit Albertini. Stobwasser habe angeordnet, daß den Leichenzug ein Chor Posaunenbläser, wie in der Gemeine, eröffne, was sonst nicht Sitte sei. „So ist denn Schleiermacher in dieser Hinsicht begraben worden wie ein Bruder. . An mich schrieb der Selige kurz vor seiner Krankheit ein Billett, worin er mich zu einem Besuch aufforderte; das wird wie ein Heiligtum aufgehoben. Ich mache mir jetzt Vorwürfe, daß ich ihn nicht öfter besucht habe; allein ich wagte es nicht, den vielbeschäftigten Mann ohne besondere Veranlassung zu stören."

Einen so begeisterten Kreis von Lesern und Freunden hat Schleiermacher anscheinend unter den Brüdern nicht gefunden wie Fries, dessen Schriften namentlich unter Studenten und Dozenten des theologischen Seminars in Niesky, dem Albertinischen Freundeskreis, begeisterte Leser fanden. Man lese nur die Symphonie von Jubel bei den Brüdern nach dem Erscheinen von Fries' Ethik (Henke 191). Auch zwei Schüler im engeren Sinn erhielt Fries von dort, van Calker, seit 1817 Privatdozent in Berlin, dann Professor in Bonn, und namentlich seinen getreuen E. S. Mirbt, der in seinem persönlichen Umgang gebildet, von 36 an als Professor in Jena neben ihm wirkte. Ich habe kein Urteil eines Bruders über ein Werk von Schleiermacher gefunden, wie deren so viele bei Henke über solche von Fries vorliegen. Daß sie seinen Lebensgang genau verfolgt, seine Werke wie die Brinkmanns — bei letzteren ist es bezeugt — gelesen haben, ist sicher. Über die „Reden" disputierte er 1805 mit Zembsch. Reden wie Monologen wurden in Lottes Freundinnenkreis eifrig studiert; daß der Albertinische Freundeskreis sich mit ihnen auseinandersetzte, hat auch ohne Bezeugung die höchste Wahrscheinlichkeit für sich; cf. auch Joh. Plitts Urteil unten, der eben diesem Zirkel angehörte. Jedenfalls war bei den Brüdern der Schmerz über Schleiermachers Ausscheiden aus der Gemeine überwunden von der Freude darüber, daß er einst der ihre gewesen war, daß sie ihm Bedeutsames mit hatten geben dürfen in sein weithin Segen spendendes Leben. Der Brüderhistoriker Joh. Plitt weist in § 366 seiner „Denkwürdigkeiten" bei dem Austritt von Fries aus der Gemeine auf Schleiermacher hin. Beide seien gefolgt einem innern Trieb zu freiem philosophischem Studium, Fries in Aristoteles' und Kants, Schleiermacher in Platos

und Jacobis Geist und Charakter. Dazu fügt er die Anmerkung: „Die Zusammenstellung dieser beiden Männer, welche auf dem Grunde ihrer Erziehung in der Brüderreligion der seine freie Philosophie, der seine Theologie später ausgebildet haben, geschieht mit Bedacht. Sie und Albertini sind die drei Koryphäen der Brüdergemeinbildung neuerer Zeit.“ Erst D. B. Becker freilich, ein Nachfolger Baumeisters im Inspektorat des Brüderseminars, hat versucht, als Herrnhuter den Herrnhuter höherer Ordnung und den Zusammenhang seiner Theologie mit der Brüderreligion darzustellen. (Schleiermacher und die Brüdergemeine. Monatshefte der Comenius-Gesellschaft 1894.)

Anhänge.

I. Die innre Umwandlung des Vaters in Gnadenfrei 1778. Seine Predigten von 1760—1794.

Die Stelle über das Gnadenfreier Erlebnis des Vaters im Lebenslauf Lottens sagt, daß er dort „kräftige Anfassungen an seinem Herzen erfuhr", infolge deren er in seinen Feldzugsbriefen von 1778 „gar oft die verlorene Zeit in Breslau bedauerte und die Mutter recht dringend bat, sich ganz dem Heiland zu ergeben." — Dazu kommen Selbstzeugnisse des Vaters an den Sohn. I 41: „Ich habe fast alle Widerlegungen des Unglaubens gelesen; sie haben mich aber nicht überzeugt, sondern ich habs erfahren, daß der Glaube eine Regale der Gottheit ist und ein pur lauteres Werk ihres Erbarmens." Dann 1790 an den Sohn, der den gleichen Zweifeln wie der Vater an der Gottessohnschaft Christi und seinem Versöhnungstod verfallen war I 84: „Ich habe wenigstens zwölf Jahr lang als ein wirklich ungläubiger gepredigt; ich war völlig damals überzeugt, daß Jesus in seinen Reden sich den Vorstellungen und selbst den Vorurteilen der Juden akkomodiert hätte; aber diese Meinung leitete mich dahin, daß ich glaubte, ich müsse eben so bescheiden gegen Volkslehre sein; nie habe ich es mir können erlauben, den Artikel von der Gottheit Jesu und seiner Versöhnung zu bestreiten, und pflegte sie auch allemal, wo es das Thema erlaubte, obschon ich selbst nicht von ihrer Wahrheit überzeugt war, auf Moralität und Liebe gegen Gott und Menschen anzuwenden." Die eignen Bemühungen des Vaters, durch Lesen apologetischer Schriften zum Glauben zu kommen, waren also vergeblich; ein Erlebnis, das ihm als Werk göttlichen Erbarmens erschien, gab ihm den ersehnten Glauben.

Der Vater hat wenigstens zwölf Jahre als Ungläubiger nicht nur gelebt, sondern gepredigt. Damit ist als Ausgangspunkt das Jahr 1760 festgelegt, in dem er Feldprediger wurde. Auffallend ist der Zusatz „wenigstens". Der Vater kannte natürlich das Jahr seiner geistlichen Geburt ganz genau. Wäre die Zahlangabe richtig, so wäre das Ergebnis um 1772 eingetreten. Dann hätte er von 1772 an im orthodoxen Christusglauben gestanden, seine Seligkeit allein von diesem Glauben erhofft, das in seinen Predigten gelehrt, seine Gattin

für diesen Glauben zu gewinnen gesucht, seine Kinder darin erzogen. Dann hätte ihm das Jahr 1778 nicht eine völlige Wandlung, sondern nur kräftige Anfassungen an seinem Herzen gebracht. — Gegen die Verlegung der Umwandlung ins Jahr 1772 sprechen drei Gründe. I. Der Brief der Mutter von 1776 (oben S. 3.) gründet den Glauben an ein jenseitiges Glück ausschließlich auf die Tugend; Christus ist ausgeschaltet. Das wird damals bei ihrem Gatten, dem die Pflichten gegen seinen Freimaurerorden (Brief vom Mai 1776) so wichtig waren, kaum anders gewesen sein. II. Der Ton der noch erhaltenen, unten charakterisierten Predigten von 1776 und Februar 1778. III. Hätte er mit seiner Frau schon von 1772 bis 1778 im Christusglauben gestanden, so hätte er keine Ursache gehabt, in den Briefen von 1778 die Zeit in Breslau als verloren zu bedauern und die Mutter recht dringend zu bitten, sich ganz dem Heiland zu ergeben. Wohlgemerkt, er betrachtet die ganze Breslauer Zeit bis 1778, nicht nur einen früheren Abschnitt derselben, als verloren. Und grade die Wahl des Ausdrucks „verlor'ne Zeit" zeigt, daß Gnadenfrei den Gesichtspunkt, an dem er seine Tätigkeit maß, radikal änderte. Er hatte in Breslau seinen Beruf äußerlich vor 1778 gewiß treulich erfüllt; aber nach dem Gnadenfreier Erlebnis muß es ihm geschienen haben, daß seiner Tätigkeit, seiner Predigt das Wesentliche gefehlt habe, eben die Verkündigung der Versöhnung durch Jesum. So radikal pflegen die frühere Zeit ihres Lebens zu verurteilen nicht Leute, die nur kräftige Anfassungen erfahren haben, sondern solche, die eine Wandelung, eine Bekehrung erlebt haben. Daß Lotte, die damals 13 Jahre alt war, nur von Anfassungen spricht und überhaupt von der Tragweite des Ereignisses keine klare Vorstellung hat, fällt dagegen wenig ins Gewicht; denn der Vater wird auch später nicht gern davon gesprochen haben, wie lange er ein „wirklich ungläubiger" gewesen sei.

Ein kleiner Umstand scheint die Verlegung der Umwandlung in das Jahr 1778 mit zu bestätigen. 18 vorgnadenfreiische Predigten des Vaters sind erhalten. Sie sind alle mehrfach wiederholt worden, das Datum der Wiederholung ist am Rand eingetragen. Nur eine von ihnen ist nach 1778 noch einmal gehalten worden. Anscheinend entsprachen sie nicht mehr den gewandelten Ansichten des Vaters.

Lottes kurze Andeutungen über die religiöse Entwickelung der Mutter bestätigen das Gesagte. Danach geriet die Mutter 1779, nach Rückkehr des Vaters aus dem Krieg, unter seiner Beeinflussung in schwere Kämpfe bis zur Verzweiflung, weil die Sittlichkeit, deren sie sich von Jugend auf beflissen hatte und auf die sie ihre Hoffnung jenseitiger Seligkeit gründete, ihr als dafür nicht genügend hingestellt wurde. Ferner beschränkt Lotte den frommen Umgang der Mutter mit ihr (bei Erwähnung des Todes der Mutter) auf die Zeit von 1779 an. Sie erzählt zwar selbst, daß die Mutter in Breslau häufig mit den Kindern auf die Kniee gefallen sei. Aber die Religiosität

der Mutter vor 1779 und nach 1779 muß sich ihr deutlich unterschieden haben. Von 1779 an nahmen eben Mutter wie Tochter den herrnhutischen Glauben an, in dem stehend Lotte ihren Lebenslauf schrieb. Der Tochter erschien darum von diesem ihrem neuen Standpunkt aus die religiöse Gemeinschaft mit der Mutter erst von 1779 als wirklich frommer Umgang.

So wäre die Zahlangabe des Vaters von den „wenigstens zwölf Jahren" falsch? Es mußte heißen 18 Jahre? Ich glaube nicht. Der Vater hat lange vor Gnadenfrei Sehnsucht nach dem Glauben, d. h. Christusglauben, gehabt. Er hat alle Widerlegungen des Unglaubens gelesen. Unglauben heißt in dem Brief Christusleugnung. Diese Sehnsucht nach dem Christusglauben betrachtet er dann, nachdem ihm derselbe in oder nach Gnadenfrei als Geschenk göttlichen Erbarmens zuteil geworden war, als den Anfang des Umschwungs. So erklärt sich auch das sonst unerklärliche „wenigstens". Tag und Stunde solcher Begnadigung pflegen solche Leute genau angeben zu können; von dem Beginn seines Sehnens dagegen konnte er nur eine allgemeine Zeitangabe machen. — Merkwürdig bleibt freilich, daß der Vater selbst nirgends die Gemeine direkt als Vermittlerin seines Christusglaubens nennt und wir uns nur auf Lottes Zeugnis stützen können. Aber einmal ist das Material, daß sich auf den Vater bezieht, sehr gering an Umfang. Ferner mag er sich aus pädagogischer Ängstlichkeit gehütet haben, mit seinen Kindern viel davon zu sprechen. Sie, namentlich den Sohn, wollte er ja grade vor den Zweifeln bewahren; da mochte er sich scheuen, ihnen zu gestehen, daß er selbst erst mit 51 Jahren seiner Zweifel Herr geworden sei. Wirklich suchte ja auch der Sohn, als er in Barby in Christuszweifel gefallen war, den Vater dadurch zu beruhigen, daß er ihn darauf hinwies, wie lange er, der Vater, selbst gezweifelt habe. „Trösten Sie sich, lieber Vater, ich weiß, Sie sind lange in der Lage gewesen, in der ich bin." Eine peinliche Erinnerung, die allein schon dem Vater unmöglich machte, dem Sohn mit Schärfe entgegenzutreten. Der Vater nimmt denn auch in seiner Antwort auf diese Vorhaltung nur ganz versteckt Bezug: „Ach, mein Herz zittert unter der bangen Ahnung, daß meine, ja sogar Deine eigenen Erfahrungen ohne Frucht sein werden."

Die im Nachlaß des Sohnes erhaltenen Predigten des Vaters zerfallen in drei zeitlich getrennte Gruppen: 1. vorgnadenfreiische, von 1760—1778 gehalten, 18 an Zahl, jede mehrfach wiederholt. 2. eine von März 1782, 3. rund 20 von 1793—1794.

Der Inhalt der ersten Gruppe entspricht — nach einer allerdings nur flüchtigeren Prüfung — der Charakteristik, die der Vater von der Predigt seiner „wirklich ungläubigen" Zeit gibt. Der Nachdruck fällt auf die sittlichen Forderungen Gottes. Der Christusglaube tritt

ganz zurück. Wird der Redner einmal christologisch, dann spricht er freilich ganz in den Formeln der Rechtgläubigkeit. Wenn er von der Gottessohnschaft Christi und der Versöhnung, den Dogmen, an denen er nach eigenem Geständnis gezweifelt hat, spricht, geschieht es nur in Aneinanderreihungen von Bibelsprüchen und formelhaften Wendungen. Man fühlt es deutlich, daß der Redner jedes persönliche Wort darüber meidet, es fehlt die Wärme der persönlichen Überzeugung und Erfahrung. Am stärksten in einer Predigt über Joh. I 17 (Gesetz durch Mose, Gnade und Wahrheit durch Jesum). Vorzug der letzteren Haushaltung sei 1., daß sie Gottesdienst im Geist sei, nicht äußere Satzungen. 2. Daß sie Haushaltung der Gnade sei. Da heißt es: „Weil Gott nicht will den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe, so hat er eine andere Art des Richterstuhls, nicht der genauesten und strengsten Gerechtigkeit, sondern der Gnade und Güte durch Jesum Christum aufgerichtet, zu welchem wir Zuflucht haben können, um durch ihn Vergebung der Sünden, die wir nach dem Gesetz nicht verdienten, zu erlangen. Und ob jemand sündigt, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christum, der gerecht ist; und derselbe ist die Versöhnung für unsere Sünde, aber nicht allein für unsere, sondern ꝛc. Das ist der seligste Trost, den wir als Christen haben, daß wir einen freien Zutritt zu Gott haben durch Christum, welchen Gott hat vorgestellt zu einem Gnadenstuhl durch den Glauben in seinem Blute". Usw. in formelhaften und seiner Militärgemeinde jedenfalls unverständlichen Wendungen. — Daß der Glaube an Jesum als den Heiland allein selig macht, wird, so viel ich gesehen habe, überhaupt nicht ausgesprochen; das Glück dieses Glaubens nie gepriesen, wenn auch Wendungen wie „unser teuerster Erlöser, der uns mit seinem Blute erkauft hat", durchaus nicht fehlen. Aber der Nachdruck fällt durchaus auf die moralische Vervollkommnung des Menschen. So über Eph. I 3,4: „Nur Tugend und Heiligkeit können den Menschen Gott angenehm machen, nur das kann ihm den Beifall seines Schöpfers erwerben, wenn er bei sich die Unordnung ableget, die ihn für immer von seiner Gemeinschaft entfernet". Noch in der Predigt vom 8. Februar 1778, zwei Monate vor Gnadenfrei, über Jes. 48, 17 heißt es: „In der zweiten (Predigt) wurde dargetan, daß Gott sowohl in allen seinen Befehlen und Verboten, als auch in allen seinen Veranstaltungen, die er von je her zum besten des menschlichen Geschlechts gemacht hat, eigentlich und im Grunde von dem Menschen weiter nichts als Tugend und Glückseligkeit fordere und verlange." Man vergleiche damit die Ausführungen des Vaters über das blutige Versöhnungsopfer, um die Umwälzung, die die Berührung mit den Herrnhutern hervorrief, zu ermessen. S. 12.

An diese vorgnadenfreiischen Predigten schließt sich eine (März 1782) aus der Höhe seiner herrnhutischen Zeit (Luc. 22, 4—21); brüderisch ist sie weniger im Ausdruck, als im Gedankengang. Gott

tritt zurück hinter Jesus, dem treuen, sanftmütigen und von Herzen demütigen, liebreichen; die Fülle seiner Empfindungen soll die Herzen der Hörer rühren. Herrnhutisch ist besonders die drastische, breite Ausmalung der Menschlichkeit Jesu durch alle Stufen seines Lebens hindurch, wodurch er geeignet sei in jedem Alter, Umstand und Verhältnis unsers Lebens uns ein wahrer Freund zu sein.

Der Rest von rund 20 Predigten und Predigtentwürfen fällt in die zwei letzten Jahre des Vaters (1793, 1794). Gedanke und Ausdruck hat nichts spezifisch Herrnhutisches. Aber der Unterschied zur ersten Gruppe ist scharf: eine warme, ja leidenschaftliche Liebe zur Person Jesu, seinem Lieben und Leiden; und ein lebhafter Angriff auf das Herz der Hörer, aus eigenem, warmem Glauben entsprungen.

II. Verteidigung des Vaters Schleiermacher gegen den amtlichen Vorwurf des Herrnhutianismus.

(Pfarrregistratur Anhalt.)

Der reformierte Hofprediger Hering in Breslau ließ ihm den 23. Oktober 1785 ein Schreiben mit vielen Klagen über seine Amtsführung zukommen. Darin klagt er, daß Schleiermacher die Kinder auf seinen Reisen nicht unterrichte; Zeitmangel sei nicht der Grund. „Finden Sie doch Zeit, sich öfters viele Tage in Gnadenfrei bei der herrnhutischen Gemeine, wohin Sie Ihr Beruf nicht treibt, aufzuhalten.“ Dann: „Man klagt drittens über Sie, daß Sie sich ganz öffentlich zur herrnhutischen Gemeine in Gnadenfrei halten, so daß Sie selbst öffentliche Vorträge bei ihr tun, bei ihr kommunizieren, ihren Predigerkonventen beiwohnen ꝛc., da Sie dazu nichts anders als eine sektierische Neigung und keine Neigung zu einer wahren Erbauung — die Sie als ein reformierter Prediger, der kein Neuling mehr in seinem Amte ist, sich selber genug zu geben und bei Ihrer eigenen Gemeine zu finden wissen müssen — noch viel weniger aber eine Neigung zu mehrerer Aufklärung in der Wahrheit treiben kann; und man schreibt es dieser Verbindung mit den Brüdern in Gnadenfrei zu, daß Sie sich so geändert haben und solche Laulichkeit in der Führung Ihres reformierten Predigtamts bezeugen, da Sie zuvor sich ganz anders, wenigstens in vielen Stücken, verhalten haben; und auch aus dieser Ursache haben einige, die hieran einen großen Anstoß genommen, nicht mehr bei Ihnen kommunizieren wollen.“ Hering droht, falls Schleiermacher den Klagen nicht abhülfe, an einen höheren Ort zu gehen, „von wo aller Unordnung mit Macht kann gesteuert werden.“

In seiner Antwort, den 3. Dezember 1785, aus dem ersten Barbyer Semester des Sohnes, bemerkte der Vater wegen Gnadenfrei: wenn er dorthin komme, habe er vorher drei Wochen lang täglich gepredigt und genieße dann ein oder zwei Tage die verdiente Ruhe grade dort, da seine Tochter dort wohne, um so mehr da der Ort

nur eine Viertelstunde außer seinem Wege liege. „Eben so offenbar falsch ist die Anklage 5., daß ich mich zur herrnhutischen Gemeine in Gnadenfrei öffentlich bekenne, daß ich öffentliche Vorträge bei ihr tue, daß ich bei ihr kommuniziere." Er habe das bisher nur in reformierten Gemeinen getan. „Um nun der Sache auf den Grund und zu der wahren Quelle zu kommen, aus welcher, wie es am Tage liegt, alle Klagen wider mich geschöpft sind, ich meine dieser: daß nun seit beinah drei Jahren meine Kinder, aus eigener Wahl und mit meiner und ihrer seligen Mutter Einstimmung bei der Brüdergemeine sind: so erlauben Ewer Hw. mir, mich jetzt schriftlich darüber zu erklären . . Ehedem war ich auch wider die Brüdergemeine sehr eingenommen; allein die Liebe zur Aufklärung und der Wunsch, mich womöglich von jedem lieblosen Vorurteil zu befreien, trieben mich an, ein so singuläres Phänomen in der Christenheit, als die Brüdergemeinen sind, näher zu beobachten . . Demnach hielt ich mich verbunden, nicht nur die Schriften der Brüdergemeine, ihre Entstehung, ihre Missionsgeschichten und Lehrbücher zu lesen, sondern auch ihre Gemeinen zu sehen, ihre innere Einrichtung, Chorhäuser und Disziplin näher kennen zu lernen, bei welcher Gelegenheit ich auch a. 82 ihren Synodum und nachher auch ihren Predigerkonvent besuchte. Aus dieser Untersuchung ist das Resultat bei mir entstanden: daß ich mit völliger Überzeugung dafür halte, daß die Brüdergemeine in ihrer Lehre mit dem Wort Gottes und der augsburgischeu Konfession gänzlich übereinstimme und in ihrer Disziplin sehr viel Gutes sei, weshalb ich sie wertschätze und liebe.

Als nun grade vor drei Jahren meine Kinder ein Verlangen äußerten, eine Brüdergemeine zu sehen, und das aus Gründen, die nicht zu verwerfen waren, faßten ich und meine selige Frau in Gottes Namen den Entschluß, selbst sie nach Gnadenfrei zu begleiten; da denn die Mutter mit den Kindern unter währender meiner Amtsreise beinah zwei Monate lang sich vergnügt daselbst aufhielten. Die Folge davon war, daß die Kinder uns baten, sie dort zu lassen, wozu wir unsere Einwilligung gaben in der völligen Überzeugung, daß ihnen da wohl sein würde, welches auch bis jetzt die Erfahrung bestätiget hat, worüber ich denn sehr zufrieden zu sein um so mehr Ursache habe, da sowohl mein Amt mir nicht erlaubt, ihrer Unterweisung und Erziehung mich selbst zu widmen, als auch weil ich glaube, daß sie da, wo sie sind, mehr als auf irgend einer andern, mir bekannten Schule, deren Erfordernisse meinem Einkommen angemessen sind, vor jugendlichen Verführungen bewahrt bleiben. —

Dies ist nach der Wahrheit die ganze Geschichte des mir angedichteten Herrnhutianismus. Ob nun schon seit länger als zwei Jahren es meiner ganzen Gemeine bekannt ist, daß meine Kinder bei der Brüdergemeine sind, so kann ich doch nicht sagen, daß mir von irgend einem daran genommenen Anstoß oder Ärgernis etwas vorgekommen sei. Nicht gar lang nach jenem Vorgang befragten mich

darüber mehrere, u. einige der angesehensten Glieder meiner Gemeine u. unterredeten sich mit mir umständlich über die Lehre u. Verfassung der Brüdergemeine; ich erzählte ihnen, was ich selbst untersucht und gesehen hatte und empfahl ihnen die Ideam fidei fratrum (von Spangenberg; d. V.) zu lesen; sie tatens und fanden sich gänzlich befriedigt; ich hatte nachher Gelegenheit, ein französisches Buch, welches unter dem Titel: La saine doctrine, tirée des Ecrits des plus célèbres Docteurs de l'Eglise reformée a. 1769 zu Basel gedruckt ist (Verfasser der Brüderprediger Jer. Risler; d. V.), in die Hände zu bekommen; auch sie lasen sie und fanden die beiden Bücher zu ihrem nicht geringen Vergnügen in der Lehre vollkommen übereinstimmend."

Hering hatte den stärksten Beweis für den Herrnhutianismus des Vaters, die Übergabe sämtlicher Kinder an die Brüder, den Eintritt der beiden ältesten in die Brüderkirche, offenbar aus Unkenntnis, nicht ins Feld geführt. Der Vater hielt es für klug, ihm das selbst zu bekennen, wohl weil Hering es leicht einmal erfahren und dann eine Verheimlichung dieser Tatsache von seiten des Vaters als doppelt belastend betrachten konnte. — Die Rechtfertigung verschleiert den Tatbestand bis zur Unwahrhaftigkeit. Ich verweise im allgemeinen auf den Text. Nur einiges Wenige hier: Nicht um die Gemeine kennen zu lernen, war er 1782 nach Herrnhut—Niesky gereist, sondern um das Pädagogium für den Sohn zu sondieren; nicht um den Kindern die Gemeine zu zeigen, hatte er sie 1783 nach Gnadenfrei gebracht, sondern weil dies der einzige Weg war, die Aufnahme ins Pädagogium zu erreichen; nicht die Kinder hatten den Eltern die Aktion abgerungen, sondern der Vater hatte zuerst den Gedanken den Söhnen suggeriert. Nicht die Wohlfeilheit und Sittlichkeit des Pädagogiums hatte den Ausschlag gegeben, sondern die herrnhutische Religiosität desselben, für die das „blutige Versöhnungsopfer Christi" im Mittelpunkt stand. (S. 12.) Der Vater umgeht eine ausdrückliche Aussage, daß Lotte und Fritz Mitglieder der Gemeine sind, letzterer sogar schon sich zum geistlichen Dienst der Gemeine vorbereitet. — Nein, der Herrnhutianismus ist dem Vater nicht angedichtet. Er mußte, den Vorwurf annehmend, den Gegenbeweis antreten, daß die Brüder ihn nicht zu seinem Amt untüchtig, sondern durch Vermittelung des Christusglaubens nach seiner Meinung erst recht tüchtig gemacht. Daß sie freilich das dogmatisch-konfessionelle Interesse in ihm geschwächt hätten. Was er aber da verloren habe, glaube er an religiöser Kraft gewonnen zu haben. Eine solche Verteidigung wäre wahrhaftig und mutig gewesen. Dieser Mut fehlte dem Vater angesichts der Drohung einer Disziplinaruntersuchung. Der Vorwurf der Sektiererei mag ihn an die furchtbarsten Erlebnisse seiner Jugend erinnert haben — und so schrieb der Arme in der Zeit der Höhe seines Herrnhutianismus dieses klägliche Schriftstück.

1787 berichtet übrigens der reformierte Lehrer Pauli in Anhalt an Hering, daß drei Söhne und zwei Töchter von ihm in der Ge-

meine seien. Sollte das nicht Herings Verdacht gegen den Vater Schleiermacher wieder rege gemacht haben? Zu schriftlichen Auseinandersetzungen darüber kam es anscheinend nicht mehr. Auffallend ist nur, wie geflissentlich der Vater in einem amtlichen Schreiben an Hering November 1792 in längerer Ausführung darlegt, daß er „von dem Vorzug unserer Kirche vor allen andern ganz innig überzeugt" sei. Er mochte sich dauernd beargwöhnt fühlen.

Dieselbe Verschleierung wie gegen Hering übt der Vater übrigens auch gegen seinen reformierten Schwager Stubenrauch, dem der Übergang aller Kinder Schleiermachers zu den Herrhutern nach der Entgegnung der Mutter offenbar Bedenken erregt hatte. (Brief aus Anhalt, undatiert, von Herbst 1783). Um den merkwürdigen Übergang Lottes zu den Herrnhutern ihm mundgerecht zu machen — den der Söhne konnte er zunächst schon mit den Schulverhältnissen begründen — stellt er es so dar: Sie mußten der Söhne wegen Ostern 1783 nach Gnadenfrei-Niesky, nahmen Lotte mit, die unter dem Eindruck der Einrichtungen und des Kultus den Wunsch des Dortbleibens hegte „und auch bald äußerte". Die Mutter habe da sich bald entschlossen, die Gesellschafterin und Stütze ihres einsamen Lebens dort zu lassen, „sobald sich zeigen würde, daß ihr Wunsch beständig, auf guten Gründen beruhend" sei ꝛc. In Wirklichkeit war der Vorgang so: November 1782 schon erteilten die Eltern Lotte in feierlichster Weise an Schleiermachers Geburtstag die Erlaubnis zur Gemeine, Dezember 1782 stellte der Vater den diesbezüglichen Antrag an die Direktion und ließ nach einem Gebet Lotte mit den Brüdern den Brief unterschreiben, Frühjahr 1783 hatte er die Erlaubnis der Direktion wegen Lotte. Sie ging von vornherein mit nach Gnadenfrei, um dort zu bleiben. Schon acht Tage nach der Ankunft ward das erste Los über sie geworfen.

III. Freiherr von Moser 1776 über die Gemeinerziehung älterer Zeit.

Ein feinsinniges Urteil über die Brüderschulen im allgemeinen gibt der darmstädtische Minister Fr. C. Freiherr von Moser, der schon von seinem Vater Joh. Jakob, dem bekannten Publizisten, her genau mit der Brüdergemeine bekannt war. Es stammt aus einem Aufsatz über Philanthropinismus von 1776, veröffentlicht im Patriot. Archiv für Deutschld. 1786. Der Philanthropinismus beginne zu großartig, zu reklamehaft. Sein System sei Spielwerk. Seine Schüler würden im günstigen Falle froh sein, nach Wegwerfung der künstlich eingesetzten Flügel wieder mit zwei gesunden Füßen auf der Erde gehen zu lernen; im ungünstigen Falle würden sie „moralische Vagabunden und Schwärmer werden, Phantasten, denen kein Weg in der Welt mehr gut genug sei; die Täler verlangen, wo die Natur Berge und Felsen er-

schaffen hat." Damit vergleicht er die ältere Brüdererziehung: „Kein Erziehungsplan ist von Seite der moralischen Perfektibilität höher getrieben worden als die Erziehung der Kinder beiderlei Geschlechts in den Evangelischen Brüdergemeinen. Wer's nicht gesehen, dem kann man das Erstaunen, die Bewunderung, die Begeisterung, womit man bei dem Anblicke einer solchen Kinderanstalt übernommen und hingerissen wird, beinahe ohne Beleidigung nicht zumuten, man meint, weniger nicht als einen Himmel auf Erden zu sehen. Aber just da läuft auch die zarte Linie, wo Leben und Tod so nahe und unmittelbar aneinander grenzen. Die glückselige Unwissenheit des Bösen, die ihresgleichen an Sorgfalt nicht habende Bewahrung vor aller Verführung, die Entfernung von allem Argen, was man irgend darunter verstehen kann, die auf einen großen Punkt des zärtlichsten geistischen Umgangs mit dem Gott, der seiner Menschen Schöpfer und Erlöser ist, geheftete Richtung aller Seelenkräfte stellt dem aufmerksamen Auge und fühlbaren Herzen eine Gottesfamilie von Menschen dar, wovon sich allenfalls der beste Mensch ein Ideal machen können, ohne Hoffnung zu haben, sie auf dieser Welt würklich zu finden.

Wer sind sie aber, diese Glückliche, sobald es darauf ankommt, das Wort des Herrn an sich erfüllt zu sehen: Ich sende euch als Lämmer unter die Wölfe. Unschuldig als ein Lamm, aber auch so rat- und hülflos als ein Lamm bei denen vielen ihnen selbst dem Namen nach unbekannten und von allen Seiten auf sie zudringenden Gefahren, sobald sie aus dem Zirkel der besonderen Hut und Pflege ihrer Gemein-Ökonomie in die Welt versetzt worden. Welch traurige Beispiele sind nur mir bekannt von jungen, in Brüdergemeinen erzogenen Leuten von Stand, deren Geburt und Familienumstände notwendig machten, in den Umgang und Dienst der großen Welt einzutreten. Einige wurden ganz geschleudert und Spötter, andere bedaurenswürdige unbrauchbare Krüppel des gemeinen Wesens, deren Ideen und Prätensionen beständig mit Unmöglichkeiten kontrastierten, denen die Welt und sie der Welt zur Last waren, welche Gefühl des Herzens überall zur Regel setzen wollten, wo Gottes Ordnung und menschliche Ordnung Gehorsam und Unterwerfung fordern, denen mit einem Wort Glück des Lebens gewesen wäre, wenn sie entweder nie in eine Gemein-Ökonomie gekommen oder nie wieder aus derselben herausgestellt worden wären.

Ferne seie von mir, den Erziehungsplan dieser edlen Menschenseelen an sich zu tadeln. Die ganze Sache der Brüdergemeinen ist eine Haushaltung Gottes unter den Menschen, sie sind die Bewahrer und Urkundenleute der Wahrheit von dem Gottmenschen Jesu, den unser muhamedisierende Theologen zum Propheten und Lehrer der Moral herabwürdigen; sie sind's, durch welche das Wort von Jesu Kreuz und Verdienst fremden Völkern zugetragen wird . . Was soll aber diese Episode? Nur so viel, daß eine Gesellschaft von rechtschaffenen

Menschen wie die Brüdergemeinen . . nie in die Welt hineingeschrien: Wir erziehen vor die Menschheit von Barby bis zu den Eskimos, ohngeachtet sie es, weils Tatsache ist, weit ehender hätten tun können und, ohne Übertriebenheit zu loben, ganz andere Elementarköpfe unter ihnen sind als Basedow. Tausendmal vor einmal hat die Brüderkirche oder Gesellschaft vor der ganzen Welt bezeugt: Ihre Kinder sollen nicht der Welt, sondern der Gemeine Kinder sein, sie protestieren und wehren sich mehr als sonst und mehr als jemals gegen alle Aufnahmen fremder Kinder, sie geben ihre Erziehung, so erhaben deren Grundsätze und so herzvoll deren Ausführung ist, vor ein bloßes Lokal-National-Societäts- und Familien-Geschäft unter ihnen selbst und nicht als Muster vor andere aus. Und so ists recht, so werden auch unglückliche Fälle obgedachter Art aus älteren Perioden je länger je weniger mehr vorkommen . . Nur so viel wollte ich sagen: die beste Erziehungsart kann deswegen vor die Menschheit, wie sie nach unsern religiösen und bürgerlichen Verfassungen ist, nie vor allgemein ausgegeben und angepriesen werden."

Dies Urteil eines Pietisten und Brüderfreundes ist das Tiefste, was ich neben Fries' und Schleiermachers nur gelegentlichen Äußerungen gelesen. Es trifft auch für Schleiermachers Zeit voll zu. Moser, der konservative Staatsmann, wünscht Erziehung für die konkreten religiösen und bürgerlichen Verfassungen, Kenntnis derselben, Gehorsam gegen sie. Die Exherrnhuter seiner Bekanntschaft dagegen waren, man nehme die Äußerungen über die Philanthropinisten hinzu, die ihn ja auf die Herrnhuter geführt, vielfach Phantasten, die ohne Kenntnis und Achtung vor dem Historischen reformieren wollten, empfindsame Schwärmer, denen das Gefühl ihres Herzens mehr war als menschliche Ordnung, Oppositionsmenschen aus Gewöhnung und Stimmung ihrer Jugend heraus.

Ich erläutere Moser aus Fries und Schleiermacher. — Die Brüderschüler, von der realen Welt und den sie regierenden Mächten völlig abgeschnitten, lebten in rein religiöser Klosterluft. Sie lernten nur eine Idee kennen, die religiöse, die in ihrem Kreise unumschränkt herrschte. Um diese Idee rein zu verwirklichen, waren ja die Brüder, den Mönchen vergleichbar, aus der Welt, dem geschichtlichen Zusammenhang, ausgewandert und hatten ihren kleinen Heilandsstaat begründet. In diesem Staat waren alle Einrichtungen aus der religiösen Idee heraus geschaffen worden, es herrschten darin, nur dem Losregiment des unsichtbaren Monarchen unterworfen, die Träger dieser Idee mit unumschränkter Macht. Alles Bürgerliche war hier ein Teil des Religiösen; alles, Menschen wie Dinge, wurde gewertet nur nach seinem Verhältnis zur religiösen Idee. — Die Brüderschüler lernten an diese Idee glauben, ihr alles unterordnen, in lyrisch musikalischem Gottesdienst sich schwärmerisch für sie begeistern. Wie sie diese Idee bei sich unumschränkt herrschen sahen, so forderten sie überall, in

Staat, Kirche, Recht, Politik, nicht kundig der Widerstände, Überschätzer der Siegeskraft des Gedankens, eine gleich unumschränkte Herrschaft der Ideen und ihrer Träger.

Es war ein ungeheurer Gegensatz, wenn diese Leute aus dem Heilandsstaat in die reale Welt versetzt wurden. Der Exherrnhuter Reichel (IV.) vergleicht es mit dem Übergang von Fürstenschule zur Universität. Man kenne die Exherrnhuter wie die Fürstenschüler heraus entweder durch äußerste Ausgelassenheit, die Reaktion gegen langen Druck, oder äußerste Stille, die ihr Feuer auf die Wissenschaft zu lenken sich gewöhnt. Das bleibt sehr an der Oberfläche; der Gegensatz zwischen Heilandsstaat und realer Welt war unendlich viel tiefer. Auch die württembergischen klösterlichen Schulen liefern nicht die volle Analogie; eher müßte sie der Kenner im Katholizismus unter solchen Leuten finden, die aus Priesterseminaren in die Welt traten. Aber auch das gibt noch nicht die volle Entsprechung; denn der Herrnhuter, der damals Weltkind ward, verlor damit zugleich den besonderen Kultus seiner Jugend, zum Teil die religiöse Poesie, die religiöse Musik, z. B. teilweise die Choräle, und damit die stärksten Anregungen seiner Frömmigkeit; so Schleiermacher die lyrisch musikalischen Gesangsgottesdienste, ihm das Wertvollste des Brüderkultus.

Die Exherrnhuter teilten sich in zwei Gruppen, solche, die sich der Welt unterwarfen, und solche, die ihr opponierten. Viele, bisher religiös durch Gewohnheit, Zwang, Kraft des Gemeingeistes wurden, für den Unkundigen oft unbegreiflich schnell, zu Antiherrnhutern. Ihr bisheriger Glaube, ihr Heiligstes, erschien ihnen in dem entgegengesetzten Klima der Welt leicht als Phantasterei eines kleinen, weltfremden Ordens, als Trug.

Die anderen, die innerlich, wenn auch vielleicht garnicht mehr dogmatisch, doch herrnhutische Menschen der Idee und des Gefühls blieben, fanden sich in der Welt fremd, enttäuscht, da sie sie so garnicht von Ideen beherrscht fanden, wie es ihre bisherige Welt von der religiösen gewesen war. Sie fanden, um beim Geringsten anzufangen, nach der Wärme des Brüderlebens, das jeden religiös und darum unendlich bewertete, die menschlichen Beziehungen kalt, selbstsüchtig, die normale Geselligkeit oberflächlich, genußsüchtig, auf Ostentation berechnet. Sie fanden aus geschichtslosen, nur durch die Idee geregelten Verhältnissen kommend, Staat, Kirche, Recht durchsetzt mit einer Menge störender, irrationaler Bestandteile. Sie konnten nicht anders, sie wurden heftige Kritiker, stellten leicht ihr Ideal, glühend empfunden, der historischen Wirklichkeit entgegen, ohne zu fragen, wie das Historische in das Ideale übergeführt werden solle. Was ihnen ein natürlicher Notschrei ihres gepreßten Herzens war — so nennt Schleiermacher seine Gutachten — erschien denen, die in den kritisierten Verhältnissen groß geworden waren, leicht als Übertreibung von Schwärmern. Die klassischen Dokumente für diesen Zug der Exherrn-

huter sind Schleiermachers Reden und Fries' Julius und Evagoras, erstere nach 12, letzterer nach 19 Jahren Weltleben geschrieben.[1]) Von beiden Werken, vielleicht gar von des 60jährigen Schleiermachers „Gespräch", würde Moser urteilen, daß die Ideen beständig mit Unmöglichkeiten kontrastierten, von unhistorischen herrnhutischen Phantasten geschrieben seien, die garnicht hätten in den Heilandsstaat kommen dürfen oder nie aus ihm wieder heraus.

Ganz im Sinn des letzten Satzes klagt ja Fries noch nach 31 Jahren Weltleben, daß ein entlaufenes herrnhutisches Kind der Schuh nie zu drücken aufhöre; Schleiermacher ist noch 1821 nicht ganz eingewöhnt in die kirchlichen Formen, denen er seit 30 Jahren angehörte. Aber grade den bedeutendsten Exherrnhutern ist ihre herrnhutische Jugend, die schwächere Geister zu unfruchtbarer Negation zu führen drohte, aus einer Gefahr zum Segen geworden, wenn sie auch in ihr persönlichstes Empfinden einen nie ganz behobenen Zwiespalt brachte. Grade als Zögling des Heilandsstaates vermochte Schleiermacher seinem Zeitalter das Wesen, das Glück der Religion und religiöser Gemeinschaft so rein hinzustellen und glühend zu preisen. Grade dem Schüler der Herrnhuter war dadurch der Sinn besonders geschärft für Mängel in Kultus und Verfassung der Großkirche. Gewiß hat er lange Zeit gebraucht, auf dem neuen kirchlichen Boden einzuwurzeln. Dann aber hat er, die Macht und das Recht des Historischen anerkennend, in vorsichtiger Erwägung des Möglichen manche Gedanken seiner Jugend in langsam fortschreitender Arbeit der Großkirche zu übermitteln gesucht.

IV. Notizen über C. G. von Brinkmann.

Ökely ertrank Sommer 1787, Beyers Leben scheint bald nach seiner Übersiedelung von Jena nach Zürich 1789 eine unglückliche Wendung genommen zu haben, mit Fries und seinem Schüler van Calker kam Schleiermacher nicht in Verbindung, so war Brinkmann der einzige Exherrnhuter, der ihm lebenslänglich verbunden blieb.

Herbst 1787 Brinkmann von Schweden nach Niesky, wo Schneider ergriffen ist von seiner kindlichen Frömmigkeit und Gebetsleben; von

[1]) Dieser Roman phantasiert einen form- und geschichtslosen Zustand. Die Oligarchen der neuen Republik sind professorenartige Weise, sie beseitigen Prachtliebe, Luxus, schaffen heilige Weihen mit ergreifenden Festen der Jugend, reformieren alles nach Ideen. Das Christentum, weil die Schönheit des Lebens nicht kennend und fördernd, ist abgeschafft; statt der nicht erhebenden Überlieferung des Christentums sollen Dichter einen neuen Sagenkreis erfinden. Nach der Ausführbarkeit wird nicht gefragt, alles abstrakt, ideal, voll Inbrunst nach der neuen Ära des Heils, darum namentlich auf die Jugend wirkend. — Wie Schleiermacher den Reden die Gutachten ꝛc. folgen ließ, aus dem Schwärmer zum Reformator ward, so ließ Fries 1816 folgen die Schrift „Vom deutschen Bund und deutscher Staatsverfassung". Auch hier Verachtung der christlichen Tradition, doch im übrigen der Versuch, historisch Gegebenes maßvoll fortzubilden.

dort nach Halle zunächst zu theologischen Studien. Von den zwei Jahren dort urteilt er im Zembschbrief. „Je weniger ich mich beschränkt fühlte, desto strenger wurden meine Grundsätze. Ich lebte in Halle nur sehr wenig mit Jünglingen; ich hatte das Glück, die vertraute Freundschaft von den vorzüglichsten Männern zu erwerben, und die Wissenschaften interessierten mich auch so lebhaft, daß ich die ganze Zeit meines dortigen Aufenthalts, trotz mancher trüben Aussicht für die Zukunft, unleugbar in einer Art von glücklicher Begeisterung verlebte.“ Dort lernte er Schleiermacher kennen, den er nur wenige Tage als Mulus September 1785 in Barby gesehen. Studiert sehr vielseitig, namentlich Philosophie unter Eberhard, mit dem er sehr vertraut (borgt ihm seine Nieskyer Tagebücher, schreibt für sein philosophisches Magazin; cf. Schleiermachers Briefe aus Drossen 1789); seine Liebe zur Antike neubelebt durch Fr. A. Wolf, Theologie hört er bei Semler und Nößelt. Dort entwickelte er mit Schleiermacher, losgespannt aus dem gleichen Joche, freimütig und von jedem Ansehen unbestochen, seine Weltansicht, suchte die Harmonie mit der Welt. So hat es einen tiefen Sinn, daß Schleiermacher den religiösen Erstling seines Geistes, die Reden, in zweiter Auflage von Halle aus ihm widmete, der die Geschichte seines Innern, Gefühlsreligion und Verstandesaufklärung, als seine eigne mitgelebt hatte, der aus eigenster Erfahrung seine Leiden wie Freuden kannte.

Brinkmann zunächst in lebhafter Verbindung mit seinen herrnhutischen Freunden namentlich Hartley, nun Inspektor des Adelspädagogiums in Uhyst bei Niesky. Brinkmanns herrnhutische Religiosität geht in Halle schnell verloren. Schneider liest Briefe an Hartley Juni 1788, „die freilich von seiner ungeheuchelten Liebe zu Hartley zeugen, aber eben so unleugbar Proben von seiner leichten Art zu denken geben, die ihn fähig macht, alle Banden des Glaubens abzuwerfen und sich dann als einen Helden anzusehen, der das Joch des Aberglaubens glücklich gebrochen habe.“ 1788 Besuch in Weimar bei Herder, Wieland, der ihm „viele Schmeicheleien gesagt“ (Schneider). Im gleichen Jahr teilt Beyer bei einem Besuch aus Jena in Niesky Schneider mit, daß Reinhold in Jena etwas von Brinkmann erwarte in der praktischen Philosophie. — In Halle Brinkmanns erste Veröffentlichungen im Philosophischen Magazin, im Merkur, gezeichnet Selmar. Nachdem er schon 1786 Lyrische Gedichte (15) K. B. Garves ohne dessen Wissen veröffentlicht, erscheinen seine eigenen unter Schleiermachers Mitwirkung 1789 als „Gedichte von Selmar“. Darüber Schleiermacher IV 5, 17, 27, 47, der von Drossen aus sehnsuchtsvolle Briefe an den in den Gärten der Akademie bei Eberhard weilenden Selmar — so redet er ihn an — schreibt.

Die älteste literarische Erwähnung nach der in Leskes Reise durch Sachsen 1785 findet Brinkmann in seines ehemaligen Kameraden G. Reichel JW., der seine Arbeiten im Magazin erwähnt, ihn als

eine Art Hallenser Universitätsdichter zeigt — Brinkmanns Ode auf die Ankunft des Kanzlers von Hofmann war, vom Kapellmeister Türk komponiert, unter allgemeinem Beifall öffentlich aufgeführt worden — und schließlich die Rezension der Leipziger gelehrten Zeitungen 1789, S. 615 über Selmars Gedichte abdruckt: Rezensent wisse nicht, wer Selmar sei, „aber er verdient einen ehrenvollen Platz unter den lyrischen Dichtern unseres Vaterlandes. So kraftvoll der Schwung seiner Oden ist, so sanft sind seine Elegieen und Lieder." Er rühmt von den Oden namentlich die an Klopstock, Theokles, den Geist M. Mendelssohns, den Eislauf, der den Klopstocks übertreffe. Elegieen, Lieder, Episteln nicht selten zu schwatzhaft; schöne Gedanken darin durch zu viel Entfaltung und zu üppige Vervielfältigung des Ausdrucks matt und kraftlos.

1789—1791 Brinkmann in Berlin, Eintritt in große Welt. Weiß nicht, was er werden soll, denkt an schwedische Hofpredigerstelle. 1791 in Stockholm „mehr durch Umstände als Wahl grade in die diplomatische Laufbahn gestoßen" (Zembschbrief). 1791—1792 Kabinettssekretär des Königs. 1792—1797 Legationssekretär in Berlin. Dort 1796 zweites wichtiges Zusammentreffen mit dem Charitéprediger Schleiermacher, den er mit in die literarischen Kreise einführt. 1797—1800 Botschaftssekretär in Paris, von 1798 an Vertreter des Botschafters. Dort 1799 Zusammentreffen mit dem Graubündtischen Delegierten Sprecher von Bernegg, seinem herrnhutischen Bekannten. Von dort Brief an Baumeister, seinen Seminarinspektor, nun Prediger in Kleinwelke bei Bautzen; keine Antwort; zwei an den dermaligen Seminarinspektor Früauff, seinen Barbyer Fux. S. 56. März 1798 Fr. Schlegel an Schleiermacher: „Auch habe ich einen esprit gelesen, wo aber kein Geist drin ist. Brinkmann hat einige Götheske Briefe an Jetten (H. Herz) geschrieben und fährt darin fort. Er präsentiert sich darin als der Bolognefer der Nullität."

1799 Brinkmanns zweites Werk: „Elegieen". Schleiermacher darüber IV 50.

1800 auf Rückreise aus Paris krank in Hamburg. 1801—1805 wieder Legationssekretär in Berlin. Drittes längeres Zusammenleben mit Schleiermacher, der 1802 nach Stolpe geht.

1803. Brinkmanns Brief an Zembsch; darin neben vielem andern, oben z. T. zitiertem, Überblick über sein Leben von 1782 bis 1803. Schildert sein Weltleben als moralisches Anachoretentum trotz vieler pflichtmäßiger Geselligkeit. Auch Schleiermacher preist übrigens Brinkmanns Talent, die Welt sich unschädlich zu machen. Es sei nicht sein Verdienst, sagt Brinkmann im Zembschbrief, aber ein seltenes Glück seines Lebens, daß er überall in vertrauter Verbindung nur mit Weisen und Guten gelebt. Selbst in den schwierigsten Lagen der diplomatischen Tätigkeit habe er stets gefunden, daß charakterlose Ver-

schmitztheit nicht Stich halte gegen die sokratische Einfalt einer sittlichen Selbständigkeit. „Wenngleich die diplomatische Laufbahn auch jetzt noch keinen vorzüglichen Reiz für mich hat, weil selbst ihr glänzendes Ziel meinen ruhigen Privatmeinungen keineswegs entspricht, so ist es mir doch ein beruhigender Trost, daß ich Jahre lang, selbst in Frankreich während einer sehr unsittlichen Revolutionsepoche, zur Zufriedenheit meines Königs seine Geschäfte geführt, ohne je meine Zunge einer unredlichen Zweideutigkeit, meine Unterschrift einer falschen Versicherung leihen zu dürfen." — Die Gesellschaften der großen Welt seien zu inhaltslos, um ihn zu fesseln. Nur als sie ihm neu waren, habe er sich absichtlich in alle möglichen Verhältnisse verflochten, weniger um sie zu genießen, als um sie und sich selbst durch sie zu studieren. „Dieser Zweck war bald erreicht, jener dürftige Stoff bald erschöpft, und seitdem kann ich von der sogenannten großen Welt ziemlich wie jener Philosoph sagen ἔχω οὐκ ἔχομαι." Der Kartenspiele unkundig, nehme er nur am kleineren Teil der jedesmaligen Gesellschaft teil. „Durch diese leichtere Zerstreuung nur erholt, kehre ich um so williger in meine Heimat zurück oder in einen kleinen Kreis gleichgestimmter Freunde, deren genußreichen Umgang ich selbst dem Studieren vorziehe. So lebe ich denn mitten in dieser geräuschvollen Hauptstadt ziemlich eben so friedlich und innerlich beschäftigt wie einst in Niesky, und ich schmeichle mir überhaupt, daß Sie mich ziemlich unverändert wiederfinden würden, wenn ich je das Glück hätte, Sie noch einmal zu umarmen. Selbst die ἔπεα πτερόεντα würden Sie wohl noch manchmal bei der Lebhaftigkeit des Gesprächs an Ihrem Schüler rügen." Seine Nieskyer Bibliomanie habe er noch. Er schreibe diese ungeheure Depesche in seiner Bibliothek von 6000 erlesenen Bänden. „Es ist für jemanden, der so viel und so gern in einer literarischen Einsamkeit lebt wie ich ein großer Genuß, alle freundlichen Geister der Vorwelt so leicht beschwören zu können."

1804: Drittes Werk Brinkmanns: „Gedichte von C. G. von Brinkmann", Zueignung an Goethe. Schleiermacher darüber IV 98. Von den Arabesken des zweiten Teils mehrere ausdrücklich auf Schleiermacher bezüglich, mehrere Poetisierung von Gedanken der Monologen. Schleiermacher 1. August 1804: „So wenig liebe ich mich übrigens nicht, daß ich unsere übereinstimmenden Gedanken aus den Monologen in dem verschönernden und verklärenden Spiegel Deiner Poesie nicht hätte wiedererkennen sollen."

1805 abberufen; bleibt zwecks Führung einer politischen Korrespondenz über deutsche Verhältnisse in Norddeutschland. 1806 zum schwedischen König nach Pommern.

1806. Brinkmanns 4. Werk: Philosophische Ansichten, Jacobi gewidmet, der von den drei Exherrnhutern Brinkmann, Schleiermacher, Fries auf das wärmste verehrt wurde. Fries erinnert 1805 aus Heidelberg Chr. Reichel daran, wie sie alle Jacobi auf dem theologi-

schen Seminar verehrt, der ihn nun, durch Stellen seiner Schrift „Reinhold, Fichte, Schelling“ angezogen, besucht habe. Henke 106: „Jacobi war hier; es wollte mich ordentlich stolz machen, wenn ich an die alte Achtung und Größe Jacobis unter uns dachte und nun mit dem Manne so al pari umging, von ihm in allen Gesellschaften ausgezeichnet und vorgezogen wurde.“ Schleiermacher über Brinkmanns Werk 18. Februar 1806. — Brinkmann lieferte in jener ganzen Zeit Beiträge zu Zeitschriften, prosaische für Eberhards Magazin, Zöllners Unterhaltungen, die Berlinische Monatsschrift usw., poetische für Voß' Musenalmanach, Schillers Musenalmanach und Horen, Jacobis Taschenbücher usw.

1806—1808 Brinkmann als Gesandter nach Berlin zurück, flieht mit dem Hof vor Napoleon. Über seine Tätigkeit in Ostpreußen verschiedene Berichte. Belanglos Gräfin Voß: 63 Jahre am preußischen Hof. Interessant Bailleu: Die Verhandlungen in Tilsit 1807 (Deutsche Rundschau 1902). In den dort abgedruckten Briefen des Königs an Königin Luise heißt es 1. Juli 1807: Brinkmännchen est ici; il doit aider à dorer la pilule, que son maître doit avaler. Bailleu gibt dort auch den Bericht über Napoleons Zusammenkunft mit Königin Luise in Tilsit, den Brinkmann seinem König geschrieben unmittelbar nach einer Unterredung mit der Königin darüber ganz ohne Zeugen. Arndt (Meine Wanderungen usw. 2. Aufl. S. 153), Schleiermachers nachmaliger Schwager, urteilt sehr böse über Brinkmann. Er bedauert, daß das Original der Lebensbeschreibung des Königsberger Kriegsrats Scheffner unterdrückt worden sei. Darin seien mit Scheffnerschem Salz geschildert gewesen auch „die Abendunterhaltungen an dem Teetische und in dem Lesekabinette der Königin Luise, wie der witzige und geistreiche Schwede Brinkmann dort den patriotischesten Deutschen und Preußen spielte und der Königin vorlas und vorplapperte, der Schelm, den ich wohl gekannt habe, der in Schwedens und Preußens Angelegenheiten daheim durchaus eine französische Rolle gespielt hat.“ — Mitten im politischen Getümmel erhielt Brinkmann dort den Besuch des Königsberger Brüderpredigers Chr. Fr. Cunow, nach dessen Besuch 1803 in Berlin er seinen Zembschbrief geschrieben. Er unterhielt sich mit ihm auch über Schleiermachers Sendschreiben über den sogenannten 1. Brief des Paulos an den Thimotheos (1807), worin Schleiermacher den Brief dem Paulus absprach, ferner über des Konvertiten Stolberg: Geschichte der Religion J. Christi, von der er schon früher Schleiermacher geschrieben, daß sie den Brüdern besser gefallen werde als das Sendschreiben. Brinkmann schreibt über Cunows Besuch 17. März 1808: „Denke Dir, welchen Besuch ich gestern bekam! Von dem hiesigen Prediger Cunow. Er war mein erster Stubenbruder, wie ich als ein Kind von 11 Jahren nach Niesky kam, und ich freue mich noch seiner freundlichen Behandlung des damals so verwaisten Fremdlings. Durch

ihn erfuhr ich denn vieles von unsern Ehemaligen. Wir blieben zwei Stunden beisammen; ich war im vollen Ernste bewegt und ergriffen von den Schattengestalten, die sich aus der Vergangenheit emporbrängten, mich zu umarmen. Er versprach mir Gemeinnachrichten, unter andern Zembsch' Lebenslauf (gestorben 1806; d. V.). Was meinst Du? Wird man nicht glauben an die Rückkehr des verlornen Sohnes? Auch von Dir wurde rühmlich gesprochen, jedoch hielt ich mich wohlweise an den tiefen Altertumsforscher, an den gründlichen Griechen — aber umsonst! Warum hatte der Mann Dein Sendschreiben über den h. Timotheus gelesen! Das nur schmerzte ihn, und ich suchte leicht hinwegzutrippeln über die glühenden Kohlen. Übrigens, was ich vorhersah, ist Stolbergs Werk klassisch geworden in der Gemeine. Von meinen gedruckten Kleinigkeiten schien er nichts zu wissen, und ich hütete mich wohl, ihrer zu erwähnen." — Schleiermacher entgegnete aus Berlin 29. März 1808: „Auch mich hat die Erzählung von dem herrnhutischen Besuch nicht wenig angezogen. Freilich kann wohl alles Mildernde, was ich getan habe an dem Sendschreiben, für diese guten Freunde nicht gefruchtet haben, und nur die Zeit wird den üblen Eindruck auslöschen können. Zembschens Lebenslauf, wenn er von ihm selbst aufgesetzt ist, würde ich auch nicht ohne Rührung lesen. Nächst einem Staatsmann wirkt doch nicht leicht jemand mehr als ein tüchtiger Schulmann, und in einer so langen Laufbahn. Du hättest aber immer noch mehr von mir sagen können; denn wunderbar genug finden meine Predigten Gnade und werden hier auch von herrnhutischen Familien besucht. Bunter ist wohl überhaupt kein Fischzug als mein kirchliches Auditorium: Herrnhuter, Juden, getaufte und ungetaufte, junge Philosophen und Philologen, elegante Damen, und das schöne Bild vom heiligen Antonius muß mir immer vorschweben. Indeß hoffe ich, etwas muß doch wohl hier und da aufgeregt werden."

Vielleicht lag es auch mit an Brinkmann, der mit der Königin nach dem Zembschbrief mehrfach auch seine herrnhutische Vergangenheit besprochen, daß der eben erwähnte Cunow (N. 1830) auf Wunsch des Königspaares den Religionsunterricht der 11jährigen Prinzessin Charlotte, der nachmaligen Gattin des Kaisers Nikolaus von Rußland, auf $^1/_2$ Jahr bis zur Abreise der Herrschaften übernahm, dessen tiefen Eindruck die Prinzessin ihrem Lehrer mündlich und hernach auch schriftlich bezeugte.

1808 Brinkmann verläßt dauernd Deutschland. Bis 1810 außerordentlicher Gesandter in London. — 1811 in Stockholm zum ersten Male, wie noch mehrmals, vorübergehender Verwalter des Hofkanzleramts mit Sitz und Stimme in der Regierung. — 1812 Mitglied des Erziehungskomites. 4. Juli 1812 wünscht ihn sich Schleiermacher, selbst im Unterrichtsdepartement, als preußischen Kultusminister nach W. von Humboldts Abgang. 1813—1840 Brinkmann in dem

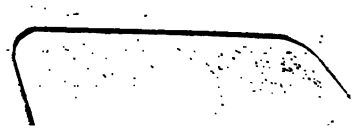
„Ausschuß für die allgemeinen Angelegenheiten des Reiches“. Dies bis ans Ende seiner staatsmännischen Laufbahn sein Hauptamt neben wechselnden Nebenaufgaben. — 1814 Mitglied der Königlichen Akademie für schöne Literatur, Geschichte, Altertümer, (1828 der schwedischen Akademie, 1836 der Königlichen Akademie der Wissenschaften, deren Vorsitzender er 1843—1844). Begann anscheinend damals schwedisch zu dichten. — 1820 Elegieen und Arabesken. — 1821 Großer Preis der schwedischen Akademie für sein Gedicht Snillets Verld (Welt des Genius). Später erhielt er noch einmal den zweiten Preis der Akademie für seine Dichtung Dicter Öar (Inseln der Dichtkunst). — Der Universität Upsala vermachte seine Bibliothek von 20000 Bänden, Kunstschätze, Stiche, Münzen im Wert von mehreren 1000 Reichstalern, die größte Schenkung seit Gustavs II. Donation. Dafür 1839 vom König zum Freiherrn ernannt, von der Universität zum Ehrenmagister. In dieser Eigenschaft ward er 1839, die erste Ehrenbezeugung der Art, auf dem Parnaß der Upsalaer Domkirche nach einer poetischen Huldigung seines Promotors, des Dichters Atterbom, mit Lorber gekrönt. Wie Fries dem herrnhutischen Freund Christl. Reichel die Wartburgfeier 1817 als den „ausgezeichnetsten Augenblick“ in seinem Leben bezeichnet, „als ich den 18. Oktober des Morgens nach der Feierlichkeit zwischen den Burschen im Sonnenschein auf dem Hofe der Wartburg stand“, so mag Brinkmann, der als Barbyer Theologe so nach Berühmtheit geschmachtet hatte, diesen Moment als den höchsten seines Lebens empfunden haben. — 1840—1847 Ruhestand. 1842—1843 zwei Teile Vitterhets — förzök (Dichtversuche). 1847 Tod, 83jährig, unvermählt; seine Familie stirbt mit ihm aus, sein Wappenschild drum über seiner Gruft zerschlagen. Seine unermeßliche Korrespondenz im Brinkmannarchiv (in Lund?)

Die eifrigste Korrespondenz zwischen Schleiermacher und Brinkmann 1789 aus Drossen nach Halle und Berlin, 1798—1800 aus Berlin nach Paris, 1802—1805 aus Stolpe, Halle an Brinkmann nach Berlin. Seitdem Brinkmann 1808 Deutschland verlassen, nur noch vereinzelte Briefe; selten einer von Schleiermacher, da er nicht der herrnhutischen Vergangenheit gedenkt. Wenn sie sich nichts Neues auf dem Gebiet mitzuteilen haben, so erneuern sie scherzend das Gedächtnis jener Tage, indem sie die Mysteriensprache der Brüder reden. Ich habe namentlich auf den Begriff der „Gesellschaft“ oben S. 25 hingewiesen. Noch einige Kleinigkeiten. Der Halle 1789 verlassende Brinkmann, der sich bei ihm wegen der Armut seiner Briefe entschuldigte, wird ihm zum Pfleger, der beim Abschied von seinem Chor für seine Versehungen Abbitte tut. Brinkmann, der einen ausführlichen Brief von ihm erhält, ist der Pfleger, der ihn „gesprochen“ hat. Der antikantische Brinkmann soll den Kantianer Kiesewetter in Berlin hören; „vielleicht bekehrt Dich der Heiland unversehens durch diesen

Apostel". In seinem ersten Hallenser Brief Dezember 1804 hatte er Brinkmann nur von sich und seinem neuen Amt erzählt. Er entschuldigt sich zum Schluß, er sei nicht so selbstsüchtig, als der Brief erscheine: „Du mußt ihn als einen ersten Missionsbericht ansehen, der auch gewöhnlich nur von den Gnadenbeweisen des Heilandes an den Brüdern selbst handelt. Wenn ich nicht nach Berlin komme, so gehe ich doch, um meinem Herzen einen Segen zuzuwenden, in den Festtagen entweder zu Bruder Zembsch nach Barby oder zum Bruder Goede nach Weimar". Selbst der König Friedrich Wilhelm, der ihm infolge seiner kirchlichen Opposition nicht wohl will, wird ihm zum Bruder K. — Das sind Scherze. Ein religiöses Wort findet sich in den Briefen an Brinkmann nicht. Darin stand er ihm trotz der Widmung der Reden, Übersendung von Predigten und Glaubenslehre zu fern. Er äußert sich darüber und über die Bedeutung seiner herrnhutischen Jugend gegen die Kathen, Grunow, Lotte, seine Frau, Reimer. Am handgreiflichsten tritt das hervor in den zwei völlig entgegengesetzten Berichten über seinen Barbyer Osterbesuch 1805: an Brinkmann nur Äußeres über Zembsch und die Lehrer des Pädagogiums (S. 103), an die Kathen dagegen von dem Segen, den er seinem Herzen durch jenen Besuch zugewendet (S. 39). Februar 1822 übersandte ihm Schleiermacher die 3. Aufl. der Reden, mit Anmerkungen versehen und einem neuen Vorwort, daß es jetzt eher Zeit sei, Reden an Frömmelnde und Buchstabenknechte unter den Gebildeten zu richten als, wie er es in diesem Werk getan, an Religionsverächter; für Ostern stellt er Brinkmann seine Glaubenslehre in Aussicht. „Dann magst Du nur das alte theologische Studium hervorsuchen und zusehn, wie ich mit Geist und Buchstaben umgegangen bin." Brinkmann entwarf folgende Antwort Oktober 1822 (IV 290): „Nun setze ich mich endlich hin, um noch ganz warm vom Lesen Deines Buches Dir für beides auf das herzlichste zu danken. Welche schöne Zeiten rief mir dies köstliche Denkmal unsrer nie unterbrochnen Freundschaft wieder ins Gedächtnis zurück! und wie sehr können wir uns beide freuen, daß uns der Sinn für das Heilige mitten unter babylonischer Gedankenverwirrung des neumodischen Mittelalters so treu geblieben ist. Ich bin recht stolz auf die Zueignung dieser merkwürdigen Schrift; denn wo zufällig einmal mein verwitterter Name in irgend einem Totenregister der deutschen Literatur aufgefrischt wird, kann wenigstens angemerkt werden, daß der Verfasser als Mensch doch wohl mehr wert gewesen sein mag, weil er sonst einem Mann wie Schleiermacher keine so aufrichtige, auf Gleichheit der Grundsätze beruhende Zuneigung hätte einflößen können. — Ich freue mich noch immer über meinen Schnellglauben an Deine geistige Überlegenheit, als ich gleich bei unserer näheren Bekanntschaft in Halle dem etwas flachen Ludwig Tschirschky (einem Nieskyer Kameraden beider; d. V.) zu seiner Verwunderung erklärte: daß Dein Name dereinst unter allen Selbstdenkern mit Ruhm

und Ehren fortleben werde, wenn seine und meine Verselein schon längst von der Almanachs-Lethe verspült worden." Er schließt mit einer englischen Strophe, deren Schluß lautet: Thou wêrt my guide, philosopher and friend. — August 1833, ein halbes Jahr vor Schleiermachers Tod, sahen sich die Freunde noch einmal; Schleiermacher, der 65jährige, besuchte den 69jährigen in Stockholm. „Ich melde mich an, damit Du Dich darauf einrichten kannst, daß ich Dich in der kurzen Zeit möglichst genieße. Das letzte Mal dürfte es wohl sein in diesem irdischen Leben, aber ich freue mich unendlich darauf, daß dieser langgehegte Wunsch endlich in Erfüllung geht. Laß Dich nur bei leidlicher Gesundheit finden von Deinem ganz weißköpfigen, aber doch frischen und unveränderlichen Freund." Sie reisten zusammen auch nach Upsala, doch gibt Schleiermacher an die Gattin nur Andeutungen.

Zwei Gegensätze treten bei Brinkmann hervor. Er ist Schwede von Geburt, steht in Schwedens Dienst, ist in Wirklichkeit aber ein Deutscher, hat vom 11.—44. Jahre im wesentlichen in Deutschland, seiner eigentlichen Heimat gelebt. Zweitens: er ist seinem Beruf nach Diplomat, seinen Interessen nach Litterat, erst in deutscher, dann schwedischer Sprache. Es gehört nicht wenig dazu, dem Mann in seiner Gesamtheit gerecht zu werden. Neben vielen schwedischen Arbeiten über ihn steht eine etwas umfangreichere deutsche in Varnhagens Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften, Leipzig 1843—1859.

Druckfehler.

Lies S. 18 unten statt „Va 2 und VII": „VIId 2 und IX".
S. 53 Mitte statt „Kap. 6": „Kap. 8".